



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

KPE
767

NEDL TRANSFER

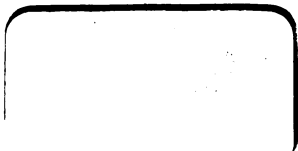
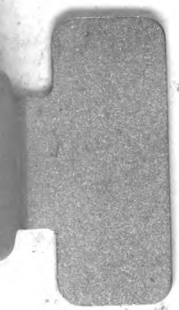


HN 2U81

Harm Düllwuttel
un all, wat mehr is
von Enno Hector

Verlag von W. Schwalbe in Emden

KPE 767





E. Hebert.

Handwritten text

1888



Emden 1888.

W. F. Schöler.



Enno Hektor

Harm Düllwittel

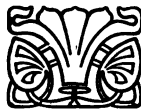
un all, wat mehr is.

Neu herausgegeben in 2. Auflage

von

W. van Nefs.

Mit einem erweiterten
Lebensbilde des Dichters
von Fr. van Harslo.



Emden 1906.

Verlag von W. Schwalbe.

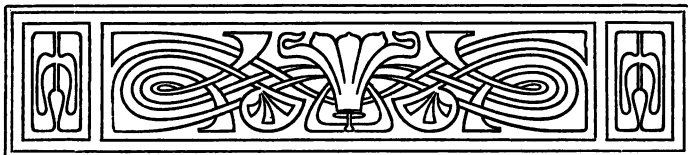
KPE767



H. L. Pierce

Inhalt.

1. Enno Hektor, ein Lebensbild	1
2. Sehnsucht nach der Heimat	27
3. Harm up Ball	28
4. Harm up Fre-ersfoten	37
5. Harm up t Dorn'mer Markt	55
6. Harm up d Börgerversammlung	90
7. Harm un d dūr Lied	124
8. n groot Brammel um n paar Drüpp Matt	147
9. Wat Jann platt aver de Mäßigkeit seggt	153
10. De Ring	160
11. Noj Hanne	162
12. An de Ene, de ick mene	164
13. Dit is dat Leed van Walsbohn, Kōlle un Sped	165
14. Gruß an die Heimat	167



Enno Wilhelm Hektor.

Am 6. Februar 1874 las man im Morgenblatt des „Fränkischen Kuriers“: Nürnberg, den 5. Febr. Heute Nachmittag wurde auf dem St. Rochus-Kirchhofe ein verdienstvoller Beamter des Germanischen Museums, Herr Enno Hektor, zur Ruhe bestattet. Zu Dornum in Ostfriesland geboren, verlebte er seine Jugend in der Heimat unter Verhältnissen, die seinem strebsamen Geist wenig zusagten. Im Herbst 1850 kam er nach Nürnberg, um sich, unterstützt von Freunden, die sein Talent erkannten, zum Besuch der Universität München vorzubereiten, auf welcher er von 1852 bis 1857 geschichtlichen und philologischen Studien oblag. Nach Nürnberg zurückgekehrt, trat er als Bibliothekar in das Germanische Museum ein und zeichnete sich durch Fleiß und wissenschaftliches Streben in einer Weise aus, welche ihm das Vertrauen der Direktoren des Instituts und die Achtung und Freundschaft seiner Kollegen an demselben erwarb. Später zum Sekretär des Museums ernannt, wirkte er in dieser Stellung bis zu seinem am 30. Januar d. J. erfolgten Tode mit vollster Berufstreue und Gewissenhaftigkeit in der Bibliothek-Abteilung, insbesondere tätig für die Herstellung des Literatur-Repertoriums. Neben seinen emsigen Studien über alt-nordische Literatur zeichnete er sich auch als Dichter aus. Eine Menge meist humoristisch-satirischer Gedichte von ihm sind seinen Freunden bekannt, wenige davon zerstreut in einzelnen Blättern erschienen. Außerdem sind Dichtungen in seiner heimatischen Mundart und ein größeres lyrisches Gedicht: „Lannengeister“ (Hannover, bei Rümpler) im Buchhandel von ihm herausgekommen. Auch Dr. Frommanns „Deutsche Mundarten“ und das „Album“ des „literarischen Vereins“, dessen Mitglied Enno Hektor lange Jahre war, enthalten Aufsätze und Gedichte von ihm. — An seinem Grabe hatte sich, außer den sämtlichen Beamten des Museums, eine Anzahl Freunde versammelt, welche den nicht allen zugänglichen, zuweilen verschlossenen, ja selbst abstoßend erscheinenden Charakter des Verbliebenen, der jedoch in Wahrheit ein edler, tiefführender und besonders treuer und wahrheitsliebender war, zu würdigen wußten.“

Von dem II. Direktor des Germanischen Nationalmuseums zu Nürnberg, dem verdienstvollen Germanisten Dr. G. Frommann, wurde mir dies nicht nur als durchaus zutreffend bestätigt, sondern seiner Verdienste sehr ehrend gedacht. Der Schluß des ersten Schreibens über

Hektor lautet: „Soviel für diesmal über Hektor, dem ich als einem fleißigen und genauen, zuverlässigen Mitarbeiter an unserm Germ. Museum stets ein ehrendes und dankbares Andenken bewahren werde.“ Daß aber Enno Hektor in seiner Heimat dereinst eine bedeutende literarische Rolle gespielt hatte, war Frommann gänzlich neu. Er nahm daher die von mir 1882 in den „Ostfriesischen Blättern für Stenographie“ (Dunkmann in Aurich) veröffentlichte erste eingehende Lebensbeschreibung des Düllwuttel-Dichters mit dem größten Interesse entgegen und versah mich dafür mit manchen Angaben über Hektors Aufenthalt in Nürnberg. Von dessen Schweisgsamkeit und Unzugänglichkeit heißt es: „Obwohl er nun bis zu seinem Tode stets mit und unter mir auf einem Zimmer arbeitete und ich als Germanist seinem Lieblingsstudium des Altnordischen nahe stand*), schloß sich Hektor doch nie näher an mich an, so verschlossen und zurückhaltend war er. Er hatte einen sarkastischen Zug in seinem Charakter, der viele von ihm zurückstieß und ihn auch im Literarischen Vereine, dem er sich anschloß, nie recht heimisch werden ließ.“ In einer auf dem seit 30 Jahren gesammelten reichhaltigen Material aufgebauten größern Biographie des Dichters wird auch über seine anfänglich und längere Zeit hervorragende Stellung in diesem Vereine ausführlicher geredet werden.

Und wie noch bis vor wenigen Jahren dort, hat auch heute noch Hektors Name in ostfriesischen Kreisen einen guten Klang, obgleich seine niederdeutschen Dichtungen, die ihm eine Volksräumlichkeit ohnegleichen verschafften, bereits vor einem halben Jahrhundert, von 1846—1857, zuerst erschienen. Die Vorbereitung einer Ausgabe seiner gesamten niederdeutschen Schriften nach den Originalen war seit langen Jahren von mir in die Hand genommen, doch gab es nicht nur viele Schwierigkeiten in der Beschaffung der letzteren, sondern auch die Erlangung einwandfreier und genauer Mitteilungen über die Schicksale des vom Leben stark geschüttelten Landmanns und Sonderlings ließ oft halbjahrzehntelange Lücken aufklaffen. Von den Nachforschungen über ihn fassen wir das Wichtigste in folgender Skizze zusammen.

Enno Wilhelm Hektors Geburt fiel auf den 21. Nov. 1820, in eine Zeit also, wo die Wirbel der napoleonischen Jahre endgültig gestillt waren und die Völker sich mit der Ausbesserung ihrer Schäden und Wunden beschäftigten.

Noch war der Wohlstand geknickt und der Druck der Dürftigkeit lagerte auf breiten Schichten der Bevölkerung. Aber nicht nur dieser sondern auch noch ein anderer Druck lastete auf den Kreisen der Gebildeten deutscher Nation, die schwere Hand des Despotismus. Gut und Blut war umsonst veran, der Freiheit — und welcher bescheidenen nur! — war keine Gasse gebahnt worden. Ostfriesland hatte sogar nach dem segensreichen Regiment des alten Frix und dem darauf folgenden Wirrwarr bis 1815 durch die geheimen Abmachungen Großbritanniens mit Osterreich auf dem berüchtigten Wiener Kongresse seine Zugehörigkeit

*) Ich veröffentlichte einiges davon in der Zeitschrift „Am Urds-Brunnen“ (3. Jahrg. 1884): Der nordische Mythos vom Dichtertrank und sonstiges mehr.

zu Preußen aufgeben und sich dem welfischen Neugebilde eines Königreichs Hannover einverleiben lassen müssen. Beide Teile verstanden sich nicht und haben sich nie verstanden und so kam zu den andern Nöten unter uns auch noch die politische Not der gegenseitigen Abneigung und der absichtlichen Nichtachtung unserer alten Rechte.

In diese schwere Zeit fiel Ennos Jugend, die er in der Herrschaft Dornum im Norderlande verlebte, wo sein Vater am gräßlich Münsterschen Patrimonialgericht als Schreiber sein kärgliches Brot fand. Bei äußerster Pünktlichkeit, die an Pedanterie grenzte, aber auch in vorbildlicher treuer Sorgfalt für seine Familie, die zu ihm hinauffah, erzog der aus Handwerkerkreisen stammende, anfänglich einige Zeit im Privatschuldienste zu Damsum tätige Vater seine Kinderfchar mit großer Strenge, die auf den stillsinnigen Enno einschüchternd wirkte. Nach dem frühen Tode seines Großvaters väterlicherseits war die Großmutter zu ihrem Sohne gezogen. Wie Julie Hektor, das älteste der Kinder, 1885 aus Newyork berichtete, sei die kleine zierliche und freundliche Großmutter von der ganzen Familie „äußerst geliebt“ und als Respektsperson geehrt worden, und ihre Stellung dem Sohne gegenüber habe oft mildernd auf dessen stramme Zucht eingewirkt. Sie schreibt: „Kurage hatte die kleine Frau auch. Bruder Enno war ihr Augapfel, trotzdem er den Namen nicht aus ihrer, sodann aus der Schwiegertochter Verwandtschaft hatte. Wenn er nun als 2—3 jähriges Bübchen in Not geriet, so kroch er unter „lüttje Webbs“, dicke, wollene Schürze und war darin geborgen, wie in Abrahams Schoß. Einmal war der Vater sehr böse auf ihn und wollte ihn schlagen. Er war aber nicht zu finden, bis er in der Ecke bei Großmütterchen entdeckt wurde, das Wolle spinnend am Fenster saß. Vater verlangte energisch das Kind von ihr. Da sprang sie auf. Mit Angst sah ich den Dingen zu, die da kommen sollten, Vater war doch eine von Mutter, Frau und Kindern sehr respektirte, ja fast gefürchtete Person. Und nun stand die kleine, alte Frau kerzengerade vor ihm, sah ihn durchbringend an und sprach: „Erst schlag mich und dann dein Kind!“ Fast verdutzt blickte er sie an und sagte: „Bewahre, daß ich meine Hand nicht gegen meine Mutter aufhebe, möge der Junge diesmal frei ausgehen, aber hütet Euch“, ein andermal ihn zu verbergen, wenn er Strafe verdient hat.“ — So war ein Kompromiß geschlossen. — Da ich nun doch einmal am Erzählen bin, so will ich noch beifügen, daß die Großmutter auch mit uns Regel spielte, d. h. Enno und ich spielten und sie leitete das Spiel. Die Regel

*) Damals war der persönliche Verkehr steif und gezwungen, das trauliche „Du“ in der Anrede galt nicht einmal überall unter Eheleuten, Kinder redeten die Eltern mit „Si“ (Ihr) an. Dies „Si“ galt auch für den Diensthöten, Arbeiter und gemeinen Mann; dem Mittelstande vom besser gestellten Handwerker bis zum Schullehrer (Meister, als Kirchschul-lehrer Köster) galt das „He“ (Er); dem Beamten vom grünen Tische Amt und Gericht) aber nur, sowie dem Geistlichen (Paap), studirten Arzt (seinem Duackhalver) und dem mit „Schuf vör d' Duum“ (Vermögen, barem Gelde) gesegneten Bürgerzmann (Kaufmann, Apotheker pp.) gebührte „Se“ (Sie).

wurden regelrecht aufgestellt, der bekrönte in der Mitte indes hieß bei ihr nicht wie üblich der König, sondern Bonaparte. Wenn nun der kleine Enno den Bonaparte umfugelte und zu Fall brachte, so jauchzte lüttje Bebb vor Freude.“ Die Lasten der Kriegsjahre waren eben so tief vom Volke empfunden worden, daß man in dem Korzen einen Verderber wie Attila und in seinem Sturze die Befreiung von der Gottesgeißel erblickte.*). In etwas späterer Zeit kam dann freilich die Einsicht, daß von ihm doch auch Fesseln gelöst und Völker vom Joch befreit worden seien, jetzt aber überwog der Haß.

Der Vater wollte mit seiner strammen Zucht nur das beste des Sohnes. Wie er sich vom Schusterschmel und Lehrpult zu einer immerhin geachteten Stellung in den kleinbürgerlichen Kreisen des Marktstedens Dornum emporgearbeitet hatte und in diesen unbestritten die Intelligenz repräsentirte, so wünschte er aus seinen Kindern tüchtige Menschen erwachsen zu sehen und heimlich dachte er bei dem ältesten Sohne wohl an eine Subalternlaufbahn, wenn nicht noch etwas mehr. Immerzu lernen! hieß die Parole, und wenn das Spiel der Kameraden in den Straßen des wirklich hübsch gebauten Fleckens, der mit seinen Burghöfen und Parks förmlich zum Räuber- und Soldatenspielen einlub, auch ihn aus der Klaufe hervorlockte, so durfte er sich ihm nie mit Lust ergeben, da er über jede Viertelstunde Rechenschaft zu legen hatte. „Latein ist die Seele des Studiums!“ sagte der nur in den Anfängen desselben bewanderte Pater familias und verhörte mit aller Strenge die dem Sechsjährigen aufgegebenen Vokabeln. Weil ihm der sehr begabte und geistig rege Herr Sohn jedoch sehr bald über den Kopf wuchs, übergab er ihn dem befreundeten Pastor Schönebeck, der ihn indes nur kurze Zeit unterrichtete. Weil die Dorfschule damals in Verfall geraten war, sandte der Vater die beiden ältesten Kinder, Julie und Enno, zur Schule des jungen, frischen und leistungsfähigen Lehrers Mayer zu Kesterhase, wo Enno bis zum zwölften Jahre verblieb, bis dahin alle Weisheit der Dorfschule erschöpfend. Als Zeichenschüler des Pastors Mittel am selben Orte leistete er auch sein Teil und wiederum im Latein bei einem im Studium verloren gegangenen und in der Schreibstube des Dornumer Gerichts gelandeten Aktuar.

Ein jüngerer Bruder Ennos, Heinrich, der als Postverwalter in Dornum lebte, und dem ich diese Mitteilungen aus dem Jugendleben seines von ihm mit unbegrenzter Liebe verehrten Bruders verdanke, zeigte mir ein von ihm aufbewahrtes Festspiel des Neunjährigen, von Enno zum Geburtstag der schwärmerisch geliebten Mutter verfaßt und mit den Geschwistern aufgeführt; noch erzählte er, daß der grübelnde Kopf seiner lebhaften Phantasie in kraufter Weise durch selbsterdachte Märchen und Geschichten Ausdruck gegeben und — des gestirngten Herrn Vaters halber in aller Heimlichkeit — seinen Geschwistern aufgetischt habe; diese Phantasie spielte auch in seine Träume über, an denen er, wie er später einmal klagte, sein Leben lang gerabezu litt. Im „Dft-

*) Vgl. auch E. M. Arndts „Meine Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn G. K. Fr. von Stein“ (1858) S. 1. 3. 7.

friesischen Monatsblatt" Bd. XI (1883) wurde einer seiner fingirten und wohl nicht völlig fingirten Träume veröffentlicht.

Dem Zwölfjährigen war nur wenig Zeit mehr zum Lernen und Lesen vergönnt, die Parole hieß: Schreiben! Schreiben, um in den kümmerlichen Zeiten und durch den Kinderlegen sich steigenden schwierigen häuslichen Verhältnissen ein paar Stüber — 4½ Stüber oder ein Fiestehalf waren 25 Pfennige — mitzuverdieneu, dem Vater ein größeres Pensum namentlich privater schriftlicher Arbeiten abfertigen zu helfen. Als gemeiner Schreiber konnte man ja auch, wie noch heute, ohne besondere Vorbildung durch technische Schulung am grünen Tisch zum Sekretär aller Grade und Kreise, Mendanten und schließlich sogar zum Rat aufrücken. Dem Knaben wars ein Greuel, und seufzend verrichtete er seinen Schreibmaschinen dienst, wobei er selber die Maschine darstellte.*) Nur der Zuspruch der mitleidenden Mutter vermochte ihn über Wasser zu halten. Nachdem er darauf seine Lehrjahre als Schreiberehring beim Advokaten und Notar Gittermann am Orte durchgemacht hatte und immer stiller und verschüchterter geworden war, trat er 1838 als Schreibgehilfe bei dem Auktionator Kulfes zu Bewsum in Dienst. Dieser entdeckte unter anderm Hektors Zeichentalent und beabsichtigte, ihm als Maler die Wege bahnen zu helfen. Der Plan jedoch scheiterte aus verschiedenen Ursachen, von denen man mir den Widerstand Hektors als durchschlagend nannte, der sich mehr als Dichter gefühlt habe. Man weiß, daß Goethe allerdings in umgekehrter Weise auch mehr von seinem Malen und Naturforschen, als von dem bischen Dichten, welches er ja auch könne, hielt.

In Bewsum fand H. einige literarische Anregung und zwar sowohl durch seinen Brotherrn, der selber Neigung zur Literatur besaß — ich fand dasselbe schon bei mehreren der älteren ostfriesischen Auktionatoren aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts — als auch durch den Verkehr mit zwei Freunden, Münch und Uhlenkamp, mit denen er Winteransfang 1840 den „Convent zum immergrünen Trifolio“ bildete. In dieser verhältnismäßig angenehmen Stellung verblieb der Jüngling fast vier Jahre, seine Mußestunden mit ausgebreiteter Lektüre, tiefgeheimem Dichten — die Geburtstage freilich zogen ihn als Festdichter ans Tageslicht — und Anfängen öffentlicher Schriftstellerei ausfüllend.

*) Dabei saß ihm stets der Schalk im Nacken, wie einige mir bekannt gewordene Hiftörchen zeigen. Vom Vater wußte er genau, wie und was zu kopieren war. Beim Notar Gittermann als kleiner Schreiber kopirte er dessen private, unleserliche Handbemerkungen so kunstgerecht, daß sie auf dem Amte helles Gelächter hervorriefen. Herr Oberamtman Kulfes zu Tjücher Grashaus erzählte dazu, Hektor habe anfangs die total unleserliche Unterschrift seines Vaters, des Auktionators K. zu Bewsum, so naturgetreu mitkopirt, daß derselbe ganz erstaunt nachgefragt habe, wo und wann von ihm eigenhändig die Reinschrift unterzeichnet sei. Hektor habe darauf erklärt, da die Krakelsfüße so unleserlich gewesen seien, habe er sie als zugehörend zum Texte mit abgeschrieben. Als ob der Schelm nicht gewußt hätte, wie sein Herr sich zu verewigen pflegte?!

Seine ersten Dichtungen, Lyrika, finden sich in seinem Nachlaß in einem Bändchen zusammengetragen, das den Titel „Kumpelkammer eines Bahnwitzigen, genannt Enno Hektor“ trägt. Solche drastischen Titel nicht nur, sondern auch auffallenden Stoffe pflegte er mit Vorliebe zu verwenden, so schrieb er später die prächtigen „Bagabundenlieder“, die (ungedruckt vorliegenden) „Lieder des lieben Gottes“, die Szenen von „Harm Düllwuttel“, das Märchen von „Kaspar Kur“ usw. „Des Bahnwitzigen Erstes“ in der „Kumpelkammer“ ist ein Frühlingslied aus dem Lenz des Jahres 1836. Die auch verschiedene Gelegenheitsgedichte umfassende Sammlung enthält nur wenige bedeutendere Sänge, von denen später mehrere veröffentlicht sind. Keines dieser Gedichte läßt die einige Jahre weiterhin hervortretende starke Seite der Satire erkennen. Sie bildete sich erst unter dem materiellen und geistigen Druck der nun folgenden Dornumer Frohnzeit aus. Daneben läuft aber eine zarte, fein abgetönte, innige Dichtung, die den innern Reichtum des hochbegabten Mannes andeutet, denn ganz hat er sich nicht ausgegeben, auch nicht ausgeben können, da sein Leben der harmonischen Ausgleichung entbehrte.

Daß Enno Hektor trotz seiner Blödigkeit und Linkishheit ein scharfer Merker war, zeigen die der Umgebung entnommenen Züge, die er in seine seit 1846 veröffentlichten niederdeutschen Szenen und Gespräche, die Düllwutteliaden, verflocht. Er vertiefte sich in das Volksleben und notierte sich lange Reihen von Redensarten, Sprichwörtern, Volksreimen, Rätseln u. a. m., die er leider nur zum Teil in seinen größeren Niederschriften, besonders in Dr. Frommanns Zeitschrift, „Die deutschen Mundarten“ veröffentlichte und verwertete. Soviel mir bekannt geworden ist, finden sich seine ersten Produktionen in der mit dem 1. Juli 1842 erscheinenden Wochenschrift „Frisia“ (Emden. H. Woortman, Jgr.), die ihm jedoch zu wenig Spielraum gewährte, so daß er es vorzog, sich in dem im gleichen Verlage erscheinenden Jahrbüchlein, dem „Ostfriesischen Unterhaltungsbuche“ zu produzieren, das von 1844 bis 1848 jährlich einmal unter seiner Leitung erschien.

Bezeichnend für seine literarische Richtung ist hier sofort zweierlei kennntlich: erstens seine tiefe innige Vaterlandsliebe, die am besten als Heimatliebe und Deutschlandsliebe benannt werden kann und zweitens seine energische Abweisung alles Unfreien, Unwahren und Unsauberen auf allen Gebieten des menschlichen Lebens.

Beweis dafür ist schon sein Ende August 1842 in Nr. 8 der „Frisia“ veröffentlichtes, sehnsüchtig nach einem traumhaft erschaute[n] freien Friesland verlangendes Gedicht „Frisia“, das anhebt:

„Frisia! Land meiner Wiege! Land, wo ich der Jugend Träume
Einst geträumt, gleich wie ein junger Vogel in dem Laub der Bäume.

Land, wo mir zum ersten Male Menschenlaute hold erklangen,
Wo ich in des Maies Prangen einst mein erstes Lied gesungen!

Sei gegrüßt mir, Land, wo ich mir Kraft und Lebenslust gesogen!
Wo die Sprosse, schwank und zart, zum markterfüllten Stamm erzogen!“

Er gedenkt jener ruhmvollen Zeiten seiner Heimaterde, wo wie unter Edvard Magnus Führung kühne Helden gewaltige Taten verrichteten, wo unterm Aufstallsboom freie Friesen nach ihrem Willen Rechte fürten, wo in Karolus Magnus Tagen die Küstenleute zehntausend Dänen überwandten und fährt fort:

„O, wie schwillt die Brust mir, denk ich jener Zeit, die längst entschwunden.
Wo als freie Friesen deine Söhne lebten treu verbunden!

Wo sie weder Kron', noch Ketten, keine Herren, keine Knechte
Duldeten, wo alle gleiche Freiheit hatten, gleiche Rechte.

Selbst die stolze Roma hat in ihrer Vorzeit goldnen Tagen
Keinen edlern Baum der Freiheit, als Du, Friesenland, getragen.“

Zwar ist dieser alte Freiheitsglanz verblichen, das alte Heldentum
geschwunden und nimmer wird die alte ruhmreiche Zeit zurückkehren,
doch wollen wir uns nicht nutzlosem Webauern und Klagen hingeben, nein:

„Nicht geseufzt, geweint, geklagt um das, was ewig ist verloren,
Nein, geschauet auf die grünen Sprossen, die das Jetzt geboren!

Jeglich Unkraut ausgerodet und die Sprossen wohl gebogen,
Zu geradem Stammeswuchs mit blütenreicher Kron' erzogen!

Vaterland, noch bist du nicht, um nimmer zu erstehn, gesunken,
Noch in manchem deiner Söhne glüht ein edler Freiheits-
funken.

Und wie deine Felder, wo sich noch die Saaten reich vermehren
Noch ein fester Wall umschließt, des Meeres Wüten abzuwehren:

Also wollen wir, ein fester Wall, der Freiheit Saat behüten,
Daß sie lustig grüne und bewahrt sei vor der Feinde Wüten! —

Kurz vorher hatte er in einem kleinen Artikel die — erst recht heute — grassirende lächerliche Titelsucht angefochten*) und zur Bildung einer großen „Deutschen Gesellschaft zur Abschaffung des Titulatur-Unwesens in und auf Briefen“ aufgefördert, auch hierdurch bekundend, daß er Front gegen die Auswüchse im gesellschaftlichen Leben zu machen gesonnen sei. Ein zweiter Artikel war gegen das unzeitige Tabakrauchen unreifer Burschen gerichtet, wobei er interessante Streiflichter auf die Rauchsitten seiner Tage fallen läßt. Weiter kam er erst nicht zu Wort, da schärfere Artikel von der Schriftleitung zu den Akten gelegt wurden und Hector seine wenigen Mußstunden zum Broterwerb nötig hatte. Nur zum 26. Mai 1844, dem Todestage des letzten Cirkena, dem die Besitzergreifung Ostfrieslands durch den alten Fritz kurzerhand folgte, sandte er ein Gedicht „Vor 100 Jahren“ ein, dem aber erst im November (Frisia III. 229) ein Platz eingeräumt wurde. Er schildert darin, ohne ein Blatt vor den Mund zu nehmen, wie die Besitzergreifung stattfand:

*) In amüsanterer Weise weiter ausgesponnen 1848 im „Bagabund“ S. 55 ff. und zum drittenmal 1861 im „Nürnberger Anzeiger.“ Auch befindet sich der Anfang einer plattdeutschen satirischen Erzählung über das ostfries. Sprichwort: Nümms is gern nicks! unter seinen Notizen.

„Raum ist der letzte Seufzer dem Fürsten noch entflohn,
Da nahest, einzuhacken die Klau'n, der Adler schon.
Raum ist die Fürstenleiche noch aller Wärme bar,
Prangt schon auf allen Schildern und Toren Preußens Nar.

Und ob der Nar ein König und sich zur Sonne schwingt,
Ob auch sein scharfes Auge zur fernsten Ferne dringt,
Ob er auf Felsen horstet, ob noch so kühn sein Mut, —
So bleibt er doch ein Räuber und trinkt unschuldig Blut.

Und ob dich, alter Fritze, dein Volk den Einz'gen heißt,
Ob alle Welt auch nennet dich einen großen Geist,
Und ob du alles hastest, was ungerecht und schlecht, —
Doch ließeßt du ergehen manichmal Gewalt vor Recht.

— — — — —
Und ob dir, alter Fritze, wohl mancher Dank gebührt,
Daß du das Land der Friesen voll Milde hast regiert,
Ob mancher Strahl des Segens ihm ward von deinem Thron, —
Doch hätt' der Frieße lieber gehorcht dem Landesohn.“

Vielleicht hätt' er das, wenn nur ein solcher vorhanden gewesen wäre, im Notfall hätte es ja auch ein untergeschobenes Landeskind sein können, wie uns Dr. R. Chr. Gittermann 1844 in der „Ostfr. Zeitung“ vom 26. Mai aus dem Munde der statt des erhofften Pseudoprinzen geborenen Tochter erzählt. Man sollte nun von Hektor die Wunschäußerung erwarten, es möge eine neue Friesendynastie auftreten, aber der Schall hat eine andere Lösung im Sinne, die nur ganz von dem verstanden wird, der die hannoversche innere Politik von 1817 an mit ihrer brutalen Rechtsverletzung genauer kennt, — es sei hier nur an die wiederholten Verfassungsbrüche erinnert, — denn er schließt plötzlich:

„Allein, — ob auch die Sonne mit Flecken ist verfeh'n,
Kann doch vor ihrem Glanze kein andrer Stern bestehn:
Wir gönnen gern der Sonne den hohen Herrschersth: —
Herr, sende bald nur wieder uns einen alten Fritzi!“

Ja, ja, so war er stets, immer den Schall im Nacken, der aus ersten Augen Feuer sprühend, plötzlich mit der Britsche dem Erschreckenden unter Gelächter den unerwarteten Schlag verseht.

Am 8. April 1842 verstarb Hektors Vater, seine Familie in gedrückter, mittelsofer Lage hinterlassend, die den Sohn bewog, ein Gesuch an die gräflich Münstersche Verwaltung um Verleihung der erledigten Schreibertelle zu richten, welche ihm am 14. Mai zugesichert wurde, falls er anstatt des vom Vater bezogenen Lohnes zu 100 Talern sich mit 60 begnügen wolle. Nun ja, für den 21 jährigen Schreibknecht wars damals vielleicht wohl ein genügendes Geld, nur nicht für die zahlreiche Familie ausreichend. Indessen, es gab keine Wahl, der Hunger siegte, mit Heldenmut stieg der Jüngling in die Treitmühle hinein und suchte sich durch Privatunterricht weiteren Erwerb zu sichern, da er einen Abscheu vor der damals blühenden Rechnungsstellerei und ihren Rechtsknifflichkeiten bewies. Aber auch mit den paar Stündchen war kein leerer Beutel zu füllen und wenn nicht die dem Sohne an Mut eben-

bürtige Mutter sich rasch entschlossen zur Hebamme hätte ausbilden lassen, so wäre bitterste Armut aller Loos gewesen.

Hektors Stellung war naturgemäß eine sehr untergeordnete und da er bei ausgebreiteter Lektüre einen weiten geistigen Horizont erreichte, mußte sie ihm je länger desto mehr zur Dual werden. Verständnis für seine Studien, die sich von der Politik bis zur Lyrik erstreckten, fand sich in dem kleinen, geschlossenen Kreise der gräßlichen Beamtenerschaft und Dorfmagnaten nicht, höchstens daß man von seinem Dichtertalent Gebrauch machte und sich zu Hochzeiten, Geburtstagen und sonstigen festlichen Gelegenheiten den Pegasus vorreiten ließ*). Nur einer der Söhne des Rentmeisters, der spätere Obergerichtsanwalt Ernst Warnebold in Hannover, schloß sich enge ihm an und ihre Freundschaft läßt sich durch viele Jahre verfolgen. Übrigens galt Hektor bald als Sonderling, da er weder rauchte noch trank, das Wirtshaus mied, einen altdeutschen Rock demokratischen Schnittes trug und einsame Spaziergänge unternahm. Für solch unphilistritisches Gebahren fehlte natürlich auch das Verständnis, und der allzeit zum Västern geneigte Spießbürger ließ den „verrückten Hansnarren“ Spießruten laufen, für den so Gepeinigten nur um so mehr Veranlassung, sich in sich selbst zurückzuziehen. Dabei aber widmete er sich seiner Familie um so mehr und eifriger und ersetzte den jüngern Geschwistern die Vaterstelle derart, daß sie bis zu ihrem letzten Atemzuge den Bruder mit ungeteilter Liebe umfaßten, nichts auf ihn kommen ließen und ihn nach seinem Tode wie einen Heiligen verehrten.

*) Ein ganz ergötliches Stücklein kam durch diese offiziellen Anforderungen, denen er sich je älter desto unwilliger fügte, bei einer dieser Gelegenheiten zustande. Zum ersten Besuch, den die Gutsherrschaft, Graf und Gräfin von Münster-Derneburg, ihrer „Herrlichkeit“ abstattete, wurde sie mit allem Pomp von der gesamten töchterlichen Dorf- oder vielmehr Fleckensjugend angefeiert, wobei die rangälteste Schönste das von Hektor verfaßte Weibelied deklamirte, das in die hübsche Schlußstrofe ausklang:

Und noch einmal heißt willkommen
Euch die blütenweiße Schar!
Und wir rufen vollen Herzens:
Glück und Heil dem edlen Paar!

In die Hochrufe aber, dargebracht vom ganzen Kinderchore, mischten sich aus dem sie umzingelnden Baune lebendigen Halb- und Ganzwuchses laute Schaffstimmen: Mäh! Mäh! — Hektor hatte nämlich seinem Intimus Ernst die Rehrseite der Medaille gezeigt, ein Gegenstück des Weibeliedes, das mit den Versen begann:

Wir grüßen die junge Gräfin schön,
Und auch den Herren Grafen,
Und unsre Wünsche blöken wir her
Gleich fromm unschuldigen Schafen —

worauf dieser nichts besseres zu tun wußte, als mit noch einigen Buntmühen das Geblöf in Szene zu setzen.

In dieser Zeit des gesellschaftlichen Druckes erwachte in Hektor der Satiriker. Der Verfasser der kleinen Bosheiten, Ludwig Börne, und der übermütige Spötter und stachliche Witzbold Heinrich Heine gehörten zu seinen Lieblingschriftstellern. Diesen eleganten Vorbildern suchte er zu folgen und versuchte sich in Dichtungen mit Schalks Ernst und Hohnreden, die zwar nur den Intimsten seines kleinen Freundeskreises bekannt wurden, von dem aber trotz alledem auch in „höhern Kreisen“ etwas durchsickerte, so daß nach dem Kosten einiger Proben der Chef der Verwaltung ihn im Honoratiorenstübchen einen „gefährlichen Menschen“ nannte. Sein allezeit korrektes dienstliches Verhalten jedoch sowie seine frühzeitig gereifte Männlichkeit ließ es nicht geraten erscheinen, seine geistige Überlegenheit herauszufordern.

Was man dagegen an Maultourfsarbeit leistete, mag ein Fall zeigen, der kennzeichnend für jene strupellose Art ist, wie sie bis heute in gewissen Schichten gehandhabt wird, um unbequeme Leute in zahme Geschöpfe zu verwandeln. Der Hungerleider, dem oft in seinem Kämmerlein das Feuer nicht brennen wollte, weil ihm der Torf fehlte, suchte durch einen Stellenwechsel Verbesserung seines Loses herbeizuführen und reichte unter Vorwissen der gräflichen Verwaltung und von ihr mit einem vorzüglichen Zeugnis ausgestattet eine Bewerbung beim Königl. Amte L. um eine Registratorstelle ein. Sie wurde abgelehnt, weil eine — geheim abgegebene — Konduite ihn als ungeeignet zum Steigen bezeichnete. Wie konnte man denn auch in Welfenlanden einen neuen alten Fritz herbeiwünschen, offen vor aller Welt?! Welche Gesinnung verriet ein Bestreben, friesische Freiheit — hu! in welfische Vergewaltigung, Pardon! Verwaltung hineinzuschmuggeln?! Und was war von einem Spötter und Freigeist zu erwarten, der bei der Parentation am Sarge seines Vaters, als doch der Geistliche nur der Unkirchlichkeit des Verstorbener und anderer daraus sich ergebenden Mängel gedachte, nicht aber auch des Sorgens und Mühens um seine Familie, der Liebe und Treue an ihr, des Kämpfens und Ringens ums tägliche Brot und mithin ums Leben selbst erwähnte, plötzlich aufstand und mit einem Ruck aus der Kammer verschwand, ein Scheltwort von sich schleudern?! Gewiß, es war unmöglich, einen solchen Menschen im Staatsdienst zu beschäftigen.

Um 1840 setzte in Ostfriesland eine Mäßigkeitsbewegung ein, die mit Vater Matthew in Irland beginnend, weite Wellenkreise auch in Deutschland schlug. Als ihre Leiter im Königreich Hannover traten unter den Evangelischen Pastor Böttcher in Hannover, unter den Katholiken Kaplan Seling in Osnabrück hervor. Ostfriesland stand seinen Mann, es gründete eine Reihe Mäßigkeitsvereine,*) gab fast

*) Der römisch-kath. Pastor Ladmann zu Norden, der mit anscheinendem Feiereifer sich in die Bewegung warf — er hielt Konventikel für Angehörige aller Konfessionen ab, gab eine Schrift zur Werbung heraus, hielt in Versammlungen schwunghafte Reden — benutzte die Gelegenheit, um eine Reihe Konvertiten zu machen, von denen der letzte vor einiger Zeit starb.

10 Jahre lang eine Mäßigkeits-Zeitung heraus, versammelte sich alljährlich zum Provinzialfest, und um den vielfachen harten Widerstand in Stadt und Land, bei Geistlichen und Weltlichen zu überwinden, hat es sich zur besondern Förderung der guten Sache den bekannten Baron von Seib aus Berlin zum Mäßigkeitsapostel aus, der 1846 ein halbes Jahr lang das Land kreuz und quer durchzog, hier den Einzelnen, dort die Menge missionirend. Aber lange vor dessen Tätigkeit hatte Enno Hektor sich in den Dienst der Mäßigkeit gestellt und in Wort und Schrift gegen den Branntweinsteufel geeifert. Weil sein Bemühen, für Dornum und Umgegend eine größere Schar um die Standarte der Mäßigkeit zu sammeln, durch die Maulwurfsarbeit seiner Gegner gelähmt wurde, hielt er in verschiedenen Nachbarorten Versammlungen ab und durch diese Tätigkeit wurde man in Ems auf ihn aufmerksam, wo bereits ein blühender, zahlreiche Mitglieder haltender Mäßigkeitsverein bestand. Sein Name hatte hier guten Klang und seine Reden zogen an, so daß man sie gedruckt zu sehen und zur Propaganda weiter verbreitet wünschte. So entstand die Erstlingschrift: „Apologie der Mäßigkeits-Vereine in zwei Reden“ (vom 2. Juni und 28. Juli 1844). Emden 1845. Druck und Verlag von H. Woortmann, Jgr. — Aus diesen Jahren stammen auch die erst 1848 im „Ostfriesischen Unterhaltungsbuch“ (für dieses Jahr und im selben Verlage) veröffentlichten beiden Dichtungen: „Wat Jann platt aver de Mäßigkeit seggt. Moi in Rimen broggt von E. H.“ — seit 1859 in unbefugtem Nachdruck auch als Broschüre vertrieben, wie aus dem „Amtsblatt für Ostfriesland 1859“ hervorgeht — und das drastisch „Kasper Kur oder Zuckackzive und Krambambuli. Ein funkelnagelneues Märchen von E. H.“

Gehörte diese Tätigkeit in seine Kampfstellung gegen das Unsaubere und Unsittliche, so jene nun vorzuführende in die um das Unwahre und Unfreie, freilich auch in das andere Gebiet mit einspringend. Die von der Welt abgeschnittenen, isolirten kleinen Ortshaften, in denen die Bureaukratie und Plutokratie maßgebend ist, verfallen erfahrungsgemäß, wenn es an geistigen Führern mangelt, der Genußsucht und mindestens der geistigen Verumpfung. Jene Lage, wo ein so lebendiger, literarisch und künstlerisch gerichteter Geist wie Pastor Egidius Vieth (1796—1811) hier gewirkt hatte, waren ja längst vorübergerauscht, aber auch die noch bedeutenderen seines zweiten Nachfolgers, des Predigers Dr. phil. Rudolf Christian Gittermann (1803, bezw. 1813—1825). Der milde, fränkliche N. Schönebeck, der auf ihn folgte (1822—1836), starb bereits in noch jungen Jahren, ohne die Führung erlangt zu haben, nach der er auch gar nicht strebte. Die tonangebenden Familien fand man jetzt in oben genannten Kreisen der Gesellschaft. Wie Hektor von ihr behandelt wurde, ist schon angedeutet, wie er sich rächte, auch. Der satirischen Lieder waren mit der Zeit 100 geworden und konnten ein Büchlein füllen. Der bekannte Verlag von Hoffmann und Campe in Hamburg, dem so viele starkgeistige Dichter und Denker von Gallet und Heine bis auf Strodtmann und Wienberg ihre Schriften anvertrauten, war für Hektor sehr lohend, er wagte es daher, in einem ausführlichen, humoristischen Briefe seine „Lieder aus Schilda“ anzubieten und gewann durch dies Schreiben Campe's Sympathie, die 1847 zum Druck der Lieder führte.

Obgleich anonym erschienen, verlautete doch bald der Name des Schauplatzes und Verfassers. In „Schilda“ sann man auf eine raffinierte Rache und künzelte sie dahin aus, daß, da dem verfl— Kerl nicht beizukommen sei, die Mutter es entgelten müsse, damit die ganze Familie darunter leide. Die nun folgende Zeit war wohl die schwerste seines Lebens, und wie der Bruder Heinrich davon erzählte, sei Enno auf verdoppelte Arbeit losgestürzt, um die Entziehung des mütterlichen Verdienstes auszugleichen. In dieser Periode gewann er die Freundschaft des Gutsbesizers Willrath zu Deich- und Sietrott, dem er den allmählichen Ausgleich der Spannung mit den Schildaer Magnaten verdankte. Aber gut sind sie einander nicht wieder geworden.

Spielte sich diese Episode auf einem kleinen Flecken Erde ab, so erregte weite Kreise ein anderes Unternehmen des immer bekannter werdenden Dichters und Schriftstellers, wovon weiter unten.

Wie oben bemerkt, tummelte Hektor seinen Pegasus in Woortmans „Unterhaltungsbuch“, er schrieb für 1845 eine bluttriefende Erzählung, ließ „Der Dichtkunst süße Schauer“, „Von alten Mähren“ träumend über sich kommen und veröffentlichte in „Wirtshaus-Gesprächen“ seinen ersten (anonymen) Artikel für die schon beregte Mäßigkeitsbewegung. Alles das aber zog nicht, hatte auch weder Saft noch Kraft und zeichnete sich durch keine originellen Züge vor dem andern damals üblichen Lesejutter für den gewöhnlichen Mann aus. Als aber 1846 die allbekannte erste Düllmütteliade „Harm up Ball“ im niederdeutschen Gewande unter dem Titel: „Eine Ballzene“ veröffentlicht war, da rauschte es um ihn auf, und der Name „Enno Hektor“ drang bis ins entfernteste Dorf. Ein solches aus dem Leben gegriffenes Plattdeutsch war in der Literatur unbekannt, Klaus Groth und Fritz Reuter gabs ja noch nicht, und ans Derbe war man zu jener Zeit allgemein noch gewöhnt. Dieser Glückswurf machte das sonst so dürre „Unterhaltungsbuch“ populär, und als der folgende Jahrgang „Harm up Fre ersjoten“ bei Verdohm und Taalkmö um ihre Tochter Gretje vorstellte, kannte der Jubel keine Grenzen, Enno Hektor war der Held des Tages. Wenn man heute über die Verbtheit der Ausdrücke die Nase rümpft, so muß daran erinnert werden, daß Hektor eigentlich nichts weiter getan hat, als einige gar nicht einmal besonders glücklich erfundene Verwicklungen mitten ins Volksleben zu stellen, die bäurische Art in typischer Weise vorzuführen. Übrigens war Harm Düllmutter, dessen Lebensgang in den Stadien des ledigen Knechts, des FreiERS, des Bauers als PolitikerS, Marktfeiern den und Geldprozen vorgeführt wurde, von lebendigem Fleisch und Wein, hatte sich selbst in jungen Tagen die Spizmarke zugelegt und wohnte in der Nähe von Dornum zu Kiphausen.

So in weiter Kunde bekannt geworden, legte Hektor seinen Posten als Schreiber nieder und plante die Herausgabe einer humoristisch-fatirischen Monatschrift. Im „Weinmond 1847“ erschien die „Ankündigung“: „Mit Neujahr 1848 soll eine Zeitschrift vor das Publikum treten, unter dem Titel: Der Bagabund. Ein Mondblatt für alle Welt.“ Er erklärt darauf, warum er es Bagabund taufe und was man zu

erwarten habe: „Das kleine, materielle Ostfriesland ist gegenwärtig ziemlich reich an Zeitblättern — ich glaube sogar, daß vier oder fünf an der Zahl sich bemühen, ihren Lesern das rechte Licht aufzusteden. Und gelingt ihnen dies? Ach, vor lauter Qualm sieht man keine Flamme. Ist's nicht genug, daß in unserm Lande der Moorrauch das physische Leben verkümmert, — muß ein anderer Rauch auch das geistige Leben noch zu ersticken drohen? Der Qualm wird so stark, daß der Teufel nicht aus dem Lachen herauskommt, aber der Mensch desto weiter. Darum ist es wahrlich an der Zeit, daß ein frischer Luftstrom in den stinkenden Dunstkreis eingelassen werde, daß ein heiterer Sonnenstrahl, ein lustiges Finkenlied, ein erfrischender Westhauch die niederhangenden Blumen des Gemüths emporzurichten suche. Und wem anders, als dem Bagabunden, wird dies gelingen können“ usw.

Die Zensur lag noch wie ein Alp auf der Presse, erst der März 1848 beseitigte sie. Unter dem schweren Druck war an ein Aufkommen der freien Meinungsäußerung nicht zu denken; wer es nicht verstand, unter einem mehr oder minder durchsichtigen Schleier dem freien Gedanken Ausdruck zu geben, kam nicht zu Wort. Am leichtesten schlüpfte der Narr mit der Schellenappe und Fritsche hindurch, Hektor wählte das Habit des lustigen Bagabunden, um in dieser Verkleidung der Freiheit eine Gasse bahnen zu helfen. An Zeitblättern erschienen damals in der Landdrostei Aurich: 1. als Regierungsorgan das „Amtsblatt“, das nur noch Annoncen führte, 2. die „Ostfriesische Zeitung“, das einzige Blatt, das sich auch mit Politik abgab und zwischen den Parteien lawirend in allen Farben schillerte, in dieser Zeit etwas rechtsliberal, 3. die „Vierteljahrschrift für religiöse und kirchliche Interessen“ von Pastor Dr. H. Chr. Gittermann, dem gemäßigten Fortschritt huldigend, aber von zu geringem Einfluß, 4. die Wochenschrift „Frisia“ zur Belehrung und Unterhaltung, damals gerade mit dem Tode ringend, von einem anfangs mehr populär-wissenschaftlichen Blatte zu einem plätschernden Compluvium herabgekommen, geleitet von dem verdeckt-konservativen Rektor Dr. Krüger, 5. das „Evangelische Kirchenblatt“ des Pastors Dr. W. Volhuis, auf orthodoxem Standpunkt stehend, unklar und unverständlich für die Menge geschrieben, 6. der „Friesenfreund, ein (halbmonatlich erscheinendes) Blatt für das Leben und aus dem Leben des Bürgers und Landmanns“ von Lehrer H. J. Sundermann, eine gemeinnützige Volksschrift auf religiös-sozialer Grundlage.

In der That, ein Hektor konnte sich mit diesen Blättern nicht befreunden, ihre Herausgeber aber auch nicht mit ihm, und so entstand eine wütende Preßfehde, die ganz Ostfriesland alarmirte. Den Anfang machte das Ev. Kirchenblatt, welches in seiner Nr. 9 vom 1. Nov. 1847 eine „Warnung“ sowohl vor dem „Unterhaltungsbuch“ für 1848 als auch vor dem „Bagabunden“ an das „evangelische Volk“ richtete. In beleidigender Weise trat es wider den Kezer und Volksverführer auf. Fast überbot die „Ostfriesische Zeitung“ diesen Kezerrichter in einem hochmütigen Geschreibsel (1847. S. 1231), das in den Hinrichtungsprozeß auch noch die Pieder aus Schilda mit einbezog. Während Hektor aber jenes erst im Bagabunden selbst züchtigte, tat er diesen mit einem Fußtritt ab (S. 1315) und als der Angreifer sich nicht dabei beruhigte

(S. 1361), warf er ihn zur Tür hinaus (S. 1399). Es war der in Ostfriesland sich breitmachende Privatlehrer Theodor Hanebuth in Detern, der wie andre vor dem Besuche des Hauptseminars zu Hannover stehende fogen. Seminar-Anwärter sich hier die Mittel zu seinem Studium erworb und nebenbei durch Kundgebungen in frömmelnder Tonart die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken suchte, um seine Carriere zu beschleunigen. Am häufigsten legte sich „der Friesenfreund“ ins Zeug, und in demselben zuerst Pastor Gethhof in Rhjum (S. 128), dann Sundermann über die „Nieder aus Schilba“ (S. 130), darauf Th. Hanebuth in einer Parodie „Hektors Abschied“ (S. 164) und zuletzt Sundermann über den „Bagabunden“ (S. 148). In einer ergötzlichen Polemik: „Hektors Abschied parodirt“ klopfte Hektor ihnen allen im „Bagabunden“ (S. 41) die Fackel aus und rüstete sich ferner zu einer Vernichtung des „Kirchenblattes“ in drei Heftlagen, die den Nummern 1, 3 und 4 des Bagabunden beigegeben wurden, Kampfblätter, wie sie vor und nach Hektor in Ostfriesland nicht wieder erschienen sind. Erschreckt erkannte männiglich, der sich an dem Narren seine Sporen hatte verdienen wollen, den ebenbürtigen, ja manch einer den überlegenen Gegner, keinen Don Quichote, sondern einen Ritter Bagard.

So konnte der „Bagabund“ seine tollen Kapriolen unbehelligt an den Mann bringen. Man denke, der Titel von Nr. 1 stand auf dem Kopfe und, weil das einen Monat auf dem Kopfe stehen dem Bagabunden das Blut aus Mund und Nase getrieben habe, so erschien der Titel von Nr. 2 in blutrotem Druck; später brachte Nr. 5 eine leere Titelseite, es waren eben lauter Schalkstreiche. — Die „Deutsche Dichtung“ von A. E. Franzos ließ sich 1902 den Bagabund kommen und druckte (33. Bd. 4. Heft) die Pseudo-Heineana derselben aus Nr. 4 und 5 mit Erläuterungen ab. Franzos war ganz baff von dem Blatte und schreibt von der „sehr kuriosen Monatschrift“: „Schon die Form ist absonderlich: das meiste ist auf Oktavbogen gedruckt, einiges mitten drin auf Quartbogen; der Titel des ersten („Eismond“)-Heftes steht verkehrt, der des zweiten ist rot gedruckt; einzelne Seiten sind leer, das meiste ist in Fraktur, einiges in Antiqua gesetzt*) usw. Aber noch viel absonderlicher ist der Inhalt: Es sind Gedichte, Phantasiestücke, Novellen, Humoresken, politische Abhandlungen, politische und persönliche Streitartikel des Herausgebers, der das ganze Blatt mit geringen Ausnahmen selbst geschrieben zu haben scheint; einiges mutet an, als ob der Mann ernstlich verrückt gewesen wäre,“ — was doch ein Fernstehender und Nichtkenner ein halbes Jahrhundert später gar nicht sagen darf — „vielez, als ob er sich so gestellt hätte; anderes wieder ist frisch, drahtisch, geistvoll und treffend. Kurz, Enno Hektor war jedenfalls ein seltsamer Heiliger und ein wildes Genie.“

Nun, der literarisch fein gebildete Dichter Georg Spiller von Hauen-schild (der sich pseudonym Mag Walbau nannte), einer der Beurteiler

*) Das versteht nun wieder Franzos als Berliner nicht, denn was Hektor in Antiqua (fogen. lateinischer oder auch holländischer Schrift) drucken ließ, war — plattdeutsch, was damals in dem Holland sprachlich noch eng verbundenen Ostfriesland stets so gedruckt wurde.

der Hektorischen Schriften vor 1850, gibt ein anderes Bild von ihm, wenn er in seinem Schreiben an den Verleger Campe sagt, Hektor sei ein urwüchsiges, jedoch ein völlig unausgebildetes Talent! und wo und bei wem hätte er denn wohl die Ausbildung nehmen sollen, da er oft nicht wußte, woher das tägliche Brot nehmen?!

Nachdem im März 1848 die Zensur gefallen war, schossen auch in Ostfriesland Tagesblätter wie Pilze aus der Erde. Das Bedürfnis, sich öffentlich zu äußern, war unzweifelhaft an allen kleinen Zentren vorhanden, und was bisher im Verborgenen von Mund zu Munde oder durch Briefe und Mitteilungen rundgetragen war, bekam jetzt öffentlich offen Stimme und Sprache. Mag man heute noch so beunruhigt über jenes Stammeln der ungeübten Schriftsteller lächeln, es ward bald anders, und mächtig läuteten die Zeitungsglocken den ungefalteten Pabstschaf Despotismus zu Grabe. Zu den berufenen Literaten gehörte zweifellos Hektor, und weil das auch von seiten des rührigen Zeitschriftenverlegers S. Woortman Jgr. erkannt war, spannte er ihn vor eine mit Juli 1848 angekündigte dreimal wöchentlich erscheinen sollende „Dollart-Zeitung“. Es wäre gewiß genutzreich gewesen, den Schalk nun auch als ernstern Politiker kennen zu lernen, leider aber wollte seine völlige Unabhängigkeit von allen Parteien niemand gefallen und so kam das Blatt über die Probenummern des Juni nicht hinaus.

Er getröftet sich dessen in lustiger Weise (Pag. 155) und fuhr in seinem Bagabunden fort, Scherz und Ernst zu verbinden. Ein solcher Artikel, worin er sich als der „neue deutsche Kaiser“ proklamirte, gab dem Gymnasiallehrer Miquel in Aurich, einem jüngeren Bruder unseres früheren Finanzministers, Erzellenz, Gelegenheit zu einem Ausfall gegen ihn. Miquel leitete nämlich mit 1848 ein fortschrittliches Blatt, das er in Entlehnung des Titels einer von Ludwig Börne 1819 herausgegebenen Zeitschrift „Ostfriesische Zeitschwingen“ nannte. Miquel's Gegenartikel „Über den Mißbrauch der Press- und Redefreiheit“ trat „mit Entrüstung den gemeinen Ausdrücken entgegen, in denen die letzte Nummer des Bagabunden sich gegen die Fürsten ergeht und auf Abschaffung der Religion bringt. Zwar fürchten wir nicht, daß das eine oder andere in Ostfriesland auch nur bei einem anderen, als bei dem Herrn Verfasser Anklang finden werde; aber man soll solche Äußerungen auch selbst in diesem Fall nicht ungerügt hingehen lassen.

Sollte der Herr Enno Hektor etwas erwidern wollen, so bitten wir ihn, es in einer andern Form zu tun, als in der Bagabundenform; denn sonst würden wir ihm nicht antworten.“

Der Arme, o hätte er geschwiegen, er wäre weise gewesen. Das war er nun so wie so nicht und sein Hauptgegner, der Justizrat Cirk Heinrich Stürenburg, ein aus altem ostfriesischem Beamtenengeschlecht stammender Auricher Patrizier, welcher von dem neuen Sing und Sang, der sich mit 1848 breit machte, nicht das geringste wissen wollte, hatte ihm in öffentlicher Gegenrede zu Eschen ganz ungläubliche Vorwürfe gemacht (z. B. er wüßte sich nicht, treibe sich mit Pandemos umher usw.) und kanzelte die ganze moderne Gesellschaft einschließlich des bereits unmöglich gewordenen Kollaborators Dr. Miquel in saumäßiger Weise

ab, doch so, daß der Plebs vom Verständniß ausgeschlossen war, indem der Herr Rat seinen *Speculum fulgens staticis electoribus candidatisque projectum ex epistolis obscurorum virorum* (Bremæ 1851) auf Latein schrieb.

Nun, Hektor schrieb in seiner Entgegnung auf Miquèls Entrüstungskohl zwar noch nicht lateinisch, aber eine erzdeutsche 8seitige Oktavbeilage zu Nr. 7 des Bagabunden unter dem Titel: „Wie Herr Miquèl in Aurich sich entrüstet. Eine Abwehr in Bagabundenform.“ Ward irgend jemand einmal „mit de Swäap vör d' Boom dräfen,“ wie wir von einem in die Enge getriebenen armen Sünder sprichworten, so geschah es Herr Miquèl. Unter Schalkschmüstern tut Hektor so, als ob er es bedaure, „daß gerade Herr Miquèl es ist, dem wir den Spaß“ (eines neuen ergößlichen Kampfes mit dem Bagabunden) „zu verdanken haben. Herr Miquèl ist mein Unglücksgenosse; er ist, wie ich, den albernen Angriffen der Philister ausgesetzt. Er hat den Mut, anders zu sein, als die Alltagswelt, und das vergibt die Alltagswelt keinem Menschen. Er gibt sich die Mühe, politische Aufklärung zu verbreiten, für die Freiheit, für die Reform der Gesellschaft zu kämpfen und das ist gewissen Leuten höchst unbequem.“ Diese würden nun schadenfroh in die Hände klatschen, daß H. gegen ihn zu Felde ziehe, aber er habe es nicht anders gewollt. Er zergliedert nun Miquèls Angriff aufs Unbarmherzigste, wobei immer der Satir hervorblinzelt, lobt und zwickt ihn in einem Zuge, er vergibt ihm schließlich alles, „sein erbärmlich Geschwätz, seinen Angriff, seine Mäßigung, sein Griechisch, seine Tugend, seinen Anstand, seine Entrüstung,“ nur eins nicht, daß er aus Mangel an Originalität und Erfindungsraft seiner Zeitschrift den Titel *Zeitschwingen* gegeben habe: „Bekanntlich gab der selige Börne im Jahr 1819 *Zeitschwingen* heraus und also taufte Herr Miquèl in Aurich sein neues Blatt „*Ostfr. Zeitschwingen*.“ — — Herr M. der Nachfolger des seligen Börne! Börnesche und Ostfriesische *Zeitschwingen*! Börne und Herr Miquèl! Adler und Rohrspaz! — Pfui Teufel!“ Er läßt Börne bei der französischen Revolution sich im Grabe erheben und bei der deutschen mährisch das Haupt schütteln, aber „als du schließlich noch die Entdeckung machtest, daß in Ostfrieslands moordampfumwallter Residenz Herr Miquèl, der seinen Mantel der Tugend mit Anstand auf beiden Schultern trägt, neue *Zeitschwingen* herausgab, da sankst du zitternd zurück und warst gezwungen, dreimal im Sarge dich herumzuwenden. Dann erst hattest du wieder Ruhe. Armer Börne!“

Das Satirspiel endet damit, daß Hektor als „Geheimniß offenbart“ Miquèl und er hätten als gute Freunde heimlich verabredet, ihren Zeitschriften, die keinen rechten Anklang fanden, durch diese Fehde auf den Strumpf zu bringen: „Herr Miquèl meinte, es wäre gut, wenn wir anfangen, aufeinander zu schimpfen und zu sticheln. Das zieht. Solche Schimpfereien und Sticheleien liebt das Publikum immer mit Behagen, auch das anständige. Also schrieb Herr M. mit meiner Genehmigung seinen Aufsatz: „Über den Mißbrauch der Press- und Redefreiheit“ und ich schrieb dagegen den Aufsatz in Bagabundenform: „Wie Herr Miquèl in Aurich sich entrüstet.“ So verhält sich die Sache. Fragt nur

Herrn Miquèl! Bestätigt er meine Worte, so ist die Sache klar; schweigt er, so wißt ihr, was ihr zu denken habt; leugnet er aber das Bündnis, so wißt ihr auch, was ihr zu denken habt. Nun wird zwar sowohl das Publikum, als Herr Miquèl dadurch ein wenig geprellt, daß ich das Geheimnis in wunderlicher Aufrichtigkeit hier offenbar mache. Aber ich meinte, das würde die Sache nur pikanter erscheinen lassen. — O weh, wie liegt die Welt im Argen!"

Rat Stürenburg, rücksichtslos wie weiland Ehren-Hammerstein, sorgte weiter dafür, daß der literarisch tote Politiker Miquèl völlig von der Bildfläche verschwand. Die Zeitschwingen gingen Ende 1848 aus dem Verlage von Prätorius und Seyde zu Aurich in H. Woortmans des Jüngeren Verlag in Emden über und wechselten in der Redaktion von Miquèl zu Dr. G. W. Bueren, Stadtphysikus in Emden, um bald darauf mit dem Tamtamblatte des gleichfalls politisch verstorbenen Redakteurs J. F. v. der Falsen in Emden zu einem neuen schneidigen Organ der Demokratie Ostfrieslands, dem „Ostfriesischen Volksboten“ verschmolzen zu werden, das Mitte 1854 den Praktiken der Gegner erlag.

Hektors Bagabund pfiß Ende 1848 auch „auf dem letzten Loche“, nicht ohne mit seinen Gegnern noch eine Art Generalabrechnung gehalten zu haben. Miquèl bekam noch folgendes zu hören: „— ich bin in meiner Bescheidenheit nur zu fest überzeugt, daß ich ebensowenig ein großer Politiker bin, wie jener Schulmonarch, der über die Bekämpfung der politischen Regierungen die Regierung der Zeitwörter und Präpositionen vergessen hat, jener kleine, mondanbellende Mops, der von der großen reaktionären Dogme mit dem Ratstittel als Halsband“ — gemeint ist Rat Stürenburg — „und dem scharfen juristischen Gebiß zu meiner sündhaften Schadenfreude so jämmerlich zerzaust worden ist!“ — Rat St. hatte, wie leicht zu denken ist, dieses Satirspiel auch eine sündhafte Schadenfreude bereitet und daß Hektor später von ihm unter die Arme gegriffen wurde, fand seinen Keim in dieser Pressfehde.

Die öffentliche Tätigkeit Hektors hatte zwar seine starke Seite gezeigt, ihm aber keine feste Stellung vermittelt. Immer unerträglicher wurde dem ebenso begabten als strebsamen, jedoch überall abgewiesenen Manne dies Suchen nach Arbeit und das Arbeiten nach Gelegenheit. Als nun sein Freund Ernst Warnebold im Sommer 1849 von Bonn herunter in die Ferien kam und das flotte und frische Leben und Treiben am Rhein, die politische und studentische Freiheit der Bewegung mit lebhaften Farben schilderte, sog der Freiheitsdurstige in tiefen Zügen das Gebotene ein und formte den geheimen Wunsch nach neuem Leben zum kühnen Entschluß. Die völlige Mittellosigkeit war freilich höchst bedenklich, was Freund Ernst aber von seinem eignen guten Wechsel andeutete und was Hektor im Vertrauen auf seine gewandte Feder selbst zu erwerben hoffte, ließ ihn darüber hinwegsehen. Ob er hier oder am Rhein hungerte, was wars für ein Unterschied?!

So brach er denn im Herbst 1849 die Brücken hinter sich ab und steuerte, das Segel geschwellt voll guter Hoffnung, dem grünen Rheinstrom zu, den er am 11. September erreichte. Zunächst gestattete er sich den Genuß der schönsten Partien — Ansprüche waren ihm wie bisher so hier und später sein Leben lang fremd, so daß sein Unterhalt

mit den allergeringsten Varmitteln zu bestreiten war — und ließ sich dann vorläufig auf einige Wochen zu Dernau an der Ahr nieder. Im schönen Ahrthale, dem Lieblingsaufenthalt Kinkels, zeichnete, dichtete und liebte er. Der kleine, doch ernste Liebesroman spielte sich in Ahrweiler ab. Die liebreizende Agnes B. nahm sein Herz gefangen, aber Hindernisse aller Art ließen ein Bündnis nicht zustande kommen. Die Trennung erfolgte Mitte 1850 „in unendlichem Schmerz.“

Mit Beginn des Wintersemesters bezog Hektor eine Wohnung in Bonn und ging ins Kolleg zu Ernst Moriz Arndt, Delius, Schaarschmidt und andern ihm zusagenden Professoren. Der bekannte Verleger des Lehrers „Sinkenden Boten“, Moriz Schauenburg, schrieb mir 1882: „E. Hektor war mir ein lieber Freund. Er wohnte mit Warnebold in der Rheinstraße in der Nähe meiner Wohnung. W. wird ihn wohl unterstützt haben. Abends saßen wir häufig beisammen und dann las er uns hier und da seine Gedichte vor. Unser gemeinschaftlicher Freund August Horn hatte den Ort Dernau a. d. Ahr als sehr billigen Aufenthaltsort während der Ferien aufgefunden, durch ihn kam auch Hektor dorthin“ — usw. Weil Hektor kein Gymnasium besucht hatte, mithin auch nicht immatrikulirt werden konnte, so sah er wohl ein, daß diese Art ihm nicht voraushalf. Er dichtete und schrieb deshalb um so eifriger, um auf diese Weise in literarischen Kreisen bekannt zu werden. Mit den gehofften Erfolgen seiner Feder war es jedoch nichts. Von allen Seiten wurden ihm seine Produktionen mit kaltem Dank wieder zugestellt, die klingende Münze dagegen blieb aus. Die Kunstverleger, denen er seine Zeichnungen vorlegte, machten Schwierigkeiten, die Zeitläufe seien noch zu erregt und schwankend, es ginge wirklich nicht. Auf den Wechsel seines Freundes wollte er sich nicht stützen, er liebte die allergrößte Selbstständigkeit, auch bei Mangel. Was nun tun? Er zog Mitte Februar in das ihm ja schon bekannte und liebe Ahrthal zurück, um hier auf irgend welche Art sich durchzuschlagen, jedenfalls in gedrückter Stimmung und im Rückblick auf gescheiterte Pläne. Und in dieser wehleidigen Stimmung kam's ihm wie eine Erlösung und wie Goethe schrieb er sich sein Leid vom Herzen in dem echt niederdeutschen Heimwehsange: „In Dostfreesland is't am besten, aver Freesland geit der nix.“ Der Originaltext trägt das Datum: Dernau a. A., 25. Februar 1850.

Wir sehen ihn dann noch einmal in Bonn auftauchen, wohl um von Ernst Warnebold Abschied zu nehmen, der nun an die Landesuniversität Göttingen übersiedelte.

Seit Mitte März aber lebt er sich in Dernau ein, schreibt für's Kreisblatt, kopirt Akten — sein altes Handwerk —, gibt Zeichenunterricht und was sonst vorkommt. Den Bewohnern des Tales wurde er eine sympathische Person. Für sie und seinem eignen Herzensdrange folgend, schrieb er eine Petition an des Königs Friedrich Wilhelms IV. Majestät um die Entlassung Kinkels aus dem Zucht- und Spulhause, mit ihnen feierte er ihre Namenstage und Kirnmje (von letzteren ist er gar nicht erbaut), unter ihnen gründete er einen Winzer-Gesangverein, ihrer Jugend erzählte er — was er meisterhaft verstand — Mären und Sagen. Alles dies aber war doch nicht das, was ihm als Ziel vorschwebte. Selber

am besten wissend, daß nur eine gründliche Bildung das feste Fundament einer gesicherten Stellung sei, verlangte ihn nach dieser. Aber wie sie erlangen, da der erste Anlauf dazu gescheitert war?! Nach vielen und schweren Bedenken entschloß er sich endlich zur Darlegung seiner Verhältnisse vor seinem einmaligen Verleger Julius Campe in Hamburg. Er legte diesem zugleich ein Trauerspiel „Welt und Wald“, den „Bogabunden“, die „Düllwutteliaden“ und andere seiner Dichtereien zur Prüfung vor. Campe antwortete umgehend, daß ihm nichts verschwiegen bleiben dürfe, wenn er die hilfreiche Hand reichen solle und wies ihm eine sofortige bare Unterstützung an. Hektor schilderte ihm seine ganze Mißere der Vergangenheit und Gegenwart und so entwickelte sich zwischen beiden eine langjährige freundschaftliche Korrespondenz, die erst mit Campes Tode endete. Campe, der das Talent förderte, wo er Gelegenheit dazu fand*), legte einigen literarischen Freunden die Produktionen zur Beurteilung vor, welche zwar sehr strenge, doch völlig gerecht erfolgte und das „Talent, aber ohne alle künstlerische Durchbildung“ der Unterstützung für ebenso wert als bedürftig erklärte.

Daraufhin sicherte Campe im Verein mit Dr. G. Spiller von Hauenschild, einem der Beurteiler der Hektoriaden, unserm Landsmann eine jährliche Unterstützung von 100 Talern zunächst auf 4 Jahre zu, wenn er sich für das akademische Studium vorbereiten, zugleich aber in Ostfriesland bei Gönnern und Freunden um soviel Zuschuß einkommen wolle, daß er ohne Lohnschriststellerei seine Studien sorgenlos und unzersplittert beendigen könne. Mit Eifer ging Hektor auf die Vor- und Rathschläge der neugewonnenen Freunde ein. Hauenschild empfahl die Vorbildung durch Professoren des Lyzeums in Nürnberg und versicherte ihn der besten Empfehlung, besonders an Professor Daumer, den Erzieher jenes räthselhaften Knaben Kaspar Hauser, in dem man einen Nebenprossen eines Fürstenhauses vermutete und dessen dunkle Geburt und dämonische Kindheit durch einen geheimnißvollen Mord würdig gekrönt worden war.

Da es mit der Beschaffung eines ausreichenden Zuschusses aus der Heimat anfangs seine Schwierigkeiten hatte, beeilte sich der Dichter mit einem Sammelbände seiner lyrischen Gedichte auf den Markt zu kommen. Wenn Hektor indessen überhaupt auf die regere Beteiligung der Ostfriesen, die sich die Bücher lieber leihen, noch lieber schenken lassen, gerechnet hatte, so mußte er zu seiner Bestürzung das gerade Gegentheil erfahren. Aus der Heimat liefen nicht soviel Unterschriften ein, daß daraufhin der Druck gewagt werden konnte.

Mittlerweile neigte der Sommer sich zu Ende, und da sowohl die Zeit als auch Campe drängte, entschloß Hektor sich zu einer Vorstellung

*) Er schreibt unterm 26. Juni 1850 zur Ermutigung an Hektor: „Wohlen aus Jeber war Schneidergesell, als er von mir den Cornelius Repos bekam — er starb später in Königsberg als Professor. Der Orientalist Freitag war Buchbindergeselle. Gleichzeitig mit Wohlen begann ein Nagelschmiedgeselle, nachher Professor Dr. Gebauer, die Schule“ — usw. Daß der Dichter Adolf Strodtmann und manch anderer Campe die Einführung in die Literatur verdankte, ist bekannt.

beim Justizrat Stürenburg in Aarich. Es war eben ein Wurf im Blinden und er gelang.

Der Gang der Verhandlungen ist aus einem kleinen Aktenbündel zu verfolgen, das sich durch Schenkung des Herrn Auktionators a. D. Wilhelm Kuffes zu Bewsum bei meinem Hektorstapel befindet. Hierauf sind die Vorverhandlungen zwischen Hektor und Rat Stürenburg bis Mitte August 1850 abgeschlossen worden und letzterer hat darauf für Aarich ein Rundschreiben erlassen, welches die Aufforderung zur Unterstützung des ersteren enthält. Dies Zirkular lautet:

„Enno Hektor,

seinen ostfriesischen Landsleuten durch mehrere poetische Versuche und besonders durch kleine humoristische Arbeiten bekannt, hat das Glück gehabt, die Aufmerksamkeit eines berühmten Buchhändlers, Julius Campe in Hamburg, und eines namhaften Schriftstellers Max Waldau (mit seinem wahren Namen von Hauenschildt zu Tschaidt bei Ratibor), auf sich zu ziehen.

Beide wollen sich thätig für den jungen Mann interessiren, in der zuversichtlichen Voraussetzung, daß wir Ostfriesen, als spezielle Landsleute desselben, uns nicht ganz theilnahmlos erweisen.

Es liegen mir eigenhändige, beglaubigte Briefe der Herren Campe und von Hauenschildt vor, worin sich dieselben ungemein anerkennend über Hektors Begabung und über den literarischen Sinn und Fleiß aussprechen, womit er sein Talent, unter den allerungünstigsten Verhältnissen, ohne alle Anleitung und Hilfe, soweit ausgebildet hat, wie es ihm wirklich gelungen ist. Sie beklagen aber, daß er genötigt ist, durch unzeitige Schriftstellerei kümmerliche Mittel zu seiner Subsistenz und weiteren Entwicklung zu erwerben. Sie vereinigen sich zu dem Wunsch und Plan, ihn für die nächsten Jahre der Sorge für das tägliche Brod zu überheben und ihn zu gründlicheren Studien in Sprachen, Geschichte, Philosophie und Poetik, in Stand zu setzen.

Auf Gymnasial- und Privatunterricht als Vorbereitung zu einem akademischen Kursus werden 1½ Jahre und für diesen 2½ Jahre, im Ganzen also 4 Jahre angeschlagen.

Aus reiner Menschenliebe und schönem patriotischen Interesse für ein der Entwicklung wertzes, gebrücktes Talent haben sich nun jene beiden Herren höchst liberaler Weise verpflichtet:

unserm Enno Hektor zu seinen Studien vier Jahre lang hundert Thaler zuzufleßen zu lassen.

Zugleich macht Herr v. Hauenschildt ihm ein sehr erfreuliches Geschenk mit Goethes sämtlichen Werken und den wichtigsten lateinischen und französischen Klassikern in Tauchnitzschen und Firmin Didotschen Ausgaben.

Dem Herrn v. Hauenschildt wird es überdies höchstwahrscheinlich gelingen, den ihm persönlich befreundeten Professor Daumer in Nürnberg (Erzieher des Caspar Hauser, Verfasser der schönen poetischen Übersetzung des Haffis pp) als Lehrer und Pfleger unsers Hektor zu gewinnen.

Herr v. Hauenschildt findet in einem Schreiben an Herrn Campe besonders die launigen Briefe Hektors wirklich „köstlich“ und nennt ihn überhaupt „einen schmucken Burschen, gutes Holz, kernhaft, brav.“

Herr Campe spricht sich gegen Hektor selbst, der über das Anerbieten ebenso erstaunt, als durch dasselbe gerührt ist, dahin aus:

„Ihr Beruf und natürliches Talent liegt ja klar am Tage; es auszubilden, es nicht verkümmern zu lassen, ist Menschenpflicht. Weber v. Hauenschildt, noch ich, zählen zu den Reichen doch besitzen wir soviel, um 50 Thaler jährlich zu einem humanen Zwecke abgeben zu können. Und so gibt es Leute noch in vielen Winkeln Deutschlands, die so denken wie wir, vereinigen sich mehrere Männer, dann kann es nicht fehlen, daß Sie ohne Nahrungsorgen Ihre Studien vollenden, ohne gezwungen zu sein, durch unzeitige Schriftstellerei das Fehlende zu erwerben.“

Bertrauensvoll wende ich mich jetzt im Interesse des jungen Mannes an einige wohlwollende nähere Landsleute desselben und bitte recht dringend, dem schönen Beispiele jener ebenso urteilsfähigen, als menschenfreundlichen Ehrenmänner zu folgen.

Es wäre doch gar zu traurig, wenn das Talent eines jungen Ostfriesen, welchem in anderen ferneren deutschen Ländern eine solche Anerkennung und Unterstützung gewidmet wird, aus Mangel an Theilnahme in Ostfriesland selbst unentwickelt zu Grunde ginge.

Murich, den 17. August 1850.

Stürenburg.“

Er selbst unterzeichnete nun als erster mit diesen Worten: „Bilfisch in Anspruch genommen, muß ich mich darauf beschränken, für die vier Jahre, von Michaelis d. J. anfangend, zahlbar $\frac{1}{4}$ jährig pränumerando, vier Thaler jährlich zu zeichnen. Stürenburg,“ und ihm folgten, „in gleicher Art“ sich zu jährlichen Beiträgen verpflichtend, Sethe mit 16, Telting mit 4, Zimmermann mit $5\frac{1}{2}$, Stelker mit 4, Neupert mit $5\frac{1}{2}$, Müller mit 3, Plogge mit 4, Tannen mit 2, Helene Conring mit 4, M. Braudis mit 4, A. M. Jhering, geb. Schwers, mit 2, Georg Jhering mit 2, Hagius mit 2, Wienges mit 2, Schneidemann mit 2, Bennede mit 2, Ludowieg mit 2 und Detmers mit 2 Talern, so daß Murichs Kontingent sich auf 72 Taler fürs Jahr belief. Nach erfolgtem Rundlauf übersandte der Herr Rat eine Abschrift nebst eingehendem eindringlichem Handschreiben unterm 24. August an den ihm politisch befreundeten und geschäftlich bekannten Auktionator Kulffes in Pewsum, den früheren Brotherrn Hektors, der seinerseits sofort ein „Gehorjames Promemoria“ in Umlauf setzte und bei Amtmann Kempe 5, Daniel Kempe 1, Pastor Tillmann 1, Apotheker Schrage „mit Vorbehalt der Kündigung, wenn der Zweck augenscheinlich verfehlt werden sollte“ 1, sich selbst 3, von Herrn von Wingene in Grootshusen 4 und Apotheker Lohmeyer in Greetfiel 1, im ganzen 16 Taler jährlich zusammenbrachte. Von weitem Bemühungen dieser und anderer Gönner an Orten wie Emden, Leer, Norden, Dornum und Esens ist mir bisher noch nichts bekannt geworden. Eingeweihte mögen diese nicht uninteressante Episode zur Kennzeichnung humanitärer Regungen in Ostfriesland ergänzen wollen, sie würden für die 3. Auflage gerne bei der Verlags-handlung Aufnahme finden.

Von orthodoxer und autokratischer Seite wollte man Rat Stürenburg sein Wohlwollen für einen Revoluzzer verübeln und einige vorjährige Kritiker dieser Biographie und Hektors überhaupt hätten auch gerne jetzt noch an uns allen Bieren das Büttelamt übernommen (an einer

weithin sichtbaren Stelle wurde dazu ein Anlauf genommen), aber wie in diesen jesuitischen Tagen das heimliche Abschlagen dem offenen Angriff vorgezogen wird, so in jener reaktionären Zeit auch, auch damals wagte die Kritik sich nicht an den Jupiter tonans heran und nur verstoßen grimmte man ihm nach. Einige hübsche Anekdoten davon erzähle ich wohl im 3. bis 4. Tausend dieses Büchleins.

Was Stürenburg bewog, dem „tollen“ Burschen unter die Arme zu greifen, war erstens das Behagen an dessen kechem, mit Witz und Satire getränkten und gepfefferten Auftreten überhaupt, sodann die spielende Art, wie er seine Gegner abzuführen wußte, namentlich den „Kohlbrader“, wie der Rat seinen Gegner, Collaborator Miquel, auf Platt verurtheilte. Wer Rat Stürenburg näher kannte, vermochte sogar zwischen ihm und Hektor eine gewisse Kongenialität zu entdecken, auch nahmen sie in absoluter Furchtlosigkeit den gleichen Rang ein. Was dann noch drittens und viertens den konservativen, jedoch nicht orthodoxen knorrigen Friesen bewog, für Hektor einzutreten, ersieht man aus folgendem eigenhändigen Schreiben desselben an Auktionator Kulfes:

„Lieber Herr Auktionator. Die Einlage“ (s. ob.) „darf ich Ihrer wohlwollenden Teilnahme, Ihrem ostfriesischen Herzen empfehlen.

Haben Sie, ich bitte recht freundlich darum, die Güte, die Einzzeichnung in Ihrem Orte und Amt“ (Greetfiel) „zu eröffnen und zu befürworten und den Zettel durch einen zuverlässigen Diener den wohlhabenden Einwohnern zu präsentiren.

Wenn Viele auch nur eine Kleinigkeit Jeder einzeichnen, aber „jährlich auf 4 Jahr,“ so wird es gelingen, dem jungen Manne, welcher uns von Männern wie Campe so dringend empfohlen wird, zu gründlicher Entwicklung seiner seltenen Anlagen zu verhelfen. Eine poetische Ader mit reichem Witz und origineller Laune ist vollends in unserm Norden eine solche Seltenheit, daß es, zumal nach einem Exempel, wie das Campe- von Hauenschildtsche, wirklich eine ostfriesischen Ehrensache ist, dem jungen Manne auch von hier aus unter die Arme zu greifen. Die eigne Ausbildung, welche er schon gewonnen hat, der Durst nach höherer Bildung, welcher ihn befeuert, und die Tatkraft, mit welcher er bisher den klaglichsten Verhältnissen Trotz geboten hat, müssen für ihn einnehmen.

Seine Sachen haben freilich noch viel Grünes, Herbes, wie es insbesondere Männern von unserer politischen Gesinnung nicht behagen kann. Allein der Fond ist gut, und dem unreifen Obste muß man seine Säure schon verzeihen.

Gern hätte ich den Zettel gegen Ende dieser Woche zurück, damit E. Hektor zeitig vor Michaelis übersehen kann, ob der Plan des trefflichen Campe ausführbar geworden. Was sagen Sie aber zu den Ehrenmännern!? Hier ist Alles gerührt und ergriffen von solchem Ebelmüte. Ich empfehle mich und unsern Schützling freundschaftlich und gehorsamst.

Aurich, den 24. August 1850.

Stürenburg.“

Also Stürenburg zieht den Hut vor dem doch so radikalen, daneben aber nicht minder opferfreudigen, immer hülfsbereiten Hamburger Republikaner. Wahre Männer verstehen sich zu rechter Zeit und am rechten Orte stets, wenns gilt, Brücken zu schlagen.

Jetzt konnte Hektor nach Hauenschild's Ausdruck „in eine neue Welt transplantiert“ werden. Sein Winger-Gesangverein sang ihm am 16. Okt. den Abschiedsgruß, ein von Hektor gedichtetes und komponirtes „Scheiden“ machte den Beschluß. Am folgenden Tage wanderte der angehende Student den Rhein hinauf und stieg von Mainz über Würzburg und Bamberg gen Nürnberg, wo er am 21. Oktober bei Professor Daumer eintrat, der — „nichts von mir wußte“. Hauenschild hatte die Anmeldung Hektors zwar machen wollen, war aber durch seine Hochzeitsreise daran verhindert worden, und auch Campes Brief war noch nicht angelangt. Daumer nahm sich indessen des Verwaisten freundlich an, entwarf einen Studienplan, wies ihn zu den geeigneten Lehrern und führte ihn im Künstlerverein, im literarischen Verein und an anderen Orten so vorteilhaft ein, daß es Hektor bald sehr wohllich in Nürnberg wurde. Im engen Anschluß an Daumer und dessen vortreffliche Gattin wurde aus dem schüchternen, lintschen Burschen immerhin ein umgänglicher, brauchbarer Mann, der erst in seinem letzten Jahrzehnt wieder im Rump des Einspänners einhertrottete.

Mit Eifer warf sich Hektor ins Vernsach und erwarb sich unter andern das Zeugnis, daß er „bei ausgezeichneten Anlagen und einem unermüdetem Fleiße die erfreulichsten Fortschritte gemacht habe“. Daneben dichtete er für sich und seine nächsten Freunde manches kleine Lied, teils rein lyrischen Charakters, teils humoristisch-satirischen Zuges. Professor Daumer ward sein intimer Freund und eine Reihe von Briefen läßt dies Verhältnis bis zum Übertritt Daumers 1858 zur römischen Kirche so bestehen. Der frischen Mädchenblüte Ottilie Daumer, einem naiv schalkischen, liebreizenden Kinde, das ihm von Anfang an sehr herzlich zugetan war, — er war ja von Haus her ein Kinderfreund — trug er großes Interesse entgegen, suchte ihre geistige Entwicklung harmonisch auszugestalten und beschäftigte sich viel mit ihr. Die reizenden „Trisfolien“, die er heimlich auf sie dichtete und als ein Heiligtum wohlverwahrt und keinem profanen Auge je erreichbar in der Truhe aufbewahrte, bis sie zehn Jahre nach seinem Tode entdeckt wurden, sind ein liebliches Zeugnis für die schöne Seele des Dichters.

Dem Alternden war es von großem Werte, bald das Gymnasial-Absolutorium zu erlangen. Nach seines Freundes, des Naturdichters und Berlmutterdreherslers C. Weiß Erzählung wollte er sich im März 1852 zur Prüfung beim Hektor des Lyzeums anmelden, vergaß aber in Verwirrung oder Zerstreutheit die Müze abzunehmen, als er in die Amtsstube des Gestrengen trat. Auf dies Versehen hin fuhr ihn der Schulmonarch etwas rauh an und sagte etwa: „Wer zu mir ins Zimmer tritt, nimmt die Müze ab! — Hinaus!“ Hektor, darüber sehr verblüfft wie auch verlezt, ging zwar hinaus, aber nicht mehr hinein. Darauf, erzählt Weiß, kam er ganz verstört zu mir und verlangte, ich solle ihm das Drehfeln lehren, seine Sache sei doch nichts, er wolle dann nach Amerika auswandern. Trotz der Gegenvorstellungen des Freundes, daß das

Kunstdrehkeln doch auch nicht im Handumdrehen zu erlernen und Hektor einem andern Ziel viel näher sei, beharrte dieser auf seinem Verlangen, bis Weiß nachgab und ihm Arbeit nachwies. Hierbei aber wurde Hektor immer verdüfterter im und teilnahmsloser am Leben, bis die Krankheit ihn übermannte. Am 11. März 1852 trat die Katastrophe ein: der Unglückliche, an sich und seinem Geschick verzweifeln, stürzte sich aus dem dritten Stock des Hauses in die Pegnitz hinab, aus welcher er unverletzt wieder herausstieg, da ihr Schlamm das Ertrinken nicht zuließ. Der schleunigst herbeigerufene Bruder Heinrich ward sein Seelenarzt, der ihn zunächst von dem Schauplatz seiner Tätigkeit entfernte, darauf mit ihm in die fränkische Schweiz reiste und ihn Anfang April in die Heimat zurückführte. Die zarte, innige Liebe der Seinen tat ihm wohl und gab ihm Mut und Selbstvertrauen zurück. Auch im Kreise der Gönner und Freunde sprach man ihm zu, seinen Studienort nach München zu verlegen, wo er am 10. Mai die Gymnasialstudien wieder aufnahm, daneben aber die Erlaubnis zum Besuch der Universitätsvorlesungen erwirkte. Am 9. November 1853 erhielt er die kleine, am 27. Okt. 1854 die große Matrikel. Er besuchte Kollegien bei den Professoren R. Wagner, Emanuel Geibel, W. Riehl, Justus Liebig, Moritz Carrière, Harlek, Beders u. and. und legte sich nach Aneignung einer gründlichen allgemeinen Bildung besonders auf das Studium der Germanistik, insbesondere des Altnordischen und Altgermanischen. Als 1854 die Cholera in München ihren Einzug hielt, zog er in die bayrischen Alpen, die er die Kreuz und Quer durchstreifte. Nach Absolvierung des Sommersemesters 1855 rief ihn die tödlich verlaufende Krankheit eines lieben Bruders zu den Seinen zurück. Hier verblieb er das Wintersemester über, mit dem Sammeln eines brauchbaren Stoffes für seine ostfriesischen Spezialstudien und für das Wörterbuch des Rates Stürenburg beschäftigt. Auch langte er noch einmal in das unverfälschte Volksleben hinein und zog einen neuen Harn Düllwuttel ans Licht: „Harn un de düre Tied“, welches Büchlein in äußerst drastischer Weise den dumms stolzen Kleibauer schildert, der, durch den Krimkrieg reich geworden, seinem Übermut die Zügel schießen läßt; unstreitig die trefflicherste der Düllwutteliaden.

Durch einen Freund Hektors, den Kaufmann Geith in Nürnberg, auf diesen aufmerksam gemacht, wandte sich der Herausgeber der Monatschrift „Die Deutschen Mundarten“, Dr. G. Karl Frommann, Vorstand des Archivs und der Bibliothek beim Germanischen Museum in Nürnberg, zu Ende des Jahres 1856 an Hektor und forderte ihn zur Mitarbeit an seinem Blatte auf. Zugleich stellte er die Anfrage an ihn, ob er im gegebenen Falle bereit sei, am Germanischen Museum als Hilfsarbeiter einzutreten? Dies letztere mit der Gegenfrage nach der wahrscheinlichen Verwendung und der dazu erforderlichen Befähigung beantwortend, führte Hektor sich in die Zeitschrift mit einem glücklichen Wurf so vorteilhaft ein, daß sowohl Dr. Frommann als auch Freiherr von Aufseß vollständig gewonnen wurden und seine baldige Anstellung bewirkten. Die höchst originelle Arbeit, eine Frucht der Studien am ostfriesischen Dialekt, findet sich im 4. Jahrgange der „Mundarten“ (1857, S. 121 ff.) abgedruckt und führt den Titel „'n grot P'rammel um 'n paar Drüpp Natt (Ein großer Lärm um einige Tropfen Nasses

= Viel Lärm um nichts). Sie ist dort für Forscher mit dem wissenschaftlichen Apparat ausgestattet, der in unserer Ausgabe weggelassen mußte. Aus dem Begleitbriefe vom 11. Dezbr. 1856 sei zur Erläuterung noch mitgeteilt: „Ich glaube mich zuvörderst wegen der Wahl des Stoffes rechtfertigen zu müssen. Was den Kunstwert des Stüdes betrifft, sowohl in bezug auf Gegenstand als Behandlung, so kann er nicht zu gering angesehen werden“, wofür er zwei unterschiedliche Autoritäten ins Feld führt. Er habe kein Märchen oder des etwas aufzutreiben vermocht, das ein klares Bild des Volksmundes hätte geben können: „So habe ich denn zu den Rednertalenten meines Vaterländchens meine Zuflucht genommen, die allerdings nicht in zu hohen Regionen gesucht werden durften. Mit größerer Virtuosität wird eine Mundart wohl nie gehandhabt, als bei Wortgefechten, absonderlich wenn eine geläufige Weiberzunge dabei aus der Scheide fährt. Ich gebe also ein möglichst getreues Abbild einer solchen *Batrachomyomachie*“ (eines Froschmäusekriegs), „und kann wenigstens für die Echtheit der Farben, der Ausdrücke, Redensarten, Wendungen einstehen; nichts Erfindliches, Unvolkstümliches ist eingeschmuggelt (sogar die Form hat einen geschichtlichen Kern); überall Sprichwort, feststehende Phrase, herkömmliche Ausdrucksweise, gewohnte Wendung; nur die Verknüpfung und Einkleidung gehört mir an. Ich habe bloß nach einer Gelegenheit gesucht, wo die Mundart in ihrer eigensten Weise sich entfalten könne und nach dieser Tendenz ist das Werk zu beurteilen.“ Frommann geizte nicht mit seinem Lobe, er habe noch keinen solchen mitten aus dem lebendigen Strom des Lebens gegriffenen Beitrag erhalten und bat um mehr, worauf die noch von keinem Forscher seitdem überholten, aus genauester Kenntnis der Volkssprache seiner engern Heimat geschöpften Abhandlungen „*Herzens- und Blutsfreundschaft in der ostfriesischen Mundart*“ und „*Wie die ostfr. Mundart das Unbestimmte und Ungefähre ausdrückt*“ erschienen. Als im selben Jahre 1857 nun auch Stürenburgs Ostfriesisches Wörterbuch ans Licht trat und ihm seine Besprechung zufiel, ging er mit Freimut an die Beurteilung, die ehrlich und gerecht Vorzüge und Mängel des Buches hervorhob. Von letzteren sei nur erwähnt der Mangel leitender Grundsätze neben Ungenauigkeiten und Unzuverlässigkeiten, die Unvollendung sowohl in sachlicher und sprachlicher als auch formeller Beziehung, die schwächste Seite aber sei die Etymologie. Stürenburg, damals schon krankelnd — er starb am 11. Febr. 1858 — war anfangs ungehalten, anerkannte aber nach längeren wissenschaftlichen Ausführungen seines früheren Schüglings dessen Urteil. Leider war es Seltor nicht mehr vergönnt, auch das 1877—84 folgende Wörterbuch von Doornfaat-Koolman seiner sachkundigen Besprechung unterziehen zu können, es würde wohl noch schlechter weggekommen sein, da man mittlerweile das exakte Arbeiten auf diesem Gebiete gelernt hatte.

Als Bibliothekssekretär des Germanischen Nationalmuseums Anfang 1857 eingetreten, widmete er dem jungen Institute seine volle Kraft und erwarb sich, wie zu Anfang dasteht, das volle Vertrauen der Direktoren, die ihn auch beauftragten, für das 10 jährige Bestehen des Museums die „Geschichte des germ. Museums von seinem Ursprunge bis zum Jahre 1862“ als Festschrift zu verfassen (Nürnberg 1863). Seit dem Herbst des

Jahres 1860 verkehrte Hektor in immer enger werdender freundschaftlichster Verbindung mit einem der konsequentesten und größten deutschen Denker, dem Philosophen Ludwig Feuerbach und dem Prediger der freireligiösen Gemeinde Carl Scholl, deren Richtung er voll und ganz teilte. Um Feuerbach machte er sich durch die Anregung zu einer erfolgreichen National-Subskription sehr verdient. Als Sonderabdruck aus dem Album des literarischen Vereins zu Nürnberg erschien 1868 eine größere Abhandlung über „Ferdinand Freiligrath, sein Leben und seine Dichtung“. In der von Hoffmann und Campe durch Strodtmann herausgegebenen Zeitschrift „Orion“ ist Hektor mit einem größern episch-lyrischen Gedicht: „Die Lannengeister, ein Silvestermärchen“ vertreten, welches darauf 1870 bei C. Rümpler in Hannover als besonderes Büchlein herauskam. Von andern veröffentlichten Gedichten sei nur das ergreifende „Herbstlich röthen sich der Wald, Hecken und Gelände“ genannt, welches er seinem am 13. Septbr. 1872 dahingeshiedenen Freunde Feuerbach nachsang. Von dieser Zeit an wurde der nie starke, durch sein Jugendgeschick aber frühzeitig alternde, sich in der Arbeit nie genug tun könnende Mann immer weniger zugänglich, immer verschlossener, und zog sich immer mehr in sich selbst zurück. Er kränkelte und legte sich lebensmüde zum Sterben hin, am 31. Januar 1874 die Augen für immer schließend. Sein Andenken ist noch heute lebendig, dort in der Ferne und hier in der Heimat. Mit Goethe dürfen wir sagen:

Dieser ist ein Mensch gewesen und das heißt ein Kämpfer sein.

Eine eingehendere Biographie hoffe ich auf Grund des von mir in 30 Jahren gesammelten Quellenmaterials bei der Herausgabe einer Anzahl hochdeutscher Dichtungen Hektors bald veröffentlichen zu können.

Fr. van Harsto.



Sehnsucht nach der Heimat.

In Ostfreesland is t am besten,
Aver Freesland geit der nig,
War sünt woll de Wichter mojer,
War de Jungens woll so fix?
In Ostfreesland mag ick wesen,
Anners nargens lever wesen,
Aver Freesland geit mi nig.

Nargens bleit dat Saat so moje,
Nargens is de Bur so rief,
Nargens sünt de Kojen fetter,
Nargens geit de Bloog so lief,
Nargens gift so faste Knaken,
Weet man leckerder to maken
Botter, Keef' un Karmelkbree.

Nä, t is nargens, nargens häter
Als war hoch de Dieken stahn,
War upt Giland an de Dünen
Hoch henup de Bulgen slaan;
War so luut de Noordsee bullert,
War ji können up de Dullert
Dreemast-Schepen fahren sehn.

War in d Wagen Lörf un Rinner
Worden haalt vant Hochmoor her;
War de ganze Welt sück lüftig
Makt upt Jhs bid' t Genferbeer;
War s' int Feld mit Kloten scheten,
War se Bockweit-Schubbers eten,
Harm up Freersfoten geit.

Vör Ostfreesland, vör Ostfreesland
Saat ick Bloot un Leven gern,
Weer ick man wär in Ostfreesland,
War so mennig söte Dern.
In de Frömde wünsk ick faken:
Kunt doch Moders Breetpott faken
Hören wär in d Hörn bi t FÜR.

Dernau an der Ahr, 25. Februar 1850.

Harm up Ball.

Die Szene spielt in einer kleinen Stadt Ostfrieslands.
Straße unter den hell erleuchteten Fenstern eines Gasthofes, aus dem
eine rauschende Musik tönt. Es ist Abend.

Drei Bauernknechte.

Jann: Dat is hier doch n ganz anner Laven in d Stadt,
as bi uns up t Land. Hör Si de Musik woll?

Gerd: Meenst, dat wi doov sünt? Dat is n Bedder
Michel, de Beenen jöfen mi ördentlik. Will t brenn'n! Ick much
dar haben woll n Lüttjen maken.

Harm: Dat nöömt man hier n Ball, mutt Si weten.

Jann: n Ball? Wat is dat egentlik?

Harm: Blixem! weestsie dat noch nich? n Ball is, wenn
dar van allerhand Herents und Damens —

Gerd: Kerls un Wiesen meenst! wat?

Harm: Dat s een Düvel. Nu also, wenn dar van aller-
hand Kerls un Wief tosamentam' n un wat mitnanner herum-
springen un jupe. —

Jann: Dönnner haal! Dat mutt pläseerlk wesen. Wenn
man so wat oof ins mitmaken kunn!

Harm: Ja, dat geiht man so nich. Hest oof Geld in d
Fick? Dar mußte erst achtein Stüver betalen, dat nöömt
man Intree.

Gerd: Blix! Du schienst de Saak to kennen. Weestsie
wat, Harm? Maak de Ball mit, un denn vertell uns naher,
wat Du jehn un hört hest. Dat weer des Dönnners Puz!
Jann, wat dünkt Di dervan?

Jann: Dönnner haal! Dat much woll nich slimm wesen.
Willtu, Harm? Hest Kuraasji? Wat Du vertährst, betah!
wi altofamen, wenn Du man intholst, watte utgivst. Nu?
Willte? Du bist noch all so wat gelehrt, Du dürst woll wagen.

Harm: (krazt sich hinter den Ohren): Ja, wat fall t seggen
ick weet haast nich — wenn ins — — man tödf, dar schütt
mi wat in d Sinn. Wien Swager Hinnerk, de Sniderbaas

hier in d Stadt, de kunn mi woll so n Dings lehnen, so n Stärtrock, so n Sliprock, so n Sniepel heet dat Dings. Ja, t geit, laat t rullen! Dönner smiet weg! Ich will jo dar n Herr späülen, dat de Lü seggen säöl' n, de is nich väör d Buus.

Gerd (sich die Hände reibend): n Moordspläseer word dat! Ich segg So, n Moordspläseer!

Harm: Paß man up, Harm, dat Di nix entgeit un Du uns naher recht wat vertellen kannst. Nu man löß! Kumm, Gerd, wi gahnt erst mit Harm, dat he sück wat updeit. Her-naast will wi hier de Saat oswachten.

Gerd: Junges, watn Vivat!

Harm: Ich fall hüm betalen!

(Alle ab.)

Auf dem Tanzsaal.

Assessor M. (zu seiner Tänzerin): Wie, mein Fräulein?

Fräulein K.: Ich meine den jungen Menschen dort. Kennen Sie ihn?

Assessor M.: Allerdings. Es ist der Handlungsdiener Z.

Fräulein K.: Ach so, der ist das, Handlungsdiener — so, so. Ich finde es doch etwas kühn.

Assessor M.: Und was?

Fräulein K.: Daß der Mensch sich hier eindringt.

Assessor M.: Hat er sich eingedrängt?

Fräulein K.: Gleichviel, er ist ja doch hier. Solche unanständige Personen —

Assessor M.: Hat er Sie beleidigt?

Fräulein K.: Sie sind unausstehlich. Mich dünkt doch, der Mensch gehört nicht in eine gebildete Gesellschaft.

Assessor M.: Herr Z. soll aber ausnahmsweise sehr gebildet sein.

Fräulein K.: Es bleibt doch immerhin ein Handlungsdiener und ein solcher —

Assessor M.: Ist deshalb, weil er Handlungsdiener ist, nicht schlechter, als andere Menschen. Oder meinen Sie es etwa anders?

Fräulein K.: Sie scheinen heute abend die Malice zu haben, mich nicht verstehen zu wollen. Sie interessieren sich ja sehr für den jungen Menschen, doch ich errate schon Ihre Motive. Sie selbst sind ja — — bitte, sprechen wir von etwas anderem.

Assessor M.: Was wollten Sie sagen, mein Fräulein?

Fräulein K. (ziemlich laut): Nicht wahr, Ihr Großvater lebt noch? Ich höre, er sei seines Handwerks ein Schuster. Sollten Sie ihn bald besuchen, so grüßen Sie ihn von mir.

Affessor N. (nachdem er seine Tänzerin verabschiedet, für sich): Die Närrin! Die hochmütige Mamsell Schnips! Sie soll mir es büßen. Verdammt!

Harm (kommt die Treppe heraufgestiegen, die zum Tanzsaale führt, und spricht zurück zum Wirte, der zu spät die Qualität des Gastes bemerkt hat): Ei wat! Mien Geld is so goot, as anner Geld, un ich bün so goot, as anner Lü! Wat geit mi dat an! Loop t an de Galg', dann fall n Zo geen Pannen up d' Kopp. (Tritt in den Saal, scheint von dem Lichterglanz und der Kleiderpracht etwas geblendet. Für sich): Blitz! Dat will wat seggen. Ne, dat is wahrhaftig geen Malligkeit. Hebb t doch mien Läben un mien Daag so wat noch nich sehn.

(Verschiedene Herren und Damen verfolgen den Ankömmling mit neugierigen Blicken, rümpfen die Nase, lächeln, zischeln usw.)

Harm (setzt sich etwas verlegen auf einen Stuhl): Wat fangt man hier nu an? Luter frömd Volk, luter Türken un Russen. (Da er bemerkt, daß die Herren sämtlich unbedeckt sind, so nimmt er endlich auch den Hut ab und wirft ihn unter seinen Stuhl.) Man kann hier aber ook doch so dröög nich sitten. (Laut.) Hedal kann man hier nich n Snaaps Brannwien kriegen?

(Gelächter.)

Aufwärter (ihm ins Ohr): Hier wird bloß Wein getrunken.

Harm: A so! Nu mientwegen. Denn bringt mi man n Glas her. So n Dickkopp, weet Si woll.

Fräulein K. (zu ihrer Nachbarin): Es scheint, daß hier weder Aufsicht, noch Ordnung mehr herrscht. Bemerkst Du wohl den Bauernlummel dort, Louise? Bitte, gib mir mal Dein Flacon. Ich spüre hier einen fatalen Geruch. Nein, ich halt's hier nicht länger aus, gleich werde ich mich nach Hauje führen lassen. Abscheulich!

Harm (trinkt): Puh! wat sur, wat sur! Dat man hier geen Snaaps Brannwien kriegen kann! Dat is hier ja des Deufels Wirttschaft.

Ein Herr (zum Wirt, der eben heraufkommt): Können Sie nicht den bäurischen Kerl dort wieder hinauspediren? Warum ließ man ihn herein? Wie kam er hierher?

Wirt: Bitte um Verzeihung, ich habe mich überrumpeln lassen. Ich will indes noch einen Versuch machen, den Kerl wieder zum Abzug zu bringen. (Zu Harm): Mein Freund, er wird hier von der Gesellschaft nicht gern gesehen, und wernt er sich recht befinnt, so wird er auch selbst wohl einsehen,

daß er zu dieser Gesellschaft eigentlich nicht paßt. Will er nicht lieber gehen, um ein größeres Aufsehen zu vermeiden?

Harm: I wat Dönnner! war hebb t mien achtein Stüver denn vöör betahlt?

Wirt: Ich geb ihm das Geld zurück, wenn er gutwillig zum Abzug sich versteht.

Harm: Prooste Mahltiet! Darvöör hebb ick mien Deiten nich utgäven. Ich wull hier vöör mien Geld wat Pläseer hebben, — un nu laat de Düvel ins herkommen, de mi dat verwehren will!

Wirt: Ich traktire ihn noch obendrein.

Harm: Fixen und Fagen! Denn drink ick lever hier mien pure Wien, un maak ins n Lüttjen. Geit de Musit noch nich holl weer löß?

Wirt: Sei er doch vernünftig. Er kennt ja hier die Gebräuche nicht. Er wird sich lächerlich machen.

Harm: Gebräuche! Wat gahn mi Izo Gebräuche an! Bedeent Izo Gasten, un kehrt Izo an de Welt nich! Wat? Si menen woll, dat ick de Welt nich kenn? Ne, ne, ick jünn oof nich van güstern. Laat Harm man lopen. Ich bin — Gottdori! — nich n Haar schlechter, as dat Strunt dar mit häör Firlfangs un Bigelquintjes; un de dat anners meent, de hett mit mi to dohn! Wenn ick brann'n mutt, dann mutten s all' brann'n, dar will t up starven. De ganze Hüttpott hier hett nett so goot wollehr sien Kinnerdofen fuul maakt, as ick, mien leve Fründ. All' een Düvel. (Singt.)

Wir alle, vom Weibe geboren, sind Staub.

To, Späöl-Lü, späölt mal up!

Wirt (beiseite): Verfluchte Geschichte!

Ajfeffor N. (zum Wirt): Lassen Sie den Menschen ruhig gewähren, ich nehme die schlimmen Folgen über mich.

Harm (für sich): De Wunschö hebb t dar wat van d Wahrheit seggt, de sall dran rufen. Wat meent de Labbfack!

(Musik.)

Harm (springt auf): Aha! nu geit t löß. Nu will w mal sehn, war Abram sien Mustert mahlt. (Singt):

Ich sä' der van Saapt,

Ich sä' der van Saapt,

Ich sä' der van Saapt,

Stah still.

Immer lustig un kreuzfidel! (Sieht sich ringsum.) Wel sall t nu wesen? Hier is man haast in d Köhr verbiefert. Un dat Frolovolf is hier all so sien un so insien, dat man full d Näöf' dervöör wisten.

Assessor N. (tritt zu ihm): Guten Abend! Sag er mir doch, guter Freund, wie heißt er?

Harm: Harm, as So bleeft. Is deen bi Jann Hinners in d Pöller.

Assessor N.: So, so, na, er will sich hier wohl auch einmal recht lustig machen?

Harm: Versteit süd.

Assessor N.: Da tut er recht daran. Tanzt er auch?

Harm: t sull jüüst mit mi lößgahn.

Assessor N.: Hat er sich schon eine Tänzerin ausgesucht?

Harm: Dat is de Knütt man. Hier muttn een ja de Dgen verkädfeln.

Assessor N.: Ich will Ihm einen guten Rat geben. Bemerkst er dort in der Ecke die Dame mit dem rot- und weißgestreiften Kleide?

Harm: De dar — jawoll. Dat lett mi noch all so wat.

Assessor N.: Nun, die muß er auffordern. Es wird ihn gewiß nicht gereuen.

Harm: Ganz woll, mien Herr. Nu fall t hüm betalen.

Assessor N. (beiseite): Der wird sich wundern und das Fräulein noch mehr!

Harm (zu Fräulein x.): Se, wat düntt So, fall w inssen Lüttjen maßen?

Fräulein x. (blickt verächtlich nach der Seite.)

Harm: Nu, Wamsell, wu is t?

Fräulein x.: Ich bin schon engagirt.

Harm: Angeschirt — wat is dat? Heet das Ja of Nee? Dat s je woll französk. Is verstah geen französk.

Fräulein x. (mit der Hand abwehrend): Ich tanze nicht mit ihm.

Harm: Nu fall je de Dönner drinslahn!

Ein Herr (zu Harm): Fort dal (zu Fräulein x.) Hab' ich die Ehre, mein Fräulein, mit Ihnen zu tanzen?

Fräulein x. (tritt mit dem Herrn zum Tanze an.)

Harm: Dar kam t pah, as d Nutt in t Säddenhuus. Dat is je hier n verblirt Volk, is dat je. Dönner un Dwerflag! Is man hier anner Manns Narr un Hundsfott? Dar will t mehr van weten.

Assessor N.: Nun?

Harm: Dar hej Si mi moj de Geck anschert!

Assessor N.: Wieso?

Harm: Se wull nich, de verdreite antlaten Pupp.

Assessor N.: Wirklich? Er hätte nur dreist zugreifen sollen.

Harm: Ja, hett sück wat to togripen, wenn der anners Gen kummt un happt een de Bra vör de Mäöf' weg.

Assessor N.: Das tut mir leid. Wie gefiel ihm denn die Dame?

Harm: Mit hör Apengesicht! Ich wull, datse up d Blocksbarg weer.

Assessor N.: Hat er Lust, ihr einen kleinen Streich zu spielen?

Harm: Wenn t oof dree sünd. Ich bin der gliets mit hi!

Assessor N.: Ich verspreche ihm, daß er diese Nacht mit der Dame noch tanzen soll. Geh er nur gleich hinunter, ich werde ihm bald nachfolgen.

Harm: Wenn Si man nich —

Assessor N.: Sorge er nicht, er kann sich auf mich verlassen. Es wird ein köstlicher Spaß werden.

Harm: Gotts Blix un noch een! Nu sall t goot worrn.

(Ab.)

Assessor N. (zu Fräulein K., nachdem diese zu ihrem Sitze zurückgekehrt): Haben Sie die Neuigkeit schon vernommen?

Fräulein K.: Nein! Welche denn?

Assessor N.: Soeben ist ein englischer Lord, der von Nordernei zurückkommt, hier eingekehrt. Er soll Lust bezeigt haben, unsern Ball zu besuchen.

Fräulein K.: Das wäre ja hübsch.

Assessor N.: Da ich auf Nordernei flüchtig seine Bekanntschaft gemacht, so werde ich ihm den Vorschlag machen, ihn hier einzuführen, wenn es Ihnen, mein Fräulein, nämlich Vergnügen machen sollte.

Fräulein K.: Ganz gewiß.

Assessor N.: Sie sprechen fertig englisch, mein Fräulein, nicht wahr?

Fräulein K.: Nicht doch, Herr Assessor. Früher allerdings — jetzt aber — man unterhält es nicht, da verschwindet es denn wieder —

Assessor N.: Ich verstehe. Der Lord spricht allerdings deutsch, nur nicht geläufig und richtig. Ueberdies hat er etwas wunderliche Manieren.

Fräulein K.: Was tut das? Man kennt ja die Originalität der Engländer. Und ein Lord — wie könnte man da etwas lächerlich finden?

Assessor N.: Wohl, so werde ich nicht säumen.

Fräulein K.: A propos! Sie haben es doch nicht übel genommen, was ich vorhin — Sie wissen —

Affessor N.: Bitte recht sehr, Ihnen kann man nichts übel nehmen. (Ab.)

Ein abgelegenes Zimmer des Erdgeschosses.

Harm (geschminkt, mit einem falschen Barte, in auffallender, moderner Kleidung): Dünner un Kleenner! Si verstaant, Herr Affesser. Mi dünkt, ic kann t nu allenfalls mit n Prinz upnehmen.

Affessor N.: Hat er alles wohl begriffen?

Harm: Sawoll, Herr Affesser.

Affessor N.: Wird er 's auch behalten können?

Harm: Geen Sörg.

Affessor N.: Er stellt einen Lord vor.

Harm: Ganz recht, n Lord.

Affessor N.: Die Dame nennt er Miß.

Harm: Miß, — ganz woll.

Affessor N.: Nachdem er seine Verbeugung gemacht, sagt er — — a propos! Er spricht doch ein wenig deutsch?

Harm: Nu ja, so n bißchen, Herr Affesser.

Affessor N.: Er sagt also: Ich habe die Ehre —

Harm: Ja, ja, ic weet t all. Ic hebb mein Leg goot binnen. Der sall geen Tüttel an fehlen, of t will nich Harm heten.

Affessor N.: Ueberhaupt darf er nicht zuviel sprechen.

Harm: Ganz woll.

Affessor N.: Und dann wird er alle seine Kräfte aufbieten, recht nobel und gewandt zu erscheinen.

Harm: Ic will dar n Figur späölen, de sall Ott heten.

Affessor N.: Sobald der Tanz beendigt ist, tritt er ab.

Harm: Sawoll, ic sall t nich vergeten. Laat t mi man gewähren, ic hebb Endtt in d Kopp.

Affessor N.: Vorwärts denn! (Beide ab.)

Auf dem Tanzsaal.

Affessor N. und Harm (treten auf und begeben sich zu Fräulein X.)

Affessor N. (vorstellend): Mylord B. — Fräulein X.

Harm (macht eine linksische Verbeugung): Ich hab's die Ehr, mich Sie vorzustehlen, Miß.

Fräulein X.: Es macht mir ein ganz besonderes Vergnügen, Mylord, Ihre werthe Bekanntschaft zu machen.

(Musik.)

Harm: Soll ich die Tanz haben, mit Sie zu ehren — ne, mit die Tanz — mit die Ehr — Si verstehn — ich mein tanzen, Miß.

Fräulein X.: Sehr gern. (hängt sich an seinen Arm.)

Affessor N. (für sich): Bravo! Der Fisch hat angebissen.

Fräulein K.: Der Ball ist recht besucht, heute abend.

Harm: Recht besucht, Miß.

Fräulein K.: Wie warm ist es hier!

Harm: Warm hier, Miß.

Fräulein K.: Die Musik spielt recht hübsch.

Harm: Recht hübsch, Miß.

Fräulein K.: Sie kommen von Nordernei?

Harm: Als So bleibt, Miß.

Assessor N. (bei Seite): Gütlich, neugebackener Lord!

Harm (nachdem der Tanz beendigt): Ihr tanzen verblüht, Miß.

Fräulein K.: Mylord sind sehr nachsichtig.

Harm: O ganz un dall nicht, Miß. Setz is also vorbei. Ein kurzen Pläfir. Miß, ich bedank mich Ihr un empfehlige mich So. (Ab.)

Assessor N. (zu Fräulein K.): Nun, wie gefällt Ihnen der Lord?

Fräulein K.: Ein nobler Mensch.

Assessor N. (beiseite): Weil der Frack nobel — o Menschen! (Laut.) Ich bin Ihnen eine Aufklärung schuldig, mein Fräulein. Der Lord, mit dem Sie eben getanzt, ist eigentlich kein Lord, sondern ein Bauernknecht, namens Harm. Sie hätten schon früher das Vergnügen haben können, einen Tanz mit ihm zu machen, wenn Sie nicht beliebt hätten, es vorhin auszuschlagen. Ich gestehe, der Spaß ist nicht fein — doch von dem Entel eines Schusters durften Sie nichts Feineres erwarten. Wenn Sie indes die Moral meiner extemporirten Komödie für die Zukunft beherzigen wollen, daß nämlich weder die Geburt, noch der Titel, noch das Kleid den Menschen macht, so haben Sie noch gewonnen.

Fräulein K. (fällt in Ohnmacht).

Assessor N. (für sich): Ich bin gerächt. (Ab.)

Auf der StraÙe.

Fann: Nu, Harm?

Gerd: Nu, Harm?

Harm: Sungs, wat n Spaß!

Fann: Wat denn, wat denn?

Harm: Sungs, wat n Pläfeer!

Gerd: Denn vertell ins.

Harm: Sungs, wat n Heidi!

Fann: Bör n Düwel! Denn riet de Beck doch apen.

Harm: So wat hebb t mien Läven noch nich belävt.
Sungs, wat n Halloß!

Gerd: Wo völ Geld heft utgäven?

Harm: Geld utgäven? Ja, wat meen Si, ick hebb noch Geld tofrägen.

Jann: Herrjees! Wenn dat so geit, denn gah t oof noch ins mal na n Ball.

Harm: Ick bin n Vork west, n engelsten Vork as Jo bleevt.

Gerd: n Vork?

Harm: Un n Bart hebb t hatt — n Bart, dat full Si sehn hebben.

Jann: n Bart?

Harm: Un so n breeden Stärtrock hebb t anhatt, un so n Hoot up, un an elt Siet van d Kinn so n spiz Bergööf — Jungens, un düütst hebb t spraken — dat gung man, as so n Fleipiep!

Gerd: Herrijeses!

Jann: Kinner — Minsken!

Harm: Kam t man her. Dar kann n Lüttjen up stahn. In de Harburg fall t jo t wieder vertellen. Si sölen Dogen maken! (Alle ab.)



Harm up Freersfooten.

Ostfriesisches Landschafts-Bild.

Eine Bauernküche. Es ist Sonntagmorgen.

Gerdohm, ein alter Bauer,

sitzt in einem hohen Lehnstuhle am Feuerherd im „Hörn“ in der Nähe eines Tisches. Er hat ein braun angerauchtes „Döffe“ im Munde und rührt mit einem eisernen „Steef“ den Brei um, der in einem großen Topfe über dem Feuer hängt. Er ist anfangs allein und sagt vor sich hin:

Nä, nä, dat geit nich. Kinner, wo is t mädgelf! Tein Daler för n Beest, un dat för so n goot Beest, ick segg — för so n goot Beest. Hm! hm! Och Herr ja! Un dat för so n goot Beest — ick segg, t is je nix, heel nix. Tein Daler — Kinner, Kinner, wo is t mädgelf, — tein Daler för n Beest, tein Daler — un dat för so n goot Beest!

Taalkmö (seine Frau, steckt den Kopf durch die Thür):
Gerd, dat Du mi d Bree nich anbrannen lettst!

Gerdohm: Nä, Moor, hett geen Gefahr, hett heel geen Gefahr. (Taalkmö zieht sich wieder zurück.) Un dat för so n goot Beest! Nä, ick kann t nich uptriegen. Och Herr ja, so geit t in d Welt her, ick segg, so geit t in d Welt her. Tein Daler — nä, nä, anner Lü sind oof Lü, jä' Klaas Stefiens, do läv' he noch.

Harm (kommt herein, im Sonntagsstaat, mit Handstock und Reisepfeife): Goden Dag! (Steckt die Pfeife in die „Binnentasche“, während er den Stock in eine Ecke stellt.)

Gerdohm: Dag. Raamt wat nader. Aven Stohl triegen — wat sitten gahn?

Harm (nimmt einen Stuhl und setzt sich zum Feuer): Moj Wär van Daag.

Gerdohm: Moj Wär, ja, das oof wahr. Och Herr ja. Piep T'bad maken? T'bad steit dar.

Harm: Van Steinbblers? Ja, dar roof ick oof van. Ick will vörerst man n Rollen nehmen. (Nimmt ein Slaetje.)
t hebb de ganze Mörge all so wat an rooft.

Gerdohm: So — ja, dat will t oof woll löven. All wiet herfamen van Mörgen?

Harm: U — so wiet jüüst noch nich. Van d Pöller. Ist deen dar bi Jann Hinners, weet Si woll.

Gerdohm: Ja, de kenn t woll, de kenn t woll. Jann Hinners — jawoll. Wo geit t dar her to Huus?

Harm: Och, all so wat bi n Ollen. Unse Werdinn hett annerlesten wat süfelt un annerdags is uns oof n Koh offstürven. Man se s nu wär in d bäter Hand un ett un drinkt wär goot mit.

Gerdohm: Wel meen Si — de Koh?

Harm: Näh, unj' Werdinn. Wir hebben Paul Kohdokter der anners noch bihaalt —

Gerdohm: Bi jo Werdinn?

Harm: Nä, bi d Koh, weet Si woll. Man t weer all to laot.

Gerdohm: Hei t Saat all binneu? Ja, t fall woll, kann t woll denken.

Harm: Binaast — bet up twee Dimt na. Wi harren t Seil van unj' Naber Freerk Lammers lehnt, un de wull der nu oof jüüst bi.

Gerdohm: Ja, t word je Tied, t word Tied, id segg, t word hoog Tied. Givt Saat goot bi Jo?

Harm: Mich alltobest. Beer Lunn van t Dimt, oof woll sief!

Gerdohm: Bedrövt minn, ja, bedrövt minn, un dat Pöllerland! Ja, n slecht Saatjahr van t Jahr, n slecht Saatjahr van t Jahr, id segg, n slecht Saatjahr van t Jahr. Pöllerland — veer Lunn van t Dimt — hm! t is van t Jahr n slecht Saatjahr. Och Herr! — So, Si denen bi Jann Hinners in d Pöller; jawoll, jawoll, ja, kann t woll denken. Beer Lunn van t Dimt — hm! hm! — Verdenen dar woll n goot Lohn?

Harm: Sek gollen Bestolen, twee Paar Schoh, n Paar Hemdslinnens, un so woll wat. Wör twee Jahr hebb t hier bi Jo Naber deent, bi Tjark Poppen, do kreeg t halv Bestool mehr. Si jölen t oof noch woll weten. Of kenn Si mi nich mehr?

Gerdohm: Och Gott — wacht ins — Tjark Poppen, bi Tjark Poppen — töbf ins, och — Harm Düllwuttel! Ja, nu weet ic t je woll — Harm Düllwuttel — das recht. Och Herr ja, d' oll Dagg kummt all, id seh nich heel scharp mehr. Dat dügg mi all so wat, man ic kunn t doch wüddelt erst nich sehn. Harm — och Herr, nu weet ic t je recht goot.

Harm: Dat gung So, as d Strummhörners seggen: Ich kunn hüm wall, man kunn näit up hüm tomen.

Gerdohm: So is t, ja, so weer t nett. Ja, dar hej oof recht an. Och Herr ja. Jawoll, jawoll, so weer t oof.

Harm: Ja, dat is so wat.

Gerdohm: Ja, ja.

Harm: So will w man seggen.

Gerdohm: Nett actrat.

Harm (spuckt ins Feuer.)

Gerdohm (hustet.)

(Pause.)

Harm: Is Gretji oof to Huus?

Gerdohm: Gretji? Wat för Gretji — mien Dochter meen Si?

Harm: Süüft.

Gerdohm: Ja, de s to Huus. Wu so — wat sull dat? Ja, to Huus is se, to Huus is se. Ich weet nich, of i achter is to Kantuffelschillen, un of je süct in d Kammer wat updeit, dat se na d Kart will. Ja, to Huus is se. Hej woll n Böfstupp an hör?

Harm: Ja — nä — ja — nä, n Böfstupp egentli nich; ja, man doch — — (Kraht sich auf dem Kopf.) Wat t oof noch seggen wull: — ick wull nu oof boll d Huushollgen anfangen.

Gerdohm: So, so, Huushollgen, jawoll, Huushollgen anfangen — hm! Ja t word mit lever La oof je Lied för So, jawiß. Och Herr ja. Hej So woll all wat tosamenspart? Ja, dat will t woll lbben, recht, recht. So, Huushollgen anfangen — hm! Ich segg — hej So woll all wat tosamenspart?

Harm: Dat sull t denken! Mit nix lett süct nix anfangen. Mien oll Moor hett oof noch n ganzen Warfstä in Egendohm, war t token Jahr Mai intreden kann, un wenn t Olste starot, fällt de ganze Brag up mi. Dat Huus stamint van jälge Hillert Tuuntjer her. Si sölen hüm noch woll kennt hebbn, t weer mien Bebbs — nä, mien Bekvaars Halb — — Kalb — — wacht ins, mien Bekvaars Halbbröt. As de nu stürb, do kummt mien Bekvaar her mit n ollen Koopbrees, un givt — töß, ick hebb noch wat vergeten: Hillert Tuuntjer harr oof noch n Testament nalaten, un dar stunn in, dat, wenn sien Halbfüster — nä, sien Kalvbröts Kind — — ja, hört, de Budel sitt so mall dörmanner, dat geen Swien der flook ut worden kann. Ich hebb mi t anners genug vertellen laten, man de Dönnner kann dat all inthollen.

Gerdohm: Ja, dat geit so. Süh, süh, n ganzen Warfstä, dat will noch all wat seggen. All goot mit, all goot mit.

Harm: Ja, all goot mit, jä d Maid, do freeg se n Snider.

Gerdohm: Ziggt der oof noch wat up?

Harm: Wo so — up de Maid, de n Snider freeg?

Gerdohm: Nä, nä — up de Warfstä, meen ick.

Harm: Veer of sief Bestolen sünt der noch up indragen, dat is de ganze Hüttspott.

Gerdohm: Sawoll.

Harm: Ich hebb in d Sinn, dat ick t Olste to mi nehme un mi denn de ganze Budel van hör verschripen laat. Denn will t de veer of sief Bestolen oof toglied ofbitalen, dat n rein Hapthet krieg. —

Gerdohm: Sawik.

Harm: Denn holt oof noch soväöl aver, dat t mi n Koh, n paar Schapen, n Winterwien un wat Huusgerat toleggen kann. Der mutt je von allen wat wesen, wenn man in d Huushollgen geit. Der hört väöl to t Soltfatt.

Gerdohm: Sawoll.

Harm: Wien Bur hett mi oof verspraken, dat he mi to n goden Dösk verhelpen wull.

Gerdohm: Sawik.

Harm: Ich löv', denn sall t woll so wat torecht kafen. Gerdohm, wat düntt So dervan?

Gerdohm: Ja, dat lett sück hören, dat lett sück hören.

Sej So all n Fro uphöcht?

Harm (beiseite): Nu knippt! (Laut.) Dar t a m t jüüst um.

Gerdohm: Wu bleebt?

Harm: So Dochter —

Gerdohm: Wat wu j seggen?

Harm: So Dochter Gretji —

Gerdohm: Wu is dat?

Harm (herausplazend): Ich wull So Dochter Gretji woll hebben.

Gerdohm (läßt vor Überraschung den „Sleef“ fahren und das „Döste“ aus dem Munde fallen. Während er letzteres langsam wieder aufhebt): Si — so.

Harm (beiseite): Paß up, nu kummt der wat.

Gerdohm (ausdrücklich): Nä, dar word nix van, ick segg, dar word nix van, to m ewigen Dage nich. Harm, mien Dochter is för So nich to hebben. Nu weet Si Discheed, un dar löön Si mit gahn.

Harm: Man wat Blix noch mal, wat hei Si denn up mi to seggen?

Gerdohm: Ich segg Jo, dar word nix van. Lat t Jo de Grillen man vergahn. Ich kenn dat woll — t is Jo nich um mien Dochter, man um de Bestolen. De mien Dochter frigg, word der nich un bedragen un frigg hör oof nich nakend. Ja, dat löv' ick — Si wullen der woll mackelt bi. Nä, dar word nix van, dar word to m ewigen Dage nix van.

Harm: Meen Si, dat mi t um Jo lumpige Bestolen to dohn is? Dreck is mi t! Geen Deit will t van Jo hebben. Nientwegen nehmt de ganze Budel mit na d Himmel to un gävt hüm an Sünt Peter as Drintgeld. Um Jo Dochter is mi t alleen, un wenn t Jo d Wahrheit seggen fall — wie sünd vör twee Jahr, as ick bi Jo Naber deen, all mitmanner klar worrn.

Gerdohm: Rinneree — Rinneree. Wat vör twee Jahr passeert is, dat is nu verbi. Do meer Gretje noch n Kind un wuß nich bäter. Das All' man Malligkeit. Nä, an n slichten Burentnecht smiet ick mien Kind nich weg. Se is för n riefen Koopmann nich to slecht. Laat der erst ins n Burensöh'n um hör kamen, un denn will t mi noch goot befinnen. Nä, nä, för Jann un all Mann is mien Kind nich to hebben.

Harm: Nu sla di d Moor in d Mengelpott! Grillen! sä d Snider, beet in d Disk. Grillen! Grillen! Wat wu j dar seggen? Ich weer schlechter, as n Burensöh'n? Nu wullt doch jlimm worr'n! Wor sitt de Slechtigkeit denn in? Weet Si dat oof? Hett de Burensöh'n sien Vaar to n Bur maakt, of hebb ick mien Vaar to n Döcker maakt? Ja, wenn t dar up antweem, denn harr t mien Vaar gliest Kaiser van Türkenland worren laten, as t dör t Knoopgatt trucken worr. Is n Burensöh'n darum bäter, dat he Sönddags mit n Rock van Fiesdalers-Laken un mit d lang Biep herumgängeln kann? (Schlägt auf den Tisch.) Dreck is he bäter!

Gerdohm: Bur is Bur.

Harm: Un n Schelm van Natur! Ich weet t woll, Si dünken Jo wat up de gäle Butteldalers, de Si in d Kajt verschimmeln laten. Ja, dat löv ick! Un wu sünn Si der bitamen? As Jo Vaar stürv, do kunn Si mit beide Hann man togripen. Is dat oof n Kunst? Man wat hei Si nu noch? Nix as Verdreet un Sörg, wu Si de Budel mit Tosamenschrabben noch groter frigen söln. Un wat is t am Em'? Köön Si der woll n Fingerhoot bull van mitnehmen, wenn un? Herrgott sien Wenk an Jo Gävel stellt? Meen Si, dat Si in d anner Welt woll een Trapp hoger darum to stahn

kamen, dat Zi hier n Pennint dremal umdreit hebben, ehr Zi hüm utgäven? Wenn Zi recht wat wäsen willen, denn gävt Zo Geld un Goot an arm Lü un verdeent Zo Brod mit d Hann, as ick oof mutt. Man ja — Strunt oof! Zi läsen Sönn dags Zo Kapittel in d Bibel und Zo Vers in t oll' Gefanghooft, man wenn de Arbeiter kummt, sien Dagghür to halen, denn knippt Zo de Düvel, dat Zi hüm noch de Pennint ofstnipen, de Zi in de Klingbühl gäven hebben. „Rinner!“ ropen denn noch de Nabers, „Rinner, wat n gottsfürchtig Mann!“ Riekt, Zi kriegen all gris' Haar, man well van uns jull woll am meesten päbselt hebben, so lang wi hier in d Welt sünd, ick of Zi?

Un denn full t noch schlechter wesen, as dijs' un de? Ich mag der je nich van hören, proot t mi der nich van, of t begah noch n Unglück!

Gerdohm: Still, still, geen Mantementen! Das all man nix, all nix, all nix, all nix, Nur blivt Nur.

Harm: Un is t oof up hilge Paasfdag. So is t man nett. Gott bättert! (Steht auf.) Ich will doch erst noch sehn! wat t der mit to dohn hebb. — Bliz! wat is dar för n Gebuller? (Stellt sich ans Fenster.) Nu sla Gott denn Düvel doott — ick lööv haft, dar hemwi all n riken Freer; n Ruuts mit twe Schimmels dervör, un de dar utstigg — sla mi d Dönnner! wenn dat geen Koopmann is ut d Stadt. Nu is Reesji klar! Nichtig, ja Bardeleben, — an elk Siet van d Rinn so n spit Vergööt, as ick ins mal hatt hebb, n dicken, swarten Bart, n grisen Averscheter, — ja, he kummt richtig hierher. Harm, Harm! Nu bistu der aver, as Siroop aver d Gört. Nu loop man na d Maan un plüed Stärens.

Kaufmann Janssen (tritt herein): Gehorsamer Diener!

Harm (beiseite): Gehorsamer Hundsfott, du Parkopp! Gah hen un föhl d Höhner!

Gerdohm: Sun Dag! Kamt wat nader. Wat sitten gahn?

Janssen: Ich bin so frei. (Setzt sich auf den Stuhl, der von Harm verlassen worden und wirft unruhige Blicke auf diesen.)

Harm (den Ankömmling mißtrauisch beobachtend, beiseite): Wat staarst mi an, Du mit Dien grise Averscheter! Dat fall woll heten: Maaf, dat d Drei friggst? Goot. (Entfernt sich, bleibt indes laufend bei der Tür stehen.) Crit will t doch sehn, wat de störfbeende Munsjö to koop hett.

Gerdohm: Piep T'back maken? T'back steit dar.

Janssen: Danke! Danke! Später vielleicht.

Gerdohm: Bisünner Wär van Daag.

Janssen: Ganz famosjes Wetter.

Harm (beiseite): Du famosje Narr!

Gerdohm: Wu bleevt? So, van t Wår — jawoll.
Sünd Jo Pår up Stall kamen?

Janssen: Um Verzeihung! Der Kutscher ist mit Wagen und Pferden zum Wirtshause gefahren. Ich durfte nicht wagen —

Gerdohm: Hm! hm! Umstänn, unnütz Röstn, unnütz Röstn. So, Si sünd — och Herr, mien swad Memoorje, och Herr ja, swad Memoorje, olt Minsk — wat t oof noch seggen wull, — ja, dat kann t woll denken, van d Stadt, jawoll, so, Si sünd — Si heten — — —

Janssen: Ich bin der Kaufmann Janssen, Ihnen zu dienen. Mich dünkt, daß ich vor einem Jahre einmal einen Handel mit Ihnen abgeschlossen habe. Doch glaube ich wohl, daß Sie sich dessen nicht mehr erinnern.

Gerdohm: Wu bleevt? — Ja so. Ja, dat kann woll wesen.

Janssen: Sie erraten gewiß nicht, was mich heute zu Ihnen führt. Um bald zum Zweck zu kommen, alter Freund, muß ich bemerken, daß ich viele Umschweife nicht liebe und meine Meinung gern ungeschminkt heraus sage.

Harm (beiseite): Denn man herut dermit!

Janssen: Nicht wahr, Sie haben eine erwachsene Tochter?

Gerdohm: Wu bleevt? A so, mien Tochter Gretji, meen Si!

Janssen: Gretchen — der Name ist nicht übel. Das Mädchen hat über ihre Hand noch zu verfügen?

Gerdohm: Wu bleevt?

Janssen: Ich meine, ob Ihre Tochter noch nicht versprochen, nicht versagt ist.

Gerdohm: So — nä, se s noch to hebben.

Janssen: Nun denn, — um es kurz zu machen — was würden Sie sagen, Alter, wenn ich um die Hand Ihrer Tochter anzuhalten wagte?

Gerdohm: Wu bleevt?

Harm (beiseite): De olle Esel versteit t noch nicht. Man id hebb all genug. Denn n Saterdag! Denn n groten Slam-pamper! Wacht man, id will di woll kriegen! (Ab)

Janssen: Würden Sie mir die Hand Ihrer Tochter gewähren?

Gerdohm: Och Herr, id hebb t nich recht verstahn. Wat wu j egentlik seggen?

Janssen (beiseite): O angenehmer Schwiegervater: (Laut) Ich möchte Sie bitten, Ihre Tochter mir zur Frau zu geben.

Gerdohm: So, so. Dar mußt t mir erst up besinnen, Herr Janssen. So, Si wullen mien Tochter woll hebben. Willen sehn, willen sehn! Ich will t mit mien Däste erst ins averleggen. Si hebben Tied je noch woll även. Ich will mien Taalkmö t ins vörstellen. (Ab.)

Janssen (steht auf): Gerdohm — Taalkmö — du lieber Himmel, welche allerliebste Aussichten! Was wird Meta sagen? Der Handel reut mich schon. Aber die Verlegenheit ist gar zu groß — meine Ehre, mein Kredit! Ich weiß mir sonst nicht zu helfen. Der Bauer soll sehr reich sein. Ach, daß Geld, das Geld! — Ich habe meine Zukünftige noch gar nicht einmal gesehen. Vielleicht ist sie alt, taub, mager, krumm, bucklig —

Gretje (tritt herein): Gun Morgen!

Janssen: Schönen guten Morgen! Mamsell Gretchen — nicht wahr?

Gretje: Gretji heet ich, n Mamsell bin t nich.

Janssen: Ach — da haben wir ja das leibhaftige Gretchen aus Goethes Faust: „Bin weder Fräulein, weder schön.“ (Beiseite.) Teufel! Die Dirne ist hübsch — das verführt den Bissen. (Laut.) Uebrigens haben Sie recht, schönes Kind. Sie sind gewiß besser, schöner, liebenswürdiger und reicher, als manche feine Demoiselle.

Gretje: Nu, hör steit de Mund oof na t Fliemstriten un Mundjiproten, as t sjhient. De dat all löven wull, wat Se een vertellen, de wull nich wiet kamen.

Janssen: Was ich sage, ist mein vollkommenster Ernst, holdes Gretchen! Wer könnte Ihnen widerstehen? Niemand, und ich am wenigsten.

Gretje: Hm!

Janssen: „Und etwas schnippisch doch zugleich.“ Sie entzücken mich, reizende Feldblume! Ach, wer das Glück hätte, Sie heimzuführen!

Gretje: Still man! ich weet all, wat der kamen fall. Se bruken der nich umtötogahn, as d Ratt um d heete Bree.

Janssen (tritt näher): Du weißt schon, Teuerste? Darf ich hoffen?

Gretje: Se jünd mi oof de Rechte! Freen na t Geld un nehmen de Maid up koop to. Wat hebben Se erst mit mien Vader to proten, wenn hör t bloot um mi to dohn is?

Janssen: Du bist gut, Gretchen, ich lese es in Deinen Augen. Nicht wahr, ich bekomme Absolution, wenn ich Dir

meine Sünde aufrichtig beichte? Ich will gestehen, daß ich mich verrechnet und höchst unrecht an Dir gehandelt, mich sehr un-
zart gegen Dich betragen habe. Allein ich brauchte Dich nur
zu sehen, zu sprechen, um sofort eines Bessern belehrt zu
werden. Im Ernst, süße Maid, ich ziehe Dich jetzt allen
Schätzen dieser Erde vor. Bekomme ich nur Dich, so mag
Dein Vater alles Übrige behalten. Sag ihm das!

Gretje: Broten is goot koop!

Fanffen (legt seinen Arm um Gretchens Nacken): Erhöre mich!

Gretje (forteilend): Dar kummt well!

(Während Gretchen aus der Thür geht und Fanffen ihr naheilt, kommt
Harm durch eine andere Thür herein.)

Harm: Hier worrn de Koppen tojamenstaken un dar
worrn de Koppen tojamenstaken, dat is n Gelüfter un Ge-
flüfter — de Düfel word der kloof ut! t geit doch nargens
maller her, as in d Welt un in mien egen Vaars un Moors
Huus — haar d Jung oof seggt, t fall mi nee dohn, wu de
Kummeedje noch woll oflöppt. Müms hier? Gerdohm kann t
warhaftig nich mal wachten, dat he d Bree umröhrt.
(Trällert vor sich hin):

Een dicken Bree, een dünnen Bree,

Breck Brod in, breck Brod in.

(Eine weibliche Stimme draußen ruft:)

Wenn he boven is, dann fall he dameh wall komen.

Harm: Oho! dat hör t woll, das n Krummhörner
Dörn.

(Bavke, die Großmagd, kommt herein.)

Harm: Süh ins, süh ins, dar hewwi Bavke je! Lävst
oof noch, olle Brejstäl?

Bavke: Süchst je woll, du holten Herrgott. Unkrut
vergeit näit. Biste eooft je noch up de Beenen, Harm mit et
malle Fell um.

Harm: Kief, dar geit t all wär hen. Wi beiden können
doch up een Brett nich sitten. Alltied hewwi Spitalfel.
Man dat mutt t Di laten, Bavk, Du bleifst, as n Koj'. Ich
löv haast, Du hest noch wat wuffen — in d Brette, meen ic.
Du büst je woll nett so breet, as d lant büst. Kört und dick,
rund und fett, stävig stief, as n Rummelwurst. Wat köst t
hunnert Bund Fleeß bi Di, mall Bavke? Ich will Di wat
seggen, lütje förtbeendick Krummhörnerske: Du waßt na d
Grund, as n Kohstört.

Bavke: Hollste Snute, Du Hanswurst? Dameh will t
Di mit en paar Fiegen trakteren, so sößt, datte löven jallt,
Du kriggst swarte Peper up de Tunge. Wat meenste wall,
du gröne Kohlstrunt, Du verdürven Herent, datte seggen kannst,

watte willt? Wacht man, Du Ape, Du Pärdekopp, Du Krübbenbiter, ic fall Di noch mal betalen, datte seggen fallt: nu wäit ic van Mudder. (Geht zum Feuer und sieht nach dem Breitopf.)

Harm: Nu hör mal Een so n Pottschrubberäke an, proot as n Mettwurjt, de an beid' Ennen apen is. War hejt dat lehrt, Bawke? Du kannst je futern, an n Ender Härenkswiew. Is de Bree gar? Kumm, mien Kind, fall t di wat helpen?

Bawke: Och, leop hen! Ic kann t sülvst wall deon. Sull t noch allenne geen Pott van t Für tillen könen? (Hebt den Topf vom Feuer.)

Harm: Dat geit Di goot of. Nu, kief ins, wat Du stark bijt! Ja, dat mutt t seggen, Du bist n prächtigen Därn. Hör mal: wenn t in d Körst hier wär herkam, will t Di oof n halv Dort Pärernöten mitbringen.

Bawke (schlägt ihn): Du verdreite Blixem! Ic bin doch geen klein Kindje mehr? Mit dien Pärernöten! Ja, Du bist mi de Rechte! Weetste noch wal, watte mi verleden Jahr versproten hejt?

Harm: n Stött unner d Näb' je woll?

Bawke: Du wullt mi n Keofe van t Mainhofer Markt mitbringen. Man Fleiten! Hejt em sülvst upfreten.

Harm: Wat för 'n Ding? n Kaufe?

Bawke: Je, n Keofe. Wo hetet dann?

Harm: Kooft heet t, Du dumme Därn.

Bawke: Kooft — Kooft? Nu hör ins Een! Kooft!

Harm (schlingt seine Arme um ihre kräftige Taille): Ic will Di wat seggen, Bawke, Du bist de söötste Kooft, de mien Lävent in d Backasent gar maakt is. Gottblix, ic much der woll in biten!

Bawke (sich losreisend): Och Du malle Jung, laot mi löß! Wacht man, ic fall t an Gretje seggen. (Will gehen.)

Harm: Töbß doch även, Du wild Höhnertükten! Ic wull Di noch recht wat vertellen.

Bawke (an der Tür): Nu, wat dann?

Harm: Kiet, Bawke, Du bist all lant geen Kindskopp mehr un willt doch mit lever La oof gewiß in d Huushollgen träden, wenn t all wat mitlöppt. Nu will ic gern löven, dat Du all oltfußl genug bist, man weetst oof all, war man d Huushollgen mit anfangen mutt?

Bawke (im Herausgehen): Mit Fleipiepen! Nu weetst. (Ab.)

Harm (ihr nachrufend): He, Du Schaapskopp! Mit Rinner — — mit Rinnergoot — maken.

Gretje (tritt auf): Dag, Harm.

Harm (näheret sich ihr): Gun Mörge, mien Kind, gun Mörge! Wat Düvel, Gretje, Du bist je so moi, as t weet nich wat!

Gretje (zieht sich zurück): Kennst mi noch? Set dogg, Du harrst mi all vergäten. Hest di je so lang nich sehn laten.

Harm: Ja, weetst woll, boll kummt Gen dit un boll dat in d Weg. Nu, dat lat man goot wesen, id bin der nu je. Wu het di t so lang denn gahn, mien Därn? (Will sie umfassen.)

Gretje (sträubt sich): Kumm mi nich an, of t geit di nich goot of.

Harm: Wat Blix noch mal, wat geit di an? Biste van Fever, dat d bang bist, id frunkel di de Krag? Maak mi geen Wüppfens vör!

Gretje: Meenst, dat id även nich hört hebb, wat Du mit Bavke harrst?

Harm: Mälligkeit, weetst je woll, Mälligkeit! Rehr di doch an d Welt nich. Grillen! sä Gbök, do kreeg he sien Moor vöör d Bloog. Grillen! segg id.

Bavke (kommt und trägt den Breitopf fort): Wäöl Päljeer, Rinmer, vermaakt So wat! (Ab.)

Harm (ruft Bavke nach): Maak, dat d Drei krigt, olle Brejbuuf!

Gretje: Mi dünkt, Harm, t is am besten, dat t ut is mit uns beiden. Du weetst je woll, dat mien Ollen doch nig van di weten willen.

Harm: Bist up Kullern? Bist malltohlst? Nä, nu schleist heel na buten! Dat fallt mi ut d Hand van di. Wenn dat dien Ernst is, wat du dar seggst, denn hebb t mi heel verrätend. Dien Ollen — Du leve Lied! Dat heft vör dree Jahr all wußt, dat de uns Beiden nich völ Goods gönnen weren. Schütt di dat nu erst in d Sinn? Hest di je woll van oll Wiew' beproten laten?

Gretje: Harm, Du mußst oof an d Tokunst denken. Der mutt doch entelk n Enn in kamen.

Harm: Dat kummt all' van sülvst torecht. Un wenn di t mit mi verdrüht, hör — t givt noch mehr van dien Soort, — denn kannst in Gottsnam bliven, war d bist. Man dat will t di woll seggen; — denn kannst noch lant wachten, dat der so n Harm wär um di kummt.

Gretje (lacht): Dree för Gen, mien Jung, dree för Gen! Wenn t der up ankummt, kann t noch woll n bätern krigen, as Du bist. Hest de frömde Kooptmann woll sehn,

de hier även kamen is? Hör ins, das n ganz anner Kärltje as Du bist; un wenn t man togripen wull —

Harm: Maak mi d Kopp nich warm, dat segg t di! De störtbeende hochdüütste Zuckergootskärl mit sien „Gehorsamer Diener“ un verdreite Kumpelmenten? De Doherrgottsbloot, de halbstüvers Klaaskärl, dat verschimmelte Tütendreiersfäntje? De full bäter wesen, as id? (Schlägt sich vor die Brust.) Lat hüm man herkamen! Un noch dree sücks derbi! Een för Een griep t hör mit d lütji Finger int Knoopgatt un smiet hör aver dartein Aders! Sacker di nunnejü! De wulltu to n Mann hebben? De? De? So n Kärltji kann t je dredübbelt in d Westtasch stäken un brufen hüm to Slaatjes un Snüüffes up. Wat Dönnner noch mal! so n Kärl wullt d hebben? so n Spirling? so n Stitelstarg? Dat di de ewige — id harr boll wat seggt.

Gretje: Psui, Harm, wu kannst wull so schellen un flöken! Nä, dar is mien Koopmann n anner Kärl. Dar sullt di man wat na richten.

Harm: Dreck will t! Strunt will t!

Gretje: Nu word mi t to schlimm. So mußt mi nich langer kamen, hörst dat? Un nu will t de Koopmann doch hebben, un Du kannst hengahn, war d herkamen bist. (Schnell ab.)

Harm: Goot! Gah man to! Hang di up! — Hett de Düvel dat Frolüvolk nich alltied unner? Dar worr ins n Swien kloot ut! Na, lat hör man lopen, dat kann mi ook nich van d Balk offmiten. Harm blifft doch Harm. Lat hör man togahn mit de Hanswind van Koopmann. Se sall noch wull ins mal an mi torüggdenken. Wat Dönnner — full id nich mehr wäsen, as so n dardhalvduums Pipenutpröbker? Wat — hebb t verläden Jahr nich n Ball mitmaakt? Hebb t dar nich n Figur späält, as der Een in d ganze Kuntrei? Hebbens mi nich van Kopp to Foten beschräven in d Emder Altnack? Haal mi d Düvel! Kumpt dar so n Kärl her, nimmt mi een, twee, dree in d Penn un schickt de ganze Schilleraatsje na Emden to! Geliet is dar n anner Kärl bi d Hand, so n Bookverdrücker — id weet nich, wu he heet, — — of Woortmann, of Woortmann — de nimmt dat Teilke to Prootkoll un verköfft t för n hollansk Dreestüver. t fall mi heel nich wunnern, wenn t mit diß' Geschicht wär so geit. De Düvel weet, wu de Kärls der achter kamen. Nu — un denn full t noch bi so n lumpen Koopmann torüggstahn? Wacht, Gretji, wenn Du so up n Koopmann verjivert bist, denn gah id mit n Mamjell der dör! t kann nich düller,

as düll; ick versböfft. (Tritt ans Fenster.) Ich hebb dar även all wär n Wagen bullern hört, — t fall mi knapp wunnern, wenn mi geliet all so n Stadtsdam' in d Mund lopen kummt. Hebb ick nich seggt? Dar is all Gen. Haal mi de Kohstärt! Väter kann t doch nich. Ja, se kummt richtig hierher. Nu, Harm, nu gelt di t! Nu paß up! Ha, t fall woll gahn! Düütsk kann t all, „gehorsamer Diener“ oof, n frummen Kügg maken oof, un „empfehlige mich So“ kann t oof! (Man klopf.) Herein, wenns kein Schneider ist! — Kuraajji, Harm!

Fräulein Meta (tritt auf): Guten Morgen!

Harm (verbeugt sich tief): Gehorsamer Diener, Mamsjell.

Meta: Bin ich hier recht bei dem alten Landmann — wie heißt er doch — ich glaube, Gerdohm wird er genannt?

Harm: Nett ackrat!

Meta: Sit der Alte nicht zu Hause?

Harm: Sawoll is he to Huus. Um d Breetied fall d Du nich licht fehlen.

Meta: Hat Er diesen Morgen auch einen Herrn aus der Stadt hier bemerkt?

Harm: Nu, of t hüm oof sehn hebb! Sawoll, so n Koopmann mit n grieje Baantje averan. De Munsjü fall der oof upstünds noch woll wäsen. Ich weet nich, he mag woll in d Multenkamer fitten to Rohm — slichen. Süd Stadtsähren hebben van allerhand Schüüfkes in d Kopp.

Meta: Ich habe noch eine Frage an ihn: — ist nicht eine erwachsene Tochter hier zu Hause, namens Gretje?

Harm: Dat hej all wär raden.

Meta: Und der alte Bauer ist reich, sehr reich, nicht wahr?

Harm: Of oof! Hört, Mamsjell, ick löv', Si hebben t dick achter d Ohren. Dat schieht mi, as wenn Si recht goot weten, wu de Saken hier tostahn. Hebb t nich recht? n Koopmann un n riken Burendochter — he! dat kunn woll so wat passen?

Meta: Wirklich: Der fremde Herr ist als Freiersmann hier? So bin ich also nicht falsch berichtet worden.

Harm: Ja, dat Huus bast hier van Freers, un dat van heel wunnerlike Freers. De Gen is n fienen Stadtsähär un freet na n slichten Burendochter, un de Anner is n slichten Burenknecht un freet na n fienen Stadtsdam'.

Meta: Ei, wer ist dieser kühne Bauernknecht?

Harm: Dat bin ick, as So bleewt!

Meta: Er? wer ist Er denn?

Harm (wirft sich in die Brust): Harm heet ick, Grootknecht bin ick, in d' Holler wahn ick, Bree eet ick, Sloten slöbt ick, na n moi Wicht free ick, un bang bin t väd'r de Düvel nich!

Meta (lächelnd): Glaub's gern, aber lassen wir das. Sag Er mir mal — was meint Er, sollte der fremde Herr seine Absicht hier wohl erreichen? Wird er die Einwilligung der Eltern bekommen?

Harm: Wel weet — man ick markt de Bra all. Ich löb', Si wullen de Koopmann woll für So sülvst hollen?

Meta: Und wenss nun wäre?

Harm: t is für So all to laat. Man wat is der an gelegen? Lat t hüm lopen, denn Hansdamp! Nehmt mi, Mamsell, nehmt mi! Ich will So wat vertellen. Ich harr t mit Gretji un Gretji harr t mit mi. Goot! De Koopmann harr t mit So, un Si harren t mit de Koopmann. Dok goot. Nun kantert Gretje sück um, un de Koopmann kantert sück um — wat passeert? Der Koopmann geit mit Gretji der däör, un Gretji mit de Koopmann. Gode Reis'! Un nu kumm t Allerbeste noch. Si kantern So um un ick kanter mi um, un denn gah ick mit So derdäör, un Si gahnt mit mi derdäör! Haal mi de Saterdag! Dar geit t hen, sä d' Jung', do leet he n Luus dazzen.

Meta (lacht): Sein Vorschlag möchte wohl so übel nicht sein. Ich befürchte nur, daß ich ihm zu ungeschickt sein würde, denn ich verstehe weder Melken, noch Garbenbinden, noch Flachsbrechen, noch Spinnen, noch Kartoffelpflanzen, noch Scheuern, noch Schrubben.

Harm: Ich seggt je man — rieke Lü Kinner lehren van allen niz. Man dat kummt woll torecht, ick hebb so väd'l mehr lehrt. Un wenn t der up ankummt, kann ick ook n groten Herr späölen. Ja, Mamsell, was meinen Ihr, ich kann Hochdautsch prozzen, wie Ein ins ganze Gelag und Dieners machen kann ick, und Hopjerdazzen kann ick und all so wats.

Meta: In der Tat, Er spricht deutsch, wie ein Handwerksbursch. Aber sein Platt gefällt mir doch besser.

Harm: Wenn t So de Wahrheit seggen sall — dat geit mi ook bäter van d' Jung'. Man wu steit t nu mit unse Freere?

Meta: Ich fürchte nur, daß er Gretje doch lieber hat.

Harm: Wat Gretji! Süüst dat Wicht to m Turt gah t mit n Mamsell striken. Denn kann se doch sehn, dat anner Lü ook Lü sünd.

Meta: Wohlan! Gerade meinem ungetreuen Liebhaber zum Troß will ich mit Ihm mich verbinden. Ich will doch sehen, welche Augen der Monsieur dazu macht.

Harm: Heidi! Nu hewt klar! Gretji fall bi d Nöf' dahlkifen, un de Koopmann — lat hüm man kamen! Ich will hüm Gott wifen!

Meta: Nur eins bedinge ich mir aus: Er muß sich Anfangs ganz meiner Leitung überlassen und sich ohne Widerrede allen Folgen unterwerfen, die durch mein Benehmen hervorgerufen werden.

Harm: Hier s mien Hand! Ich mark woll, wi beiden können goot mitnanner averein. All wat Si willen, will ich oof. Lat t gahn, wu t geit; lat t stahn, wu t steit!

Meta: Pst! Ich höre kommen. Hierher mein Freund!

(Beide ziehen sich nach einer Seite zurück.)

Herr Janssen und Gretje kommen herein und stellen sich an der entgegengesetzten Seite auf, die Vorigen anfangs nicht bemerkend.

Janssen: Noch immer so spröde, schöne Maid?

Gretje: Herrjees! Well is dar?

Janssen: Wo denn? Ach — mein Gott! Du — Sie hier? Meta!

Meta: Wie Sie sehen, Herr Janssen! Augenscheinlich befinde ich mich in der nämlichen Situation, welche Sie zu erwählen beliebt haben.

Janssen: Ich traue kaum meinen Augen, ich bin ganz verwirrt — was soll ich sagen? Meta, Du wirst mich wenigstens ungehört nicht verdammen!

Meta: Von Verdammen kann nicht die Rede sein. Sie, Herr Janssen, waren der städtischen Feinheit wahrscheinlich überdrüssig, und suchten sich daher eine ländliche Schöne. Niemand durfte Ihnen dies verwehren, denn Sie haben Ihren freien Willen. Ich fand Ihr Beispiel sogar nachahmenswürdig, wie Sie durch Augenschein sich überzeugen können. Dieser handfeste Kerl, Namens Harm, ist nämlich mein Verlobter. Was ist 's denn weiter? Sie haben, wie ich sehe, nicht übel gewählt, und ich bekomme, wie Sie nicht bestreiten werden, einen kräftigen Burschen zum Gemahl. Die Verhältnisse sind gleich — der Unterschied besteht nur darin, daß Ihr Mädchen reich an klingender Münze ist, während der Reichtum meines Zukünftigen nur durch seine kräftigen Fäuste vertreten wird.

Harm (blickt triumphirend umher): Harm is Harm! Wat segg Si nu?

Janssen: Du scherzest, Meta, quäle mich nicht länger.

Meta: Ei, Herr Janssen, was fällt Ihnen ein? Scherzen? Ist Ihnen mit der reichen Bauertochter auch etwa nur Scherz? Lassen Sie nur gut sein, wies einmal ist. Ich hoffe mit meinem neuen Verhältnisse mich schon zu befreunden und Sie werden sich in die reiche Wittgast nicht minder schicken lernen. Sie mögen durch Ihre Heirat die aus der Art geschlagene Klasse des überfeinerten Stadtvolls zu kräftigen suchen, und ich meinerseits werde mich bestreben, die bäurischen Sitten ein wenig zu verfeinern. Ist das nicht idyllisch? human? großartig?

Harm: So will w man seggen.

Janssen: Nichts mehr davon! Ich halte es nicht länger aus — diese Komödie muß ein Ende haben. Zum Teufel mit dem Gelde! Meta für immer! (Gilt zu Fräulein Meta.)

Harm: Sall dat so gahn? Dof goot. (Geht nach Gretje hinüber:)

Gretji, ich verlaß Dich nicht,
Und wenn auch der Szabel bricht!

Gretje: So mußt kamen, un so is t recht! Haast harrt Angst, dat t noch verdreit gung. Nu will t Di oof noch wat seggen, Harm — do även, as Bawte hier west weer, do hebb t Di man wat narrt, dat weer mi man Malligkeit. Un t will Di noch mehr seggen, — Moder sä, t full all' woll torecht kamen.

(Harm und Gretje sprechen leise zusammen.)

Meta: Was haben Sie gemacht, Herr Janssen?

Janssen: Du wirst mir verzeihen, Meta, Du mußt! Wirf diese Maske endlich von Dir. Ich bin wahnsinnig gewesen — denke nicht weiter daran.

Meta: Aber wie war es möglich —

Janssen: Du weißt ja — die Furcht vor einem nahen Bankerott, meine Ehre — —

Meta: War Dir teurer, als meine Person?

Janssen: Bedenke die Macht des Augenblicks! Die Verlegenheit war gar zu peinigend; ich wußte nicht, was ich tat!

Meta: Wie nun aber? Bei mir findest Du keine Hilfe!

Janssen: Gleichviel! Ich werde arbeiten, schreiben, laufen, rennen, meine Bekannten bitten, meine Freunde bestürmen, — und wenn alles umsonst ist, vor dem Verhungern werden wir wenigstens geschützt sein. Was bedarf es eigentlich mehr?

Meta: Bravo! So gefällst Du mir. Ich dachte wohl, daß der Paroxysmus wieder vorüber gehen würde. Vernimm jetzt: Mir ist eine alte Tante gestorben, die in ihrem Testamente ihr ganzes, nicht unbedeutendes Vermögen mir vermacht

hat. Von einem Bankerott darf also nicht weiter die Rede sein.

Zanffen: Eine alte Tante? Von einer solchen hast Du ja nie mit mir gesprochen!

Meta: Sollte ich Dir etwa dadurch, daß ich Dir in der Ferne einen Goldberg zeigte, den Besitz meiner Hand desto lockender erscheinen lassen?

Zanffen: Du hast recht! Wie glücklich machst Du mich! Und ich habe es nicht verdient. Ich war ein Undankbarer, ein Tölpel, ein Unfinniger!

(Gerdohm und Taalkmö treten auf.)

Taalkmö: Gun Mörge mitnanner! Süh ins, dat hebbt je n groten Bijböt. Nu, dat freit mi. To, Gretje, frig ins Stohlen her! — Gahst allmitnanner wat sitten.

Gerdohm: Herr Zanffen, wi hebben de Saak nu upt Schier. Si können mien Dochter frigen. Mien Däste weer t woll so recht nich na d Sinn, man id segg, Si können hör nu frigen, ja. So — das So Süster woll? Ja, kann t woll denken, süh, jawoll. Id segg, de Saak is nu up t Schier. Sm! ja, jawoll!

Zanffen: Thretwegen tut es mir leid, alter Freund, daß Sie zu spät kommen. Diese Dame nämlich, die Sie für meine Schwester halten, behauptet ältere Ansprüche auf mich zu haben, die ich nicht bestreiten kann. Uebrigens geht Ihre Tochter nicht leer aus. Sehen Sie nur dorthin!

Gerdohm: De? Denn n Sleaf? To m ewigen Dage nich! Nä, dar holl t mien Kind to goot för, id segg, dar holl t hör to goot för. Un wat n Mann van Woort is —

Meta: Alter, beruhigen Sie sich. Hören Sie mich an. Kürzlich ist mir eine große Erbschaft zugefallen, wozu unter anderem auch ein ansehnlicher Platz gehört, der um Mai künftigen Jahres pachtlos wird. Wie wäre es nun, wenn ich Harn diesen Platz zur Pacht überließe? Den Beschlag würde ich auf eigene Kosten anschaffen, und was die Konditionen und den Pachtzins betrifft, so versteht sich von selbst, daß ich mich so billig wie möglich würde finden lassen. Nun, was meinen Sie dazu?

Gerdohm (reißt Mund und Augen weit auf): Wat? —

Taalkmö: Id hör woll, wie sölen woll mitnanner torecht kamen. Wat goot is, mutt goot bliven. Nu, mien Frünn, t full mi n groten Ehr to wäjen, wenn Si van Mörge alltosamen mit n Taß Koffji bi uns vörleev nehmen wullen.

Meta: Mit dem größten Vergnügen, gute Frau.

(Bavle, die Großmagd und Zantje, die „Bütjemaib“, kommen herein und reichen den Brautleuten auf Präsentirtellern bunte Kränze und mit Bändern geschmückte, gefüllte Gläser dar. Draußen hört man schießen.)

Harm: Bavle, Zantje, hej t all hört? Ich worr Bur. Bur worr t. Nu rärt man, Rinner, nu rärt man, nu rärt man! Hurra! Un noch eenmal, hurraaah!! Un noch hunnert un dusendmal, hurraaaaaah!!!



Harm up t Dorn'ner Markt un all wat mehr is.

Genrebild.

Nebst einer parfümirten Borrede und einem verschlossenen Briefe an
einen kinderlosen Wittwer.

Parfümirte Borrede.

„Was? Kann der Kerl nicht höher springen?“ —
Sallet.

Das hoff ich durch diese Borrede eben zu beweisen. Darum ist sie auch nicht, wie ich hier gleich anmerkte, für die Leser meines Genrebildchens, sondern dieses eher für die Leser der Borrede geschrieben.

Es könnte nämlich sein, daß mein Büchlein einem jener höhern Wesen, deren Nase sowohl, als Geist nur eine mit den süßesten Düften geschwängerte Atmosphäre einzuatmen gewohnt ist, zufällig in die bemanschetteten Hände geriete. Da würde denn, hätte mein Buch keine Borrede, jenes höhere Wesen, nachdem es kaum die Nase zwischen die Blätter gesteckt, das halbgeöffnete Buch schnell wieder zuklappen, ob des ungewohnten Parfüms, der ihm aus den Blättern entgegenduftet. Es würde das Büchlein unwillig von sich werfen und durch die aufgeworfenen Lippen die Frage schieben: „Mein Gott! Wie kann ein Mensch, der die Feder zu führen versteht, nur mit solchen Plattitüden sich abgeben?“ Vielleicht gar würde es sich aus Vorsicht noch die Nase wischen und die Hände waschen; um mein Buch und seinen Inhalt aber würde es sich durchaus nicht weiter bekümmern. Das wäre mir fatal, sehr fatal. Ich habe gern, daß jeder, dem mein dünnes Buch in die Hände gerät, es nicht allein auf- und zuklappt, sondern auch liest.

Durch gegenwärtige Borrede nun hoff ichs zu bewirken, daß nicht allein der gemeine, sondern auch der ungemeine Mann es der Mühe wert erachte, einige Seiten dieses nicht sehr be-

deutenden Werkleins herabzulesen. Ich gebe die Versicherung, daß ich hier in so feinen Wendungen, so zierlichen Schnörkeln, so sublimen Phrasen, so duftigen Floskeln mich bewegen will, daß selbst ein Hochgelehrter, der einige Nächte über Goethes Farbenlehre gebrütet und die Klopstock'sche Messiasde gewissenhaft völlig verschlungen, nicht zu erröthen brauchte, wenn er über dem Abgrasen dieser Blätter sollte betroffen werden. Ich frage jeden Unparteiischen, ob ich bis hierher nicht schon zierlich genug geschnörkelt?

Vortrefflich wärs, wenn ichs durch einige feine Wendungen zugleich dahin brächte, daß die parfümirten Leser meiner parfümirten Vorrede sich bewogen fänden, auch an die Hauptsache sich zu machen, indem ich zu beweisen suchte, daß sie ihretwegen eigentlich geschrieben sei.

Dies wird schwer halten, denn ich hab es mit den Geistes-Aristokraten zu tun, die im Grunde noch ärger sind, als die Aristokraten der Geburt. Diese lesen mich ohnehin nicht. Der Geistes-Aristokrat, der in seinen Gehirnkammern eine ganze Ladung toter und lebender Sprachen aufgespeichert hat, dessen Stirngewölbe ein Duzend philosophischer Systeme beherbergt, bei dem die Aesthetik aus jedem Schweißloch hervorlugt, sieht auf einen armen Teufel von Stribenten, der durch seinen Witz sich das Leben fristet, so verächtlich herab, wie irgend ein Geburts-Adliger in Glacee-Handschuhen auf einen lumpigen Kerl, dessen plumpe, rauhe, schwielige Fäuste davon Zeugnis liefern, daß er sein Brot ißt im Schweiß seines Angesichts.

Solche Geistes-Aristokraten leben in einer ganz andern, bessern Welt, in einem feineren Dunstkreise, in einer höheren Region, betrachten alles von einem erhabnern Standpunkte aus, als wir gemeinen Kreaturen. Ein ungebildeter Mensch ist in ihren Augen nur eine Art Tier, das keine andern Bedürfnisse kennt, als seinen Hunger zu stillen und sich fortzupflanzen. Schade, daß jene feinem Wesen ebenfalls von diesen Bedürfnissen abhängig sind, daß sie das rohe Tierleben nicht völlig von sich abweisen können. Ach, auch sie müssen sich beugen unter dem eisernen Naturgesetze, auch sie essen, trinken, schlafen und beschlafen, auch bei ihnen werden die Speisen durch den Mund aufgenommen, nehmen sie ihren gewöhnlichen Weg durch die Darmkanäle, um ganz natürlich verdaut und zu rechter Zeit durch eine gewisse Öffnung wieder ausgeworfen zu werden — —

Aber — pfui Teufel! — ich falle aus meiner parfümirten Rolle. Geschwind lenk ich wieder ein.

Wenn der höchste Geist, wenn der liebe Gott nicht ganz ohne Humor ist, was kaum bezweifelt werden darf, so hat er manchmal den schönsten Stoff zum Lachen. Für ihn kann es so wenig im Reiche des Geistes, als im Raum, ein Oben und Unten geben. Er betrachtet freilich die Dinge von einem noch höhern Standpunkte aus, als die Geistes-Aristokraten, und die Bestrebungen dieser, sich ein möglichst erhabenes, übermenschliches Ansehen zu geben, müssen ihm manchmal possirlich genug vorkommen. Dem höchsten Wesen muß die simpelste Aeußerung eines rohen Naturmenschen ebenso inhaltschwer erscheinen, als die geistreichste Demonstration des größten Denkers. Der komplizirteste, sublimste Satz in einem philosophischen System ist nur eine Paraphrase der alltäglichsten Aeußerung. Dies ist sehr beschämend für den Wissensstolzen, aber so wahr, daß die höchste Bildung, nachdem sie durch den Zirkel der mühsamsten Studien, der tief sinnigsten Untersuchungen gegangen, nachdem sie durch alle Klippen und Brandungen hindurch die Welt des Wissens umschiff hat, notwendig auf diesen Punkt zurückkehren muß. „Ich weiß, daß ich nichts weiß.“ Darüber kommen wir nicht hinaus.

Also rümpft nur nicht gleich die Nase, wenn euch hier eine Speise vorgesetzt wird, die in keiner Hofküche zubereitet ward und freilich viel zu groben Geschmacks ist für eure feinen Zungen. Ihr werdet manchmal erschrecken vor einem Ausdrücke, derb wie Sohlleder, vor Redensarten, die in keinem Komplimentirbuche empfohlen werden, vor Witzgen, die niemals von glättenden, zuspitzenden Hobeln berührt wurden, vor Reden und Handlungen, die ohne viel Bedenken mit breitem Fuße die Grenzen des Anstandes niederstampfen. Wahrlich, ich jage euch, das brillanteste Hoffest, der großartigste Maskenball ist nichts anderes, nichts Gewichtigeres, als mein rohes Jahrmarktsfest. Hier wie dort dasselbe Gemälde, und ist auch die Ausführung verschieden, so ist doch die Sache die nämliche. Ist meine Zeichnung aus groben Zügen zusammengesetzt, so besteht die Beschreibung eines Hoffestes nur aus feineren Linien, aus zierlichem Umrisse, aber der Inhalt wiegt nicht schwerer. Ein rohes Volksfest ist ein simpler Satz und ein Fest der vornehmen Welt ist eine Uebersetzung davon ins Aesthetische. Auch hier läßt die Unsittlichkeit sich blicken, obwohl sie mit zierlichem Anstande auftritt, und selbst die Unanständigkeit fehlt nicht, obwohl sie ein recht sittliches Ansehen sich zu geben weiß. Eine schwierige Faust, die, sonst nur bei schweren Arbeiten eine Rolle spielend, im Uebermüthe einer selten genossenen Lust auf die Tischplatte niederdonnert, und eine zarte,

durchscheinende, aus schimmernden Manschetten hervorlugende, strohgelbbesohlte Hand, deren Finger nur zum Streicheln taugend, betrügerisch die glatten Kartenblätter mischen — hier wie dort Haut, Fleisch, Knochen, pulsirendes Blut: — wählt zwischen beiden! Freilich ist ein großer Unterschied da — die besohlte Hand ist doch schöner! Da steckt's.

Mag es sein, daß hinter sublimen Phrasen nur Ge-
meinplätze verborgen sind, daß die schwungvollste Dichtung nur die schöne Umhüllung eines alltäglichen Gedankens, eines simplen Vorfalls darstellt: ihr habt Recht, wenn ihr die Philosophie der Gassen-Weisheit und die Poesie den Aenderungen des rohen Naturlebens vorzieht.

Aber es hilft euch nichts mehr, daß ihr in eurer feinern Atmosphäre, in eurer höhern Region euch abzuschließen sucht. Nichts rettet euch mehr vor dem Hereindringen der Wogen des trüben, schlammhaltigen Stromes der Gemeinheit. Ihr vermagt die Lebensäußerungen der niederen Sphäre nicht mehr abzuweifen. Umsonst verschließt ihre eure Nasen vor den unheimlichen Ausdünstungen des Hütten- und Gassenlebens, eure Augen vor den Lumpen und den verkommenen Gestalten der Armut, eure Ohren vor dem unharmonischen Geschrei und Gebaren der Roheit, umsonst sucht ihr eure Manschetten blank zu erhalten vor den Berührungen schmutziger Fäuste. Vom Hunger geheizt, von der Rache getrieben, vom Uebermut gestachelt, wird der getretene, verachtete Böbel, dem Tiger des Urwalds gleich, in Scharen euch auf den Nacken springen und gar zu nahe euren verwöhnten Ohren ein Geheul anstimmen, daß die Ohren euch gellen. Darum schickt euch an, die Roheit zu bekämpfen, damit sie nicht, eh ihr euch verseht, über euch den Sieg erringe und sich auf den Thron setze. Ich meine nicht, daß ihr zum Böbel euch herablassen sollt; nein, ihr sollt ihn zu euch erheben. Habt nur keine Angst, daß gleich die ganze Welt gebildet werde und niemand sich finden möchte, euch die Stiefel zu putzen und die Schornsteine zu fegen. Soweit sind wir noch lange nicht und sollt es dahin kommen, so wird wohl auf irgend eine Weise Rat geschafft werden. Vielleicht machen wir dann alles durch Maschinen ab.

Wenn ich die Flügel, womit ich meinen Stil in ziemlichen Schwung brachte, für einen Augenblick zusammenlege und mich aus den erschwungenen Höhen sanft auf die Erde niederlasse, so geschieht es bloß, um meiner Geschicklichkeit selbst einige Bewunderung zu zollen. Bekanntlich wollte ich die gebildete Welt überführen, daß mein Genrebild eigentlich ihretwegen geschrieben und also auch von ihr zu lesen sei und man wird

gestehen müssen, daß mir dies schon ganz vortrefflich gelungen ist. Geht aus meinen schwunghaften Perioden nicht klar hervor, daß ich der feingebildeten Lesewelt nur deshalb eine Szene aus dem gemeinen Leben vor Augen führe, um sie mit diesem Leben bekannt zu machen, damit sie für die Zukunft ihre Maßregeln nehmen könne? Hieraus ist zugleich eine Entschuldigung für die Plumpheiten, Rauheiten und Unziemlichkeiten meiner Darstellung herzuleiten. Wer die Züge des Gemäldes zu plump und seine Farben zu grob finden will, der bedenke, daß allein die Wirklichkeit daran schuld ist, die ich möglichst getreu nachzubilden versuchte. Bessert das Volk, so bessere ich meine Schilderungen.

Aber wahrlich, ich halte das Benehmen und die Äußerungen der Personen, die ich auftreten lasse, noch gar für so ungeziemend nicht, wie die feine Welt sie wahrscheinlich finden wird; selbst abgesehen davon, daß man von Menschen, die nachlässig erzogen und in einer rauhen Umgebung aufgewachsen sind, nicht viel Lebensart erwarten darf.

Ich suche nicht wieder nach Parallelen in der vornehmen Welt; ich will nicht daran denken, daß die Beschäftigungen derselben häufig nur in Genüssen bestehen (während den Uebrigen gepredigt wird, daß sie ihren Genuß in der Arbeit finden sollten) und die Erholung von solchen Beschäftigungen nur ein raffinirter Genuß sein kann. Ich will nur die rohen Ausbrüche der Lust, wie sie in meinem Gemälde zur Erscheinung kommen, das ungebändigte Treiben der darin auftretenden Personen im allgemeinen zu entschuldigen suchen.

Was ist der Zweck des Daseins, die Bestimmung des Menschen? Man hat viel darüber gefaselt, gestritten und gegrübelt, und doch ist die Antwort so leicht. Man hat, um die Lösung zu finden, alle Höhen durchsegelt, alle Fernen durchschweift, alle Tiefen ergründet und sie liegt doch so nahe. Der Zweck des Daseins ist das Dasein selber; der Mensch lebt, um zu leben, d. h. um das Leben zu genießen, um des Daseins sich zu freuen. Wer höher hinaus will, arbeitet unbewußt doch nur auf das angegebene Ziel los. Jeder Weg, der über dies Ziel hinausleitet, führt nur durch unendlichen Dunst und Nebel und wer ihn betreten hat, findet nur auf dem Rückwege das Heil. Es ist klar, daß nicht Jeder vom Glück dieselben Ansichten hat, und wenn es zwar ein höchstes, ein allgemeinstes Glück (das Erreichen dieses Endziels der Menschheit wird zugleich ihr Untergang sein) geben muß, so darf man es doch nur natürlich finden, daß der eine auf diese, der andere auf

jene Weise, den verschiedenen Naturen und Ansichten entsprechend, seine Freude am Dasein äußert.

Nun steht einmal mit einem Handwerker frühmorgens auf, arbeitet mit ihm den ganzen Tag und laßt am Abend das Werkzeug nur aus der Hand sinken, um euch den Sorgen über den Unterhalt einer großen Familie zu überlassen; steht mit einem Tagelöhner den ganzen Tag im Graben, um mit dem Spaten den Klei herauszuwerfen und schleicht abends mit ihm nach Hause, um an dem Geschrei hungrierer Kinder euch zu ergötzen, an einer aus Kartoffeln und Salz bestehenden Mahlzeit euch zu erlaben, auf einem Strohlager euch auszu-ruhen; wandert mit dem Pächter einer Bauernwirtschaft über die Felder, durch die Ställe, durch die Scheune, hier anordnend, dort selbst mit Hand anlegend, und kehrt nun ins Wohnzimmer zurück, um euch in Berechnungen darüber zu vertiefen, wie der hohe Pachtzins zu erschwingen, die Lasten und Abgaben zu berichtigen und dennoch soviel zu erübrigen sei, daß die Haus-haltung bestehen könne; beugt euch mit Knechten und Mägden jahrelang unter dem Joche einer strengen Herrschaft und unter-zieht euch den ihnen aufgetragenen harten Arbeiten; — denkt euch dies alles nur einmal recht lebhaft und dann wagt es, darüber die Nase zu rümpfen, darüber abzusprechen, euch da-vor zu eifeln, es zu tadeln, daß diese geplagten Menschen einmal oder zweimal oder auch dreimal im Jahre die Arbeit an den Nagel hängen, allen Zwang abstreifen, im Tranke der Lust sich berauschen und im Uebermüthe ausgelassener Fröhlichkeit über die Grenzen des Anstandes, der Sitte hinwegspringen. Ihr Lumpen, die ihr eure Theater habt, eure Casinos, eure thè dansants, eure Maskenbälle, eure Konzerte, eure Zweck-essen und gleich die Polizei zu Hilfe ruft, wenn ein armer Teufel in seiner Lustigkeit euch zu laut schreit, . . . doch das gehört nicht zu meiner Rolle.

Ihr dürft nun nicht meinen, daß ich die Art, wie meine Jahrmarttsleute das Leben genießen, wie sie ihre Lustigkeit an den Tag legen, gerade sehr vortrefflich und empfehlenswert finde. Nein, das nicht. Aber hier sitzt eben der Knoten! Sucht das Volk dahin zu bringen, daß es Geschmack finde an edlern, reinern Genüssen. Zieht das Volk zu euch empor, anstatt es in Schmutz und Niedrigkeit verkommen zu lassen und es dann zu tadeln, wenn es seinem Drange nach Er-holung in rohen Ausbrüchen Luft macht.

Wie ist aber zu helfen? Ja, darüber denkt nur erst nach, darüber beratschlagt nur erst.

Ich erwähnte einmal in Gegenwart eines frommen Mannes der Volksfeste. Da meinte der sanfte Herr, es gehe doch nichts über ein Missionsfest und über die himmelsfreudigen Gesichter und die Gemütlichkeit der frommen Versammlung. O du heilige Einfalt! Erträglich noch, wenn's bei der Einfalt nur bliebe, aber zu oft nur lauert ein gefährlicher Drache dabei im Hintergrunde.

Man darf jedoch nicht verkennen, daß die frommen Leute recht ernstlich nicht um den obersten allein, sondern auch um die armen Teufel sich bekümmern. Allein sie irren sich ein wenig, wenn sie meinen, es sei alles in der schönsten Ordnung, wenn sie den Teig der Menschheit nur mit dem Sauerteig der Religion (nämlich des Pietismus) durchsäuern. Wenn sie überhaupt etwas ausrichten — viel wird's nicht sein — so ziehen sie nur Heuchler, Fanatiker oder Schwachköpfe. Da wäre mir die offene, kräftige Koheit fast noch lieber.

Hab ich nun bewiesen, daß mein Genrebild für die hochgebildete Welt gezeichnet ist, so folgt hieraus, daß es die ungebildeten Leser eigentlich nichts angeht, wenn nicht insofern, daß diese erfahren mögen, man bekümmere sich doch einigermaßen auch um ihre Existenz. Man sollte übrigens dem gemeinen Manne keine gemeine Speise bieten, die er selber jeden Tag auf den Tisch bekommt, sondern nur eine solche, die seinen Geschmack veredelte.

Es kann aber recht wohl sein, daß alles Vorhergehende nur blauer Dunst, nur Windmachelei ist und daß ich, auf den Geschmack eines gewissen Publikums spekulierend, die Jahrmaktszscene nur schrieb, um einen schwindjüchtigen Beutel zu he en, und diese Vorrede, um das Manuscript zu verstärken. Das geht indes niemandem etwas an und ich hüte mich also, in dieser Beziehung nur die leiseste Andeutung zu machen.

Harm up i Dorn'mer Markt un all' wat mehr is.

Hoffentlich habt ihr ihn noch nicht vergessen, den fideleu Großknecht Harm, der früher einmal, da er noch bei Jann Hinners im Poller diente, eine komische Figur auf einem Balle spielte und später auf Freierrfüßen ging. Er hat seitdem seine Gretje wirklich heimgeführt, ist jetzt Ehemann, und wohnt als Pächter auf einem ansehnlichen Bauernplage. — Laßt uns einmal einen Besuch bei ihm abstattn, um zu sehen, ob er

jezt, da er Bauer geworden, wohl noch der alte, lustige, witzige, unternehmende Harm ist.

Es ist Spätsommer. Der größte Teil der Erntearbeiten ist abgetan, und weil die Feldfrüchte nicht allein ganz vorzüglich geraten sind, sondern auch das Einfahren derselben von der schönsten Witterung begünstigt worden ist, so treffen wir Harm in der besten Laune an. Er wandert in der Küche auf und ab. Er ist allein, doch bald öffnet sich die Tür, Gretje tritt ein und macht sich in der Küche zu schaffen. Harm unterbricht seine Wanderung, räuspert sich ein paarmal stark und dann entspinnt sich folgendes Gespräch zwischen ihm und seiner Frau.

Harm: Wat dünkt Di, Gretje, — sall w hen?

Gretje: Sall w hen? war hen?

Harm: Weest nich, Kind? Avernörgen is t je Dor'markt.

Gretje: Nu, wat sull dat denn?

Harm: Du süggst je ut, as wenn d geen sief tellen kannst. Stell Di doch so dumm nich an. Wat sull dat denn — is dat oof n Antwoort? Siww Ref'luzje. Sall w hen?

Gretje: Dat mußt Du weten.

Harm: Is Di der nich vööl an gelegen, denn bliv minentwegen to Huus. Denn gah ick alleen hen.

Gretje: Warum fraggst mi denn, wenn Du alleen hen wullt?

Harm: Safferment! Dat Di — o Geduld! o Geduld! Alltied un ewig verdreit. Ich will mi heel mit Di nich mehr käteln — wie gahnt hen, segg ick Di.

Gretje: Man ick weet noch nich, of t mien Kleed tägen deß klar krieg, und mien nej Hood is oof noch nich ankamen. De Meisterst maakt nich futt.

Harm: Dar hewot je all! Nu süh ins! Nu süh ins! Nej Kleed, nej Hood — darum heft all acht Dag lant n Meisterst in Huus hatt? Un denn willst Di noch anstellen, as wenn Di ant ganz Dor'markt nig gelegen weer? Nu lat t man goot wäsen. Man wat dünkt Di, sall w uns grot Knecht oof mitnehmen? Wi mutten der doch man henfahren, un man kann nich weten, wat een begegen kann.

Gretje: So, Du wullt Di woll wär duhnsupen?

Harm: Willen, willen — nä, ick will nich, man ick weet doch nich, wat der kamen kann.

Gretje: Du mußt t weten.

Harm: All wär? Nu goot, denn kann d Knecht to Huus blieven.

Gretje: He kann t anners recht goot wachten, dat he mitgeit.

Harm: Bly, warum spreckst denn nich ehrder? Knüppels un Bullketten! Kannst denn nich gliest rein herut seggen, wat Dien Menen is? Nu gah man to un segg man nix mehr, anners worr t noch rein des Düvels. Pack Di man, maack man, dat Dien Kleed klar word, dat Dien Hood klar word, renn man, loop man!

Gretje: Di kann t oof geen Minsk recht maken. Bist gliest as Für un Flamm. (Sie geht schnell aus der Tür.)

Harm: Du — Du — Du . . . na, gah man to. Setts nich all wär t lefste Woort hollen? Man nu doh der ins een wat to? Frolü sünt Frolü. Is nix an to maken.

Damit beruhigt er sich. Am nächsten Sonntage wird der Bullerwagen angespannt, Harm und Gretje, diese in neuem Kleide und Hute prangend, steigen ein, der Großknecht nimmt vorn im Wagen Platz, ergreift Leine und Peitsche, und fort rollt es zum Dornumer Jahrmart.

In Dornum wird bei dem Gasthose der Frau Friedrichs, wo bereits eine ziemliche Anzahl Wagen Platz genommen hat, Halt gemacht. Während Pferde und Wagen vom Großknecht in Sicherheit gebracht werden, nehmen Harm und Gretje im Wirtshause vorläufig eine kleine Erquickung zu sich. Nun sind sie fertig, sie brechen auf. Arm in Arm spazieren sie die Straßen entlang, die mit Menschen besät und links und rechts mit allerlei Buden bepflanzt sind. Gewühl, Gedränge, Gestampf, Gelärm, Geschrei, Haringe und Weißbrot verschlingende Knechte, lustige Mägde, Knaben mit Schalmeien, Mädchen mit anlaten Puppen. Hier wird Harm von einem alten Bekannten, dort Gretje von einer guten Freundin begrüßt.

„Wu geit t, Harm?“

„Wu geit t, Gretje?“

„t is recht vull van Daag!“

„Volk genug, d Minsken lopen nanner dahl.“

„Is der geen Dreibrgel?“

„Geen Dreibrgel un geen Malmöhlen.“

„Dat is mi heel geen Markt.“

So geht es eine gute Strecke fort, bis Harm vor einer Bude stehen bleibt, worin reihenweise eine Menge kurzer Pfeifen aufgehängt sind.

Harm: Wacht även, Gretje, ick mutt mi n neen Piep topen. Ik hebb mi der all lank genug ahn behulpen. Kennst Du de Koopmann? Dat Gesicht kummt mi bekant vör.

Gretje: Weetst nich? Dat is Jonas je. De kummt bi uns oof je woll.

Harm: Och Gott, heft Recht! — Jonas, Kärl, wu geit di t noch? Noch immer fidel, Jonas?

Jonas: Süh, süh, Harm! Dof hier? Sawoll, dat s recht. Ha, immer kreuzfidel! Wi geit t alltied goot. Ja, kann woll wäfen. Wu geit t denn jülvst noch? O prächtig, dat s recht, ja.

Harm: Jonas is immer Jonas. He prot t jüch jülvst verbi. Segg mi ins, was sall de Piep kösten?

Jonas: Acht Groschen.

Harm: Acht Groschen? Nix minner?

Jonas: Geen Deit minner. Ich verdeen der jülvst nix up, können S mi sicherlich löven. Nä, verdeen der jülvst nix up. n goden Piep vör dat Geld, Se kriegen der geen bätern vör, können S mi sicherlich löven.

Harm: Kann t vör achtein Stüver nich oof angahn?

Jonas: Ha, ha! Ja, kann woll wäfen, dat löv ich, ja acht Groschen is achtein Stüver, dat s ebenfälls. Ja, dat is so.

Harm: Man wenn Du Di nix ofdingen lettst, denn kannst Du nich bestahn, denn kummt Di Müms.

Jonas: Och, dat s nix. t Recht mutt doch baven blieven, dat s alltied mien Woort. Wat Recht is, mutt baven bliven, dat s ebenfälls. Sawoll. So n Attacht heww t all mennigmal hatt, ja.

Harm: Hier s Dien acht Groschen, un nu gah t mit mien Piep der langs. t gah Di goot.

Innas: Nix für ungut. Utjö!

(Harm hat seine neue Pfeife kaum beigeleckt, so tritt er in einen etwas konfusen Dunsstreis).

Eine Frau: Auk näie Emders Häierents?

Harm: Wat Blix! jölen dat neje Häierents wejen? De sünt je all so olt, as d Kleiweg. De hebben Anno een all in t Fatt legen, as d Düvel junk weer.

Die Frau: Rinner, wattu graut Muul! Wenn häi mi t lehren will, kann ich t to n Häierentsfatt brufen. Olt, as de Kleiweg? Häi is jawoll recht bekennt mit de Kleiweg? Häi is jawoll van Swine-Oskummst, dat häi jüch in de Klei wältert hett?

Harm: So Muul stinkt noch slimmer, as So Här'nts.

Die Frau: Dat kummt, wiel häi mi sien Stant in t Gesicht blasen hett. Häi Stinkert, will häi wall maken, dat häi na sien Mehfahlt kummt, häi Swinedriver, häi Bullenbiter, häi Swinehüttspott, häi Kalver-Koppunhartschlag?!

Gretje: Kumm Harm, lat dat Minsk doch lopen.

Harm und Gretje spazieren weiter. Abermals werden links und rechts verschiedene Bekannte begrüßt; die zum Verkauf

ausgestellten Waren werden aufmerksam betrachtet; Stöße mit dem Ellbogen werden parirt, Fußtritte werden ausgeteilt; ein altes Weib, gelben Antlitzes, in zerseht romantischer Kleidung, schreit immerfort:

„Wer will die letzten Lose noch, die letzten Lose! Hier is noch det allerletzte Los! Kost man zwee Grot! Für zwee Grote kann man hier schöne Sachen gewinnen. Wer will noch det allerletzte Los! Angesat t, angesat t!“

Eine Kuchenfrau bietet mit der süßesten Miene von der Welt, mit der einschmeichelndsten Stimme ihre Waren aus: „Nu to, Mamsell, willen S mi nich n Kook oftopen? Jung Herr, kopen S mi nich wat of?“

Auf dem Marktplatze angelangt, werden unsere Spaziergänger durch ein brillantes Trompetengeschmetter mit obligatem Trommelgewirbel angelockt. In einer großen Bude ist ein Marionetten-Theater zu schauen. Ein alter Mann in bloßen Hemdsärmeln steht, mit einer Trompete bewaffnet, auf einer aus Salztinnen und Brettern aufgebauten Tribüne und gibt seinen aufmerksamen Zuhörern eine Schilderung von all den Wundern und Herrlichkeiten zum besten, die in der Bude für wenig Geld zu sehen sind.

„Hier is zu sehen die große Matamorphosen-Verwandlung un allerlei Kunststücke. Hier sieht man auch eenen kleinen Kerl, wie er ganz alleene seine Pfeife ansticht.“

Harm: Blix noch mal! is dat ook n Künst? Ik kann mien Piep ook alleen anstaken.

Gretje: Och Du! Dat is je n holten Karl, war de Mann von sprekt.

Harm: Wat jull hüm dat! Ik bin ook man wat holten, man darum kann t mien Piep doch wol anstaken.

Trotz seiner Remonstrations findet es Harm doch der Mühe wert, einige Groschen zu erlegen und mit Gretje in die Bude einzutreten. Nach befriedigter Schaulust verfügen sich beide nach der Bude des alten Onnohm, wo gespielt, getanzt, gesungen und getrunken wird. Die Musik ist so vortrefflich, daß vor dem Gefidel und Gedudel richtig sämtliche Hunde und Katzen die Flucht nehmen. Onnohm tut alles mögliche, seine Gäste zufrieden zu stellen; er ist fortwährend in reger Tätigkeit, er ordnet an, er wehrt ab, er ladet ein, er jagt hinaus.

Harm: Heda, Onnohm! Wu geit t noch, Onnohm? Weet Ji t noch woll, Onnohm? „Heda, paß up d Schenk!“ Is t nich wahr, Onnohm?

Dunnohm: Ja, ja, de Tiden hemwi hatt, de Tiden hewwi hatt, Kinner. Lo, Lü, träd't wat binnen! Hier s' Platz genug un dar kää'n Zi Zo Hood henhangen. Lo, Minsken, hier kää'n Zi ganz unsheneert wesen. — Weg dar, Kinner, van Däl of! Kinner danzen hier nich, oll Lü danzen. Wichter, gaht dar weg! Weg dar. Zi betalen doch nix! — Man nu betracht ins! Kinner, Kinner, Kinner! Hebben s' mi dar n Gatt in t Seil räten, so groot as n Wörndeel Panntoof! Wu kann t angahn! Un dar sall naher wär Saat up düsten worden. Kinner, Kinner, wu ist mögk! Dat verfluchte Schojervolk! Weren d Schandarms hier man! Kinner, Kinner, Kinner! n Gatt as n Wörndeel Panntoof!

Harm und Gretje verweilen nicht lange in dem gar zu bunten Gemüth, sondern gehen bald weiter, werfen beiläufig einen Blick in dat swart Spegel und spaziren hierauf noch einige Male die Straßen auf und ab. Unterdes ist es Abend geworden, schon werden in den Buden und Wirtshäusern die Lichter angezündet und von den Tanzsälen schallt eine verführerische Musik herüber.

Harm: Nu, Gretje? Mi dünkt, t word mit leverla Tied, dat w ins war infären.

Gretje: Och, wi hebben t nu je all' sehn. Saat uns man wär na Huus gahn.

Harm: Dar hewwt all wär! Blixemse Frosü! Wien Lävent seggen s' nich, wat s' egentlik willen. Man ick kenn Di nu all. Trillen Di de Beenen nich van Danzlüst? Steit di de Wedder Michel nich in t Gesicht schräven. Kumm man her. Nu gelt uns t erst! Hier man herin, in dat grote, witte Huus will w wäsen.

Sie treten ein und drängen sich durch die im Vorhause hin und her flutende Menge. Ein lärmendes Geräusch umbraust ihre Ohren, ein heißer Qualm, wie aus einem Backofen kommend, quillt ihnen entgegen. An der Thür, die zum Zech- und Tanzsaal führt, bleibt Harm einen Augenblick stehen, um das „Gelagg“ zu überschauen und sich einen Platz zum Sitzen auszuwählen. Alle Plätze sind besetzt, doch links neben der Thür bemerkt er verschiedene Bekannte, unter anderen seine Kollegen Jann Janssen und Jann Hanssen, die ihn willkommen heißen und ihm durch Aufrücken Platz machen. Harm läßt sich also mit seiner Frau nieder und bestellt eine Flasche Wein mit zwei Gläsern.

Nun geht's los. Es wird getrunken, gesungen, angestoßen, gelärrt, getanzt. Bald ist die Flasche geleert und eine neue wird auf den Tisch gepflanzt. Schon röten sich die Gesichter,

die Gemüther werden aufgeregter, die Stimmen werden lauter und freischender, die Reden und Geberden werden lebhafter. Bald wird mit der Faust auf den Tisch geschlagen, daß die Gläser klirren; bald mit den Füßen getrommelt, daß die Tische zittern und beben, als hätten sie das kalte Fieber.

Harm: Dönnersmietweg! Van Nacht will t noch döörsetten so recht na d Noten. Hest nich, so kannst nich! t is man eenmal in t Jahr Dor'markt.

Jann Hanssen: Ja, dar kann n Goden up stahn. Ik hebb mien Saat binnen, hebb genugg kregen un t Saat is düer van t Jahr.

Harm: Un ick hebb mien Saat all verköfft. Ik kann van t Jahr van t Saat alleen mien Hür maken. t Saat verköfft un Pestolen genugg in Task! t kummt mi van Nacht ganz up een nich an.

Jann Hanssen: t Saat binnen un t Saat is düer. Pestolen in Task un d Buddel up Disk! Lat der ins een herkamen, de t tägen uns döörsetten kann! Hurrah, Jungen! Man immer lüftig angefat t, angefat t, angefat t!

(Es wird getrunken.)

Harm: Man wat Dönnner, Jann Hanssen, heft geen Maid an d Hand, geen Dern an d Hand? Du bist je n Slumpensleef!

Jann Hanssen: Och wat Maid, wat Dern! Dar holl t mi nich mit up.

Harm: Nä, Jann Hanssen, Du bist n Tuckerlamm. Swiren mußt! Blix noch mal, dar sünn ick n anner Kärl west! Wollehr, as t noch Freeknecht weer — haal mi de Saterdag! an elk Finger harr t een. Dat weer mi man nig.

Jann Hanssen: Ja, wollehr weer t ook n anner Tied. Do gunt t der noch vööl maller her, as nu. Blix! do rullen de Rieksdalers noch anners aver d Disk, elk Danz n Fiesthals, Buddels döör t Fenster gesmäten!

Jann Hanssen: Wollehr — ja, dat hebb t mi genug vertellen laten, dat t der do noch anners hergung. Man wat weetst Du darvan, Jann Hanssen? Du bist je man n dick dattig. Un wollehr geit uns ook nig mehr an.

Harm: Ja, Wollehr! — dat weer n unrustigen Gast. Man Wollehr is der nu west, Wollehr is doot, lat t Wollehr man slapen. Hier muj wäsen! Buddel up Disk! Wi sünd ook nich van Stroh. Lo, Jungen, herut mit dat Drüppfel Ingeschenkt un döör de Kehl gejaggt, dat jo n Art hett! Herut der mit!

(Es wird getrunken.)

Gretje: Harm, Du maakst wär to slim.

Harm: Kind, Kind! t is in t Jahr man eenmal Dor-
markt. Sla Di mit geen Grillen um. Heute für Geld und
morgen umsonst. Driest, Jungens! (Er singt: Zufriedenheit ist
mein Vergnügen usw.; die andern stimmen ein.)

Fann Fanssen (zieht ein paar Zigarren aus der Tasche,
wovon er auch Harm eine anbietet): Hier Du, wullt oof so n Dings?

Harm: Man her dermit! Ich will t mit so n Stummel
oof ins probieren. Wu heet so n Dings noch?

Fann Fanssen: Dummerjahn! Zigar heet t je.

Harm: Katarrrh — heest recht, dar hebb t anners oof
all van hört. Man gift oof nich so n Klimperdings, wat
Katarrrh heet, so n Insterment, war m up späädlen kann? Hebb t
mi woll van vertellen laten.

Fann Fanssen: Du bist weer heel up t Kullern, mien
Jung! Katarrrh heet dat Dings nich — Zigar heet t.

Harm: Zigar of Katarrrh — is dat nich een Düvel?
Ich segg van Katarrrh, un dar bliv ich bi. Katarrrh klingt am
besten. (Er dreht die Zigarre mehrmals herum.) Man nu segg
mi ins een, wu fat t man dat Dings an? Ich weet van
geen Anfang of Enn. Mutt man nu de stump Enn of de
spitz Enn anstaken? (Er saugt daran.) Blitz! Is oof je heel
geen Lucht in!

Fann Fanssen: Du bist je noch dummer, as n nöchtern
Kalu! Schaapstopp! De spitz Enn mußt der ofbitten un denn
mußt de stump Enn anstaken!

Harm: Ofbitten? Warum jüft ofbitten? Dat sünd
Fazen. Ich kann t der oof je ofsniden un ofsagen un of-
kappen. (Er zündet die Zigarre an.) Süggst, Fann Fanssen?
Dar geit t hen! Ich sünn der doch achter kamen. Man dürt
man der oof up fauen?

Fann Fanssen: Och wat fauen! Sugen mußt, jugen
un pusten.

Harm (legt die Zigarre einen Augenblick nieder und steckt dann
aus Versehen das brennende Ende in den Mund): Brrrrrr! dar
harr t mi d Mund haast verbrannt. Ich sünn all mien Lävent
n Fürfräter weft. Wu man doch so dumm wäsen kann! Ja,
ja, elk Ding hett sien Wetenskup, ja Engelmöh, do puust se t
Lucht mit d Nars ut.

(Eine Frau, die in einem großen Korbe allerlei Zuckerbäder-Waren
herumträgt, sucht mit Harm einen Handel abzuschließen.)

Harm (tappt im Korbe herum): Erst mal sehn, of der wat
Goods manten is. Hier, Frominsk, wat is dit väbr Goodjen,
de Aptheker-Pulvers mit de Bädels dran?

Die Frau: Dat sünd Bonbons.

Harm: Bumbums? So, so, Bumbums. Man her dermit. Bumbums mit Zädels dran will t hebben. Un dit Späbligoot hier, wat sünd dat vör Dinger?

Die Frau: Dat sünd Mandels.

Harm: Kare Mantels! De helpen nich vööl in d Regen. Sünd dat nu Pestoren-Mantels of Schullermantels? All een Düvel! Man her dermit! Mantels will t oof hebben. (Die Frau wird bezahlt und geht weiter. Harm streut die gekauften Sachen über den Tisch.) Nu man togepakt! Eenmal in t Jahr kann man woll tägen d Börgermester tären. Hier — wat dat woll vör n Rezept is. (Er liest):

Hans un Gretji slogen sück,
Gungen na Verd un verdrogen sück.

Och, das je all n olt Teilke. Dar s all lank all Schimmel aver wüssen.

Fann Hanssen: Man nu hör ins, Harm!

t is all heel rar: —

n moj Kind un geen Vaar.

Dat Leed hett mennig Dern all singen kunnt.

Fann Hanssen: Ich hebb hier oof een:

Olle Karels un junge Wiven
Gift vööl Kinner un vööl Risen.

Sa, wenn d Karels man nich allto olt un gebreckelt sünd! —
Hier hebb t noch n anner Zadel:

Wenn dumme Lü to Markte kamen,
Denn kriegen de Kooplü Geld tosamem.

Dat soll woll de Fall wäsen.

Harm: Still, Kinner! Hier hebb t wat mojs:

Santjen, wu s di t Hemd so natt?

Grullen, dat sünd Grullen;

Nix is dit un nix is dat,

Rullen, lat t man rullen.

Nä, dar kann geen Swien kloof ut worden.

Fann Hanssen: Dumschnuut! n Swien kann der jüüft kloof ut worden. Nu soll mi t ins nej dohn, wat hier woll up steit:

Ich bin geen Fründ van warme Bollen,

Sä d Bur un nehm darbi n Kollen,

Do harr he nett, nich to vergäten,

Vöör dartein Stüver tomal upfräten.

Dat löv hüm de Düvel!

Harm: Hier hebb t so n Spräöl, dar kummt, hal mi d Düvel! n Kohstärt in vöör:

Hüm geit t nett, as de Kösters Koh;

De Kösters Koh, de gung t ins so:

De gung na Huus dree Daag vöör d Kägen,

Un hett doch n natten Stärt noch krägen.

Dat weer geen Künst! De hett der gewiß tägen anpißt.

Fann Fannsen: Laat mi oof ins wär een ofläsen:

Ins sä de Jung; de Lust köst Geld,

Do harr he n Ortje verdanzt in t Telt.

Bliz! de s der noch mackelt offamen. Bör n Ortje befiet wi hier de Lust nich.

Harm: Wacht ins. Nu will t Jo även de Epistels un Evangeliums lesen. Hier is t Epistel:

Hoot un Kleed van Side

Nu kieft ins an de Bracht!

Dch du arme Dünbeer,

Wat gährst du aver dien Macht!

(Er ruft laut in den Saal hinein): Lü, hei t woll hört? Un nu kumm t Evangelium:

All mit der Tied, all mit der Tied,

Dar täön Zi driefst up räken,

All mit der Tied kummt Fann in t Wamms,

Un Gretje — in de Wäfen.

Nu, Gretje, wat dücht di darvan?

Gretje: Dch, nu holl der man mit up.

Harm: Wien leve Kind, ick kann der nix an dohn — t steit hier swart up witt. Man hört, Minsken, van all dat Lesen is mi d Mund dröög worden. So n lütjen Schur Regen kunn nich schaden. Schenkt in! Drinkt ut! Un denn will w ins wär n Lüttjen maken.

Harm trinkt sein Glas leer und tritt sodann mit Gretje zum Walzer an. Die Musik ertönt, der Walzer beginnt und der Fußboden bebt und kracht unter den gewaltigen Tritten der Tänzer. Nach beendigtem Tanz bemerkt Harm, während er die Gesellschaft überblickt, einen Menschen von etwas auffallendem Außern. Er wendet sich an seine Kameraden mit der Frage:

Seggt mi ins, wat is dat vöör n Minsk dar? Is meen de Kärl mit de Haarbüsk un mit sien Karmelkskrug. De s je woll ut Ungern of Polen?

Fann Fannsen: Wat Dönnner! kennst de nich? Dat is je de Kärl, de Di all n paarmal beschräven hett; eenmal up n Ball un eenmal up Freersfoten.

Harm: So, so, is de dat! Wacht ins, dat Fäntje mutt f oof noch n Paar Epistels un Evangeliums vöörlesen. t is

goot, dat t hüm ins mal to packen krieg. Hüm fall de Düvel halen! (Er geht hin und klopf dem Verfasser der „Ballzene“ etwas derb auf die Schulter.) Hört ins, Kärl! Sünd Si nich de Minskenbeschriver, de mi all n paarmal to Prootkoll namen hett? Sät hebb t woll in t Wäsenzädel sehn.

Hektor: Was Henker! Seid Ihrs, Harm Düllwuttel? Es freut mich recht, Euch hier zu sehen.

Harm: Un mi maak t heel geen Bläseer, So hier to sehn. Si wullen mi am Enn woll wär beschreven, nich wahr?

Hektor: Warum nicht! Wenns Euch Vergnügen macht!

Harm: Den Dönnner ook! Sull t mi van anner Lü wär utlacheu laten? Sät will anner Manns Narr nich langer wäsen.

Hektor: Lieber Freund, Ihr seht die Sache von der verkehrten Seite an. Ich habe nichts Schlimmes von Euch berichtet, und es gereicht Euch ja nur zum Ruhm, daß Ihr öffentlich geschildert und im Publitum bekannt werdet. Haben Napoleon und der alte Fritz sich nicht auch gefallen lassen, daß man tausend Bücher über sie geschrieben hat? Wen Ihr öffentlich beschreiben findet, von dem könnt Ihr sicher glauben, daß er ein ganzer Kerl gewesen. Über Lumpen zu schreiben, ist nicht der Mühe wert.

Harm: Sät dat so? Man id tro de Budel noch nich. Dar steckt noch anners wat achter. Breton, de Boobinner, hett mi ins vertellt, dat der ook noch anners sück Boken herut-famen weren, war haast elk un een dat Fell aver d Ohren trucken word. Dat hört der nich to! Weet Si dat woll? Nu dürt man je nich mehr prusten of snusen, of man mutt verwachten wäsen, dat Si t an de grote Klock hangen.

Hektor: Oho! So arg wirds nicht werden. Und übrigens versteht es sich von selbst, daß jedermann zu erwarten hat, seine guten oder schlechten Handlungen, soweit sie bekannt werden, dem öffentlichen Urteile unterworfen zu sehen. Das muß ich mir auch gefallen lassen. Schreib ich z. B. ein Buch: „Harm up t Dormer-Markt“, so kommen die klugen Leute her und sprechen: Der Hektor, das ist ein Dummkopf; hat da wieder ein Buch geschrieben, das langweilig ist zum Sterben, und lumpig dazu.

Harm: Dar hebben de Kärels ook recht an! Si fullen dat nalaten, sück dumme Boken to schreven, war man nig van hett, as Verdreet. Wat hebb Si daran?

Hektor: Ich kanns eben nicht lassen. Jeder hat so sein Stedenpferd und sein Privat-Vergnügen. Der eine liebt das Kartenspiel, der andere die Jagd, ein dritter das Weintrinken,

ein vierter das Raufen, ein fünfter das Reiten. Mir macht es nun einmal Vergnügen, Satiren zu schreiben und dergleichen.

Harm: Satiren — wat sünd dat nu wär väd'r Deeren? Sünt dat Deeren, de in t Saat lopen?

Hektor: Satiren, guter Freund, Satiren sind Böcke, die allerlei tolle und lustige Sprünge machen, auch wohl diesem und jenem unversehens mit den Hörnern einen Stoß versetzen.

Harm: A so! Also jedesmal, wenn Si so n Satir schräven hebben, denn hebb Si n Buck maakt!

Hektor: Ei Teufel! Ihr werdet ja witzig. Ich werde am Ende noch vor Euch die Segel streichen müssen.

Harm: Man weet Si woll, mien gode Mann, dat So dat Ding ins mal nich goot ofgahn kunn? Wenn So so n Kerl, de Si d Pelz wusken hebben, ins mal bi d Ohren kriegt, denn hej t to.

Hektor: Das weiß ich recht gut. Aber das gibt der Sache eben den Reiz. Jedes Spiel ist mit Gefahr verbunden. Wer das Kartenspiel zu sehr liebt, setzt sein ganzes Vermögen aufs Spiel; wer die Jagd liebt, kann sich selbst erschießen oder erschossen werden; wer das Weintrinken liebt, kann als Betrunkener in einen Graben stürzen oder einmal vom Schlagfluß getroffen werden; wer das Raufen liebt, geht oft mit blutigem Kopf nach Hause; wer das Reiten liebt, kann vom Pferde stürzen und das Genick brechen. Ein gefahrloses Spiel ist ein reizloses Spiel. Und bringt es denn Schande, im Kampfe verwundet zu werden? Im Gegenteil! Mancher Haudegen, dem eine Kugel das Bein zerschmettert, ist mit Ehren überhäuft worden. Sollt ich auch einmal das Glück haben, irgend ein blaues Mal davon zu tragen, so will ich auch auf meinen Lorbeeren ausruhen.

Harm: Dat is man Billpalleree. (Er dreht sich um und verfügt sich wieder nach seinem Sitze.) Mit de Kärl is nix antofangen — laot hün lopen. (Er besinnt sich und kehrt wieder um.) Gens mutt t So noch seggen, mien gode Fründ. Wenn de Arbeiters n Biek up uns Buren hebben, denn sünd se to feeg darto, dat se uns Dog in Dog angripen. Wu maken se t? Se sniden de Kojen de Hackschneen ut un unse Pär de Stärten un Mahnhhaar of. Nu hei Si woll geen Kojen of Pär, man kunn t nich wäsen, dat de Lü, de So nich grööbn sünd, So Familji ins up een of anner Wies' Ofbräök dehen?*) Paßt up!

*) In der Tat hatte die Mutter des Dichters der bei Hoffmann & Campe 1847 erschienenen „Lieder aus Schilda“ (lies „Dornum“), die nach dem 1842 erfolgten Tode ihres Mannes den Hebammendienst ergriffen hatte, bittere Erfahrungen machen müssen. Der Herausg.

Hektor (schweigt).

Harm (indem er zu seinem Sitze zurückkehrt): Hebb t di raakt, mien Jung? Ja, ja, Harm is so dumm nich.

Nun wird von neuem wieder gesungen, getanzt und getrunken. Harm wird allmählig etwas taunlig und man merkt es seiner Zunge an, daß sie ihre ursprüngliche Geläufigkeit verloren hat. Nachdem die Musik eine Zeitlang geschwiegen hat, wird er ungeduldig.

Harm: Musik is lei, Musik will nich mehr späülen. To, Musik, do dien Beck apen! Musik will t hebbben, Musik mutt der wäsen! Dat is n dumme Musik, Musik is doov, kann nich hören. Wacht, ick mutt de Kärl mit d Nääß' ins to Gief. (Er steht auf und geht zu den Spielleuten.) To Du, Eßelborn of wu Du heest, mit Dien Tuterutuut un Trum-petterettet, blas mal up, Kärl! To, blas mal up! Man mit de Bädrenn mußt blasen, mit d Bädrenn — mit d Achterenn, dat gelt nich.

Eßelborn: t jall gliest wär lößgahn. Man een Ogen-blick Geduld.

Harm: Meen Zi, dat das Figeln un Trumpetten so n Künst is? Is geen Künst! Mi dücht, dat kann ick ook woll. Gävt mi dat Dings ins her, dat Fidelfum, dat Bijol, de Bigelin, un de Striker derbi. Dat muß doch mit n Düvel toghahn, wenn t dat Ding nich spiz krigen full!

Eßelborn (reicht ihm Violine und Bogen): Man nehmt To der mit in acht!

Harm (nimmt die Violine vertehrt, ergreift den Bogen mit voller Faust und fängt an zu streichen): Ich löv, dat jall woll gahn. (Er streicht und trällert.) Fideli sum — fideli sum, fidel sum sum sum — tidelum tum tum tum — tidelum tum tum — tidel, tidel, tidel, tidelum tum tum — tidelum, tidelum tum tum tum — —

Eßelborn: So is t all goot, nu hollt der man mit up.

Harm: Tööst doch! Dat geit je, as n Bijol. Tipp, tapp, tipp, tapp, tipp, tapp, tum — tipp, tapp, tum — jickjack, jickjack, jickjack, fideli, sum — fideli, fideli, tipp, tapp, jickjack — fideli, tick tack, jickjack, tipp tapp — teidi, teidi, tideli tum — —

Eßelborn: Nu gävt doch her, Zi maken mi dat Ding je to Schannen!

Harm: Och wat! Ich bin nu so recht in d Takt. Ripperdi, rapperdi, ruß — riß, raß, ruß — ripperdi, rapperdi, ribblapp, ribblapp — ric, rad, rüd — ribblapp, ric rad — — —

Effelborn: Nu maakt der doch eenmal n Gnn in! Holt up der mit!

Harm: Krobbdi, krabbdi — kroypp — kroypp — tickel, tackel, teckel — — schnurr — schnarr — piep, piep, piepelepiep — — —

Effelborn (nimmt ihm das Instrument aus der Hand): Nu hollt man up to snurren, to snarren un to pipen. Wi hebben t woll hört, dat Si n ersten Muusstant sünd.

Harm: Bin t nich woll? Is t nich? Sull t nich? Harr t man so n Notenboof vääbr mi liggen hatt, denn harrt gewiß noch bäter gahn, denn harr t hüm betalen wullt so recht na Noten. Nu man to! Nu lat t ins wär een updbönnern. So recht een ut de olle Kist. Kädn Si oof: Sch fä der van Jaapf stah still?

Effelborn: Jawoll.

Harm: Man kädn Si de rechte Bedder Michel oof? De geit so: Tideli ti tum, tideli ti tum, tideli ti tum, tidelidel tidel tum.

Effelborn: Ja, de kädn wi oof woll.

Harm: Kädn Si oof:

Rote Kirschen eh ich gern,
Schwarze noch viel lieber?

Effelborn: Bersteit jüct.

Harm: Kädn Si oof: Jann kumm kiddel mi, Jann kumm kiddel mi?

Effelborn: Dof dat.

Harm: Man nu will t So een väärfeggen, de sädl Si nich kännen:

Dimmerdammerdoosji kweem in t Land,
Stoek in d Hand un d Piep in d Brand.

Effelborn: Nä, dat kenn t nich.

Harm: Dat wuß ich woll. Man dat Dings van de Hobelbant kädn Si doch woll oftuten?

Effelborn: Dat kädn wi fix.

Harm: Nu, den hobelt man to. (Er geht.)

Effelborn (zu den übrigen Musikanten): Der Kerl wird besoffen sein. Er scheint mir einen ordentlichen Strich zu haben.

Harm (dreht sich wieder um): Wats ist dats? Un von dits un von dats, un Hauchdautschprozen, un allsowats — dats kann ich oof. Dumme Kärls! Könnnt mich nix von Narr haben! Soll euch der Deufel halen! Lauft zu die Galge! Un von dits un von dats — (Er taumelt nach seinem Sitze.)

(Die Musik beginnt, Harm und seine Genossen stimmen mit ein und trommeln den Takt mit den Füßen, mit den Fäusten atkompagnierend.)

∴ Un Vottchen fall ook mit na Minden.
Jaat eene mi de Hobelbank mal an. ∴
t is enerlei, t is enerlei, de Hobelbank is mien,
De Biel und dat is mien,
De Saag un dat is mien,
t is enerlei, t is enerlei, de Hobelbank is mien,
Wel deit t? Ich daut t, ick daut t, ick daut t,
Ich daut t, ick daut t ook nich.

Un Vottchen fall ook mit na Minden.

Jan n Hanssen: Nu kumm, Harm, wi mutten ins wär
een drinken, un dat n Goden.

Jann Hanssen: Ja, man driest! Van Nacht willw t
däärsetten. To, n Gesundheit mutt der drunken worden! Up
wells Gesundheit fall w nu drinken?

Harm: Och wat Gesundheit! Up n Gesundheit fall
der nich drunken worden. Gesundheit kunn Koppien kriegen,
Gesundheit kunn krank worden. Hä wat! Ich will up geen
Gesundheit drinken — (er schlägt mit der Faust auf den Tisch)
up d Dißk will t drinken! Ja, datt fall angahn. Hier n
Stohl her! n Stohl mutt der wäsen!

Harm pflanzt einen Stuhl oben auf den Tisch und
schießt sich an, den erhabenen Sitz hinanzuklettern, trotz des
Abmahns seiner Frau und des Abwehrens seiner Bekannten.
Er schwankt bedeutend und tut manchen Fehltritt, doch gelingt
es ihm endlich, auf der Tischplatte festen Fuß zu fassen.
Er stößt einige Gläser um, doch das kümmert ihn nicht.
Die Frauen ziehen sich zurück, um den herabfließenden Wein
nicht mit den Kleidern aufzufangen. Verschiedene Zuschauer,
durch das seltene Schauspiel herbeigeloct, reihen sich um den
Tisch. Harm schaut sich triumphirend um, ergreift eine volle
Weinflasche und wirft den Kork einem neugierigen Zuschauer
an den Kopf. Dann läßt er sich auf den Stuhl nieder,
wirft den Kopf weit zurück, setzt die Flasche an den Mund
und beginnt nach Möglichkeit zu schlucken. Allein das zurück=
gebogene Haupt im Verein mit der vollen Flasche gewinnt
das Uebergewicht, Harm stürzt samt dem Stuhle rücklings
nieder auf den mit Flaschen und Gläsern besetzten Tisch, und
ein entsetzliches Getrach, ein fürchterliches Gepolter, ein heil=
loser Spektakel bricht los. Die Gäste springen von ihren
Sitzen, die Frauen lamentiren, die Zuschauer lärmern und
schreien, die Wirtzleute rennen hin und wieder.

Harm kehrt sich jedoch an nichts, sondern macht nur
einige Anstrengungen, sich wieder auf die Beine zu bringen.
Anstatt jedoch seine Füße von dem hindernden Stuhle zu be=

freien und seinen Oberkörper aufzurichten, streckt er die Beine in die Höhe, läßt sie seitwärts niederpolttern und fällt bei diesem Manöver vom Tisch herunter auf die daneben stehende Bank. Auch dies kümmert ihn wenig.

Harm: Dat geit geriff. War sünn t nu woll? n lüttjen Reij' hebb t all maakt. Ich löbb, id swäv nu woll so wat tüsten Himmel un Erd'. Dat weer n Speck-Tafel, of mienentwegen oof n Schink-Tafel. All een Düvel. So n Tafelaasje weer t alltoos. Dar hebb t mi goot herunner-tafelt. Ich mutt man sehn, dat t noch wat wider kam. Laat t man rullen. t steckt mi nn heel nich mich, id bin doch all dicht bi d Grund. Trüll man to, mien Trüllrad, trüll man to.

Durch einen kleinen Ruck gelingt es ihm, sich von der Bank herunterzubringen, so daß er unter den Tisch rollt. Hier macht er sich bequem. Auf dem Rücken liegend, streckt er Arme und Beine aus, hält einen Monolog, den er durch Pausen und Ableiern einer Tanzmelodie nur zuweilen selbst unterbricht, und läßt sich übrigens in seinen freien Phantasien durchaus nicht stören.

Harm: Hier ligg id goot. Nu kann mienentwegen de Welt vergahn. Dat kümmert mi nich. (Er singt und schlägt dabei abwechselnd mit der rechten und linken Ferse den Takt auf den Boden.)

Kaiser Joseph willst du denn
Eines mit mir wagen.

Mi dünkt, id hebb dar n goden Fall maakt. Ja, n merkwürdigen Fall. Wat is dat nu vör n Fall? Willen sehn. Is t n Infall. Ja n Infall as n olt Fenster. Nä, n Infall is t nich. Is t Tosfall? n sünnerbaren Tosfall! Man n Tosfall is t oof nich. Of n Bisfall? Ja, wat Bisfall woll schadt! Ehrder is t n Unfall, n heilloosen Unfall. t kann oof n Anfall wäsen, so n Anfall van — van — van Besapenheit. Of is t n Börfall? Jawoll, n ganz eenzigen Börfall. Man kann t oof n Aversfall nömen, so n Aversfall aver — unner — aver — och, so n Aversfall. Mienentwegen kann t oof n Därfall wesen. Därfall kann van d Dokter kureert worden — nä, Därfall is n Fall — is n Därf — Därfall is n Därfall. Rinner ja, wat is dat n merkwürdig Gefall. Wacht ins — — (Pauze.) Nu geit mi n Lucht up — Ofgefall is t. Ja, Ofgefall van Stohl un Dist un Bank — ja, Ofgefall is goot vöör d Swien — id bin geen Swien. Ofgefall geit mi nix an, is goot vöör Swien un Schapen.

Kaiser Joseph willst du denn
Eines mit mir wagen.

Rinner, wat is dat düster hier. De Lucht is recht dick — ick löv, wie frigen gliest Regen. (Der Wein fließt vom Tische herunter.) Wat strullt dar so? Ja, dat rügen t all. Emmer unner d Deck! Harr t man n Rägenschirm hier. t strullt noch immer to! t fall nich strullen! t will hier geen Strullen hebben. Man word je so natt hier, as n Feil. Ick doh t doch woll nich in d Bütz — ja, wat Bütz woll schadt. Bin geen Kind mehr. (Pause.) Ick ligg hier verdammt hart. t Bedd is nich goot maakt, Stroh is nich goot uppschüddelt. Stroh mutt uppschüddelt worden, darum is dar Stroh in d Welt!

Kaiser Joseph willst du denn
Eines mit mir wagen.

Ick weet nich, wu t wider heet. Snider, maak mi d Bütz wat wider. Nä, d Bütz nich — Kaiser Joseph meen ick. Kaiser Joseph oof nich — Bütz oof nich — all een Düvel.

Unterdes sind die übrigen Gäste im Verein mit den Wirtzleuten beschäftigt gewesen, die Scherben der zerbrochenen Flaschen, Gläser usw. zusammenzusuchen, den Tisch zu reinigen und überhaupt alles wieder gehörig in Ordnung zu bringen.

Gretje läuft jammernd und händeringend hin und wieder und hat mehrmals vergebens versucht, ihren Mann zum Aufstehen zu bewegen. Die dringenden Aufforderungen seiner Bekannten bleiben ebenfalls fruchtlos. Zuletzt schicken mehrere sich an, ihn bei seinen Armen und Beinen unter dem Tische hervorzuziehen. Da kommt plötzlich Leben in den Unempfindlichen. Er rafft sich eilig empor und steht nach wenigen Augenblicken auf den Beinen. Der Wirt naht sich ihm und macht ihm bemerklich, daß er fremden Wein verschüttet, Flaschen und Gläser zerbrochen und den angerichteten Schaden vollständig zu ersetzen habe.

Harm: Betalen? Betalen kann angahn, betalen kann ick, betalen will ick. Man Schrift mutt t der van hebben, swart up witt muj mi bringen! So vööl Buddels förtmaakt — maakt so vööl, so vööl Glasen förtmäten — maakt so vööl, so vööl Wien aver d Disk gaten, — maakt so vööl. Post vöör Post mutt ick t to Papier hebben, dat mien Nakamen doch sehn können, wat ick vöör n Kerl west sünne. Swart up witt! Bringt mi de ganze Kummellee to Papier, mit n bündigen Duitansji der unner. So Betalung sääl Si hebben, refusje expensje, summa summarjes, darfür bin ick Harm, darfür bin ick Bur, darfür hebb t mien Saat verköfft, darfür hebb t mien Bestolen in Last.

Gretje: Hertjeses, Harm, wat blöttst Du! Hest Dien Gesicht vull Bloot, heft Di gewiß n Gatt in d Kopp fallen. Och Herr, wat bin ich n unglückelst Minst!

Harm: Du? Jä! (Er wischt sich das Gesicht mit einem Taschentuche ab.) Man dat maakt nix. Mien Kopp is wat saftig, ja, t Saft is der wat utlophen. Maakt nix, maakt nix.

Der Wirt überreichte Harm jetzt die geforderte Rechnung, worauf dieser unverweilt eine Doppelpistole auf den Tisch wirft und den Überschuß unbesehen einsteckt.

Gretje: Nu kumm doch, Harm! t is hoog Tied, dat wi na Huus kamen. Kumm her! Jä hebb t woll docht, dat t wär so ofsleep. Kinner, Kinner, wu fall wi doch na Huus to kamen!

Harm: Up d Wagen, Kind, up d Wagen. Dat kummt all torecht. Man wi hebben noch Tied genug. Kumm, wi mutten noch een drinken. Een kannt noch liden.

Gretje: Nä, wi mutten na Huus. Jä bliew hier nich länger, un Du mußt mit. To, ich bidd Di, nu kumm doch!

Harm: Geduld, mien Kind, Geduld. Jä mutt mi doch erst besinnen, un t is man eenmal Dor'markt, eenmal man, man eenmal in t Jahr. Der mutt noch een drunten worden, dat kann nich helpen.

Es gelingt Gretje endlich doch, Harm mit sich fortzuziehen. Als sie eben aus der Thür treten, begegnet ihnen der Großknecht, von Onnohm begleitet. Der Knecht, der in der Onnohmischen Tanzbude seinem Geldbeutel Erleichterung verschafft hat, scheint etwas schräge und nicht in der vergnügtesten Stimmung zu sein. Mühsam bringt er einige abgebrochene Worte aus heiserer Kehle hervor.

„Jä mugg woll — ich sull woll — ich kann — ich — ich — ich bin — — —“

Harm: Besapen bist, Kerl, besapen as n Swien! Scham Di wat!

Großknecht: Si — Si oof, Bur. All so lank as t breet is — breet as t lank is — lank un breet — — — Man wat t seggen woll — ich meen man so — ich mugg woll — ich woll woll — ich — ich — un wenn de Düvel der oof insleit — — —

Onnohm (zu Harm): Jä woll So man blot även vädirstellen, wu dat Ding sück besaakt. All wat recht is. So Knecht hett mi dar — bloot Mallör, Kinner, Mallör, kann all woll angahn — hett mi dar n Paar Römers Stücken maakt, n Paar gode Römers, basige Römers. Mallör — will s aber nich betalen, of kann s nich betalen, is mi

eengaal, kann mi gelief wesen, as Schei oof seggt, kann mi gelief wesen, Kinner. Mallör, bloot Mallör, kann all angahn — basige Römers — he fall t Geld woll up hebben, hett t Bühlfeber — verswirt, verswirt. Man mien Geld mutt ick hebben, all wat recht is, Kinner.

Harm (greift in die Tasche und gibt Onnohm Geld): Hier, Onnohm. Genugg is t — Si brufen t nich nasehn — ick will niz herut hebben, niz, geen Heller, geen Pennint, geen Deit, geen dit und geen dat. t is geen Broot wert.

Onnohm: So is t basig, basig, so kann t woll Schick hebben. Best good, mien Herr, best goot. Ik dank oof. Un nu gu n Nacht, Kinner, gu n Nacht mitnanner, un hebb t gode Keij'.

Onnohm macht linksüm und Harm und Gretje ziehen Arm in Arm die Straßen hinab, während der Großknecht in dumpfer Resignation stampfend voranschreitet. Mitternacht ist längst vorüber, schon sind die Straßen stiller und öder geworden und die Waren-Verkäufer mit ihren übernächtigen Gesichtern sitzen schläfrig in ihren Buden. Nur aus den Wirtshäusern summt und brummt die Musik noch herüber — hier und da ertönt ein schallendes Lied — hier und da ein gellendes Lachen — hier und da zieht ein betrunkenes Paar, seinem Übermut in plumpen Wigen Luft machend, taumelnd vorüber.

Während der Großknecht sich bemüht, den Wagen instand zu setzen und die Pferde vorzuspannen, nehmen Harm und Gretje im Hause der Frau Friedrichs, wo es noch toll hergeht, zum Beschlusse einige Tassen Tee zu sich. Endlich ist alles bereit — unsere Markt Gäste steigen ein — ein Peitschenknall — hui! und der Wagen rollt von dannen.

Gretje hüllt sich fest in ihren Mantel vor der scharfen Morgenluft, lehnt sich in der Bank zurück und nickt bald ein. Der Großknecht läßt die Zügel allmählig schlaffer werden und die Peitsche in seinen Armen der Ruhe pflegen und nicht lange währt es, so sinkt er selber in die Arme des Schlafes. Von den Stößen des Wagens in Bewegung gesetzt, baumelt sein schweres Haupt bald nach der linken, bald nach der rechten Seite hinüber. Die Pferde aber wissen Bescheid, sie kennen den Weg zum heimlichem Stalle. — Harm summt anfangs den „Kaiser Josef“ vor sich hin und horcht den Tanzmelodien, die ihm noch verführerisch vor den Ohren singen und klingen. Dann macht er einen Versuch, die Pseife, die ihm ausgegangen, wieder anzuzünden, aber es will ihm nicht gelingen. Die Pseife zwischen den Zähnen, das Feuerzeug in der Hand,

wird er vom Schlummer übermannt und beginnt ein herzhaftes Schnarchen. — Der Osten rötet sich — der Morgen beginnt zu dämmern. Ein grauer Nebel spinnt sich über die Ebene, rings umher ist alles still, nur das Rollen des Wagens, das Schnauben der Pferde läßt sich hören. Endlich ist der Wagen an Ort und Stelle. Pferdegewieher — Hundegebell — melancholisches Hahnengeträh — ade, du lustiges Jahrmarttsfest in Dornum, ade! Auf Wiedersehen übers Jahr!

Vereschlossener Brief an einen kinderlosen Witwer, der zu viel Geld hat.

Mein Herr!

Erlauben Sie mir zuvörderst, daß ich Ihnen, noch bevor ich Sie ordentlich angesehen, auf einige Augenblicke den Rücken zuehre, damit ich dem Publikum über dieses Schreiben, das ich seinen Blicken doch einmal nicht entziehen kann, die nötige Aufklärung gebe.

Ich nenne diesen Brief einen verschlossnen Brief, weil er nur für einen bestimmt ist und sein Inhalt für jeden andern, der weder berufen noch auserwählt ist, verschlossen bleiben soll, überdies auch die „offenen Briefe“, dänischen Angedenkens, nicht sehr beliebt sind. Kann ich nun freilich nicht verhindern, daß mein Brief vom Publikum nicht allein nur flüchtig angesehen, sondern vielleicht gar förmlich verschlungen wird (ich hätte im Grunde nichts dagegen einzuwenden); so verfehle ich gleichwohl nicht, ihm hier die Andeutung zu geben, daß der Inhalt ihn, (ich sollte sagen: es) nichts angeht. Nun fragt das Publikum verwundert, wie ich es wagen dürfte, ihm einen Brief auf den Hals zu schieben, der, obgleich es ihn gekauft und bezahlt hat, für eine Person bestimmt ist, die es nicht einmal kennt. Ein wohlthöbliches Publikum beweist durch diese Frage bloß, daß es die Autoren so wenig als jenen Witwer kennt. Die Büchermacher sind ein Volk, das immer darauf ausgeht, das Publikum zu betrügen, und ich als Autor mache nur insofern eine Ausnahme, daß ich, statt heimlich, mein Publikum offen und ehrlich betrüge. Wohlan! — Hier wird es wiederum betrogen. Dieser Brief ist völlig harmlos, d. h. er enthält nichts über Harm — er ist nicht einmal im Interesse des Publikums, sondern in meinem eigenen geschrieben — ich suche mein Buch möglichst dick auszuarbeiten und das Publikum kauft und bezahlt es — nach dem übrigen frage ich den

Henter! Muß sich das Publikum nicht auch gefallen lassen, daß manchem Buche überflüssige Buchhändler-Anzeigen angehängt werden, die auch mehr den Buchhändler, als den Leser interessiren? Nun wohl — so wird es auch mir erlaubt sein, meinem Buche einen Brief anzuhängen, der für mich von äußerster Wichtigkeit ist und den ich nirgends besser plaziren zu können glaube, als eben hier, weil ich annehmen darf, daß er auf diese Weise am ersten an die richtige Adresse gelangt. Sollte es übrigens dem Publikum Spaß machen, diesen Brief zu lesen, so hat es ja nichts zu klagen — und ich auch nicht.

Und jetzt, mein Herr, bin ich mit dem Publikum fertig und wende mich an Sie, indem ich Sie bitte, mir auf kurze Zeit Ihre Aufmerksamkeit zu schenken. Ich würde sehr verlegen sein, auf den eigentlichen Gegenstand dieses Schreibens zu kommen, wenn ich nicht voraussehen dürfte, daß Sie schon erraten haben, worüber ich mit Ihnen verhandeln will, und mir somit halbwegs entgegenkommen. Sie wissen recht gut, daß zwischen uns beiden ein fatales Mißverhältnis obwaltet, eine Ungleichmäßigkeit, ein gestörtes Gleichgewicht, das wieder herzustellen ist. Ich hoffe, daß Sie mit mir in dem Wunsche übereinstimmen, das oberschwebende Mißverhältnis nach Möglichkeit aufzuheben und zu beseitigen. Wenn Sie ebenso sehr geneigt sind, wie ich, die Mißstimmung zwischen unserm beiderseitigen Soll und Haben auszugleichen, so darf ich hoffen, daß wir die Sache bald aufs Reine bringen. Sie haben zu viel Geld, und ich zu wenig — eine fatale Disharmonie, eine häßliche Konfusion, nicht wahr? Ist es unbillig, wenn ich wünsche oder gar verlange, daß dieses gar zu auffallende Mißverhältnis, das meine Finanzen so verdammt kompromittirt, recht bald aufhöre? Gewiß nicht; mir wenigstens ist es äußerst klar und einleuchtend. Ich will aber deutlicher reden.

Sie sind ein kinderloser Witwer und haben zu viel Geld, also haben Sie nichts zu tun, also haben Sie oft Langeweile, also lesen Sie oft und am liebsten etwas Lustiges, also kauften Sie dies Buch und dasselbe gefiel Ihnen so außerordentlich, daß Sie gegenwärtig keinen höheren Wunsch kennen, als den, noch mehr solcher Bücher zu lesen. Da nun kein anderer, als ich, solche Bücher zu schreiben versteht, so wird es Ihnen einleuchten, daß Ihr Wunsch, recht viel Bücher zu lesen, die so kurzweilig sind wie das gegenwärtige, niemals in Erfüllung geht, wenn ich mich nicht dazu bequeme, noch weiter solche Bücher zu schreiben. Nun denken Sie wohl, das wäre für mich eine Kleinigkeit, dergleichen Sachen ließen sich nur so aus dem Armel schütteln — wie? Hol der Geier diese Meinung!

Ihr Wunsch geht nicht in Erfüllung, wenn ich ihn nicht gewähre, und ich kann ihn nicht gewähren, wenn Sie mich nicht unterstützen. Das ist der Punkt! Nein, mein Herr, Bücher schüttelt man nicht aus dem Armel; man macht sie auch nicht, wie man Schuhe und Stiefel, Röcke und Hosen, Kisten und Kasten fabrizirt. Das Büchermachen ist kein Handwerk, aber eine Kunst, und zwar eine brotlose Kunst. Bücher schreibt man nach Laune und Stimmung, nach Lust und Belieben. Wer aber nicht handwerksmäßig, sondern nach Lust und Laune arbeiten will, muß unumschränkt über seine Zeit zu gebieten haben, und um dies zu können, darf es ihm nicht an Geld mangeln. Mir aber mangelt es stark an Geld, also auch an Zeit, also auch an Laune zum Bücherschreiben. Hätte Adam nicht in den verdammten Apfel gebissen, so lebten wir noch im Paradiese und ich hätte Zeit genug, — nun aber muß ich im Schweisse des Angesichts mein Brot essen. O Schlange! — Sie sehen nun wohl ein, daß Sie gezwungen sind, mit Ihren Goldsüchigen herauszurücken, damit ich freie Hand bekomme und Ihnen lustige Bücher schreiben kann. Sie wünschen nun einmal, recht viel Kurzweiliges von mir zu lesen, — da versteht es sich denn von selbst, daß Sie mir Zeit und Laune zum Schreiben verschaffen. Schaffen Sie Geld — und ich schaffe Bücher. Begreifen Sie das, mein Herr?

Ich merke wohl, daß Sie nicht so stark, wie ich, wünschen, das gestörte Gleichgewicht, wovon ich oben sprach, wieder herzustellen. Sie suchen Ausflüchte, Sie appelliren an meinen Stolz und fragen: „Wie mein Bester! — Sie, ein Poet, ein Mann von Charakter, Sie schämen sich nicht, zu betteln, um Almosen zu bitten?“ O du grundgütiger Himmel! Gott verzeih Ihnen Ihre Einfalt — ich kanns nicht. Was sagen Sie, Almosen? Almosen, mein Herr? Sie sprechen von Almosen? Kinderloser Witwer, Sie irren sich gründlich! Nur wenn Sie vermuten, daß ich stolz bin, so irren Sie nicht. Nein, mein Herr, es fällt mir nicht ein, um irgend etwas zu bitten, geschweige zu betteln. Ich fordere bloß, was ich fordern darf, was ich verlangen kann, was ich verdiene. Wissen Sie nicht, daß es ein großes Verdienst ist, Poet zu sein und Bücher zu schreiben? Haben Sie nie davon gehört, daß Poeten für weit schlechtere Sachen, als ich schreibe, bedeutende Pensionen von Königen und anderen hohen Herren bezogen haben — der Orden nicht einmal zu gedenken? Wenn Sie meinen, daß ich mich auch an den König wenden sollte, so bedenken Sie nicht, daß dem Könige nicht gefällt, was ich schreibe. Ihnen aber gefallen meine Schriften und Sie sind

reich, wie ein Fürst, also sind Sie auch verbunden, mir eine Pension zu verleihen. Gibt es eine bündigere Logik?

Sie sind aber noch immer nicht vollkommen überzeugt, Sie haben eine harte Haut. Sie fragen weiter, ob nicht jeder herkommen könne, Sie mir nichts dir nichts um eine Pension anzusprechen. Aber ich bitte Sie um Gotteswillen — nehmen Sie Vernunft an und setzen Sie eine Brille auf, wenn Sie kurzichtig sind. Wie können Sie mich mit jedem vergleichen? Machen Sie doch gefälligst einen Unterschied zwischen mir und jedem. Ist jeder ein Poet? Schreibt jeder ein Buch von Harm? Ist jeder ein Witzebold, ein pfiffiger Kauz, ein Mann von Geist und Talent, wie — ich? Keine Prahlerei — im Gegenteil. Wenn Sie recht wüßten, was an mir ist und in mir steckt, so würden Sie nicht bezweifeln, daß ich Ihnen gegenüber mich himmlisch bescheiden gerire. Beruhigen Sie sich also — nicht jeder darf es wagen, Sie um eine Pension anzugehen, sondern ich allein.

Die Sache ist, beim Licht betrachtet, ganz einfach, mein Herr. Sie haben zu viel Geld — was wollen Sie nun anfangen mit dem, was Sie zu viel haben? Es in den Brunnen werfen? Unsinn. Und verschlingen können Sie 's auch nicht — Sie möchten Bauchgrimmen bekommen. Sie sind ferner kinderlos. Wenn Sie nun sterben — und Sie müssen doch einmal sterben — so werden Sie vergeblich sich bemühen, nur einen abgeschabten Pfennig in jene Welt mit hinüberzunehmen und Ihr schönes glänzendes Vermögen vererbt an nichtsnutzige Vettern, die längst Ihren Tod ersehnten, an leichtsinnige Nichten, an ruppige Tanten, an unbedeutende Onkels-Bruders-Stiefkinder — die Sie gar nicht einmal dem Namen nach kennen. Was anfangen? Es bleibt Ihnen doch nichts übrig, als den Überfluß, den Sie weder verzehren noch im Himmel gebrauchen können, mir und keinem andern zufließen zu lassen. — Sie sind ein braver, mildtätiger, großherziger, edler Herr — auch wenn Sie es nicht wären, würde ich es behaupten, da ich zu wohl einsehe, daß ich, um meinen Zweck zu erreichen, Ihnen schmeicheln muß — Sie sind also ein braver Mann; Sie haben oft gewünscht, Ihr Geld auf die nützlichste Art anzuwenden; Sie haben oft darüber nachgedacht, was für ein gutes, gott- und menschengefälliges Werk Sie durch Ihren Überfluß stiften, welchem humanen, gemeinnützigen Zwecke Sie einen Teil Ihres Vermögens opfern sollten. Wollen Sie auf meine Ratschläge hören? Vermachen Sie Ihr Geld der Kirche — der Pastor wird nicht besser predigen; vermachen Sie Ihr Geld der

Schule — der Schulmeister wird nicht besser unterrichten; vermachen Sie Ihr Geld den Armen — die Armen werden nicht besser gespeist werden. Opfern Sie dagegen einen Teil Ihres Einkommens mir — und ich werde bessere Werke schreiben, als seither, ich werde Kunstwerke liefern, worüber alle Welt in Entzücken gerät. Wahrlich, mein Herr, Sie können von Ihrem Gelde niemals einen bessern, einen würdigern, einen nützlicheren, einen zweckdienlicheren, einen edlern Gebrauch machen, als wenn Sie es aus Ihrer Tasche heraus in meine fließen lassen. Ich wills öffentlich unter freiem Himmel mit dreifachem Eide beschwören, daß Sie Ihr Geld niemals besser anwenden können. Durch einen solchen Akt der Großmut (und der Gerechtigkeit) nützen Sie sich selber — denn Sie erobern sich das süße, erhebende Bewußtsein einer edlen That und einen wahrhaft kolossalen Dank, Sie erwerben sich ferner das Vergnügen einer köstlichen Lektüre und also ein Mittel zur Tötung der Langeweile, Sie befreien sich endlich von demjenigen Teil Ihrer Güter, der Ihnen jetzt nur zur Last ist. Nicht weniger nützen Sie durch jenen Akt der Menschheit — denn Sie ahnen kaum, welch ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft, welch einen eifrigen Verfechter der Menschenrechte, welch einen begeisterten Kämpfer für das Interesse der ganzen Menschheit Sie unterstützen, wenn Sie mich unterstützen. Durch jenen Akt nützen Sie letztlich und vor allem mir — nun, das wird doch jedem Kinde einleuchten. Gestehen Sie nur, daß kein Mensch unter der Sonne Ihrer Freigebigkeit würdiger ist, als ich und abermals ich, der bildungsfähige, geistreiche, talentvolle und überaus bescheidene Jüngling, der sobald ihm die Mittel zu Gebote stehen, das höchste Ziel zu erreichen fähig ist. Sie werden niemals begreifen, welch ein ungeheures Verdienst Sie um mich und die Menschheit erringen, wenn Sie meinen Wünschen gerecht werden. Sind Sie endlich überzeugt?

Gottlob, Sie sind endlich überzeugt, und Sie rücken jetzt, obwohl noch etwas zögernd mit der Frage heraus, wie viel ich denn eigentlich verlangte. Bravo, kinderloser Witwer! Auf diese Frage wartete ich nur und eine vernünftiger Frage konnten Sie wirklich niemals vorbringen. Dafür verspreche ich Ihnen, daß Sie nimmer bereuen sollen, diese Frage getan zu haben. Wieviel ich verlange? O, Sie sollen über meine Billigkeit erstaunen. Sie werden finden, daß Ihnen nie in Ihrem Leben ein billigeres Stück Menschheit vorgekommen ist, als ich bin. Wie viel ich verlange? Hören Sie — so ein Tausend Talerchen alljährlich könnte ich hübsch gebrauchen, und

mit etwas weniger — allenfalls mit der Hälfte — wollte ich auch schon auskommen. Ziehen Sie indes vor, mir bar auf einem Brette eine runde Summe auszuzahlen, um Ihrer Verbindlichkeit gegen mich gänzlich und auf einmal quitt zu werden: so erkläre ich hiermit feierlich und ausdrücklich, daß ich mit einer Summe von zehntausend Talern (wohlgemerkt: Talern — nicht Pistolen) mich begnügen will, und daß ich sogar, wenn es nicht anders sein kann, zur Annahme der Hälfte mich bequemen werde, ohne weitere Ansprüche zu machen. Was sagen Sie dazu? Bin ich nicht die Billigkeit selbst? Sie sehen ein, daß ich Hunderttausend, fünfmal Hunderttausend, daß ich eine Million hätte fordern können — und ich tu es nicht, ich begnüge mich mit zehntausend, mit fünftausend Talern (Talern — nicht Pistolen!), — ja, wenn es Ihnen in den Sinn kommen könnte, mir kleine tausend Taler anzubieten — hören Sie, es sollte mir nicht in den Sinn kommen, sie auszuschlagen. Was? Ist das erhört? Ist meine Billigkeit nicht grenzenlos? Ich wundere mich selbst darüber! Millionen könnt' ich fordern — und, ich begnüge mich mit Zehntausend, Fünftausend — ach! Tausend. Können Sie mehr verlangen? Ich wohl — Sie aber gewiß nicht. Gleichwohl geht meine Billigkeit noch weiter. Sie sind reich, Sie werden also schon manchen Kontrakt geschlossen haben und Sie wissen also, daß in jedem Kaufkontrakte, Schuldschein usw. folgende Klausel vorkommt: „Der Kaufschilling (oder das Darlehn) wird in barer, klingender Goldmünze bezahlt. Die vollwichtige Pistole zu fünf Reichsthalern gerechnet, nicht aber in Silber-, Papiergeld oder sonstigen Geld repräsentirenden Effekten, selbst wenn dergleichen Zahlungen gesetzlich verstattet sein möchten.“ Dumme Klausel — ich bestehe gar nicht darauf. Gesetzlich oder nicht gesetzlich verstattet — was kümmert mich das? Zahlen Sie in Gold-, in Kurant-Münze, in Obligationen, in Staatspapieren — das ist mir all eins! Hören Sie es auch? Es ist mir all eins! Sie glauben es nicht? Wohlan — machen Sie die Probe! Bieten Sie mir einmal zehntausend Taler in grober, schimmlicher Kurant-Münze — und ich will ein Hundsfott sein, wenn ich Sie nicht annehme. Eine Billigkeit, eine Liberalität sondergleichen! Aber hören Sie nur weiter — und geben Sie wohl acht!

Ich will Ihnen ein Geheimnis offenbaren. Nach einer guten, uralten, unzweifelhaften Tradition, die bis zu den Zeiten Noäh, des Kastenmachers, zurückreicht, habe ich das unbestreitbare Recht, die Hälfte Ihrer sämtlichen Güter, nach

Belieben auch mehr, zu verlangen. Mißverstehen Sie mich nicht — ich habe rechtmäßige Ansprüche an Sie, Sie sind verpflichtet, mir so und so viel herauszugeben; ich darf, gestützt auf ein unbestreitbares Recht, zur Gewalt meine Zuflucht nehmen, wenn es Ihnen einfallen sollte, mir zu verweigern, was ich rechtmäßig fordern darf. Verlangen Sie keine Beweise — ich machte Sie unglücklich. Sie kennen mich nicht, mein Herr! Ich bin ein gewaltiger Dialektiker, ein Erz-Sophist, — ich räsonnire Sie um und um, ich disputire Ihnen die Böcher aus der Nase, das Schwarze vom Nagel weg. Selbst wo ich Unrecht habe, bin ich unüberwindlich; wo ich aber, wie hier, im guten Recht bin — o! da unterfange sich keiner, mit mir anzuknüpfen. Wenn ich erst mit Beweisen herausrücke, mit Gründen, so bin ich wirklich furchtbar, ungeheuerlich, titanenhaft. Ja, ich bringe zermalmende, durchbohrende, himmelstürmende, erderschütternde Beweise zum Vorschein. Und nun erst die Gründe! — o die Gründe! Meine Gründe sind berghoch, tragisch-erhaben, weltbewegend, beängstigend wie Alpdrücken, flammenspeiend wie der Berg Cotopaxi, meine Gründe sind wahrhaft epochemachend, es sind historische Ereignisse. Mit meinen Gründen rüttle ich die Toten aus dem Schlafe, hebe ich die Erde aus ihren Angeln, mach ich die Steine schreien und die Fische heulen. Bestehen Sie noch auf Beweisen — wollen Sie meine Gründe hören? Nicht doch, Sie sind ein viel zu gescheiter Mann, und Sie mögen wahrlich Gott danken, daß ich Sie mit meinem Beweise verschone. Und nun komme ich wieder auf meine Billigkeit, auf meine unbegreifliche Billigkeit, die nunmehr erst recht zutage kommt. Achtung, mein Herr, ich habe ein unbestreitbares Recht auf den größten Teil Ihrer Güter — ich verzichte darauf! Sie haben eine nicht zu umgehende Verpflichtung gegen mich — ich entbinde Sie davon! Ich stelle alles Ihrer Großmut, Ihrer Liberalität, Ihrem Edelsinn anheim. Ich — — aber was ist das? Was hab ich angerichtet? Sie werden bleich, Sie zittern, Sie wanken, Sie sind einer Ohnmacht, dem Wahnsinn nahe — alles vor Erstaunen über meine Billigkeit, über meine großartige, unerhörte Billigkeit, die selber an Wahnsinn grenzt. Gut, mein Herr, ich will aufhören, ich habe Mitleid mit Ihnen. Sie sind glücklich, daß Sie wieder frei aufatmen können, und jetzt — o! jetzt rennen Sie fast wütend vor Freigebigkeit nach Ihrem Geldschrank, um mir weit mehr aufzudringen, als ich verlange. Ja, wenn ich Sie nicht hinderte, so würden Sie Ihr unermeßliches Vermögen mir samt und sonders an den

Hals werfen. Großmütiger, edler, biederfönniger, kinderloser Witwer! Jetzt verstehen wir uns, wir sind einig, ganz einig.

Ich kenne Sie nicht, mein Herr. Ich halte Sie für einen kinderlosen Witwer; es kann aber auch sein, daß Sie mit Kindern gesegnet sind. Das tut wenig zur Sache. Die Hauptsache ist, daß Sie zu viel Geld haben. Es fällt mir natürlich nicht ein, Ihre Kinder zu berauben — im Gegenteil, ich gönne Ihren Kindern alles Gute. Ich weiß ja, daß Ihre Kinder — wenn Sie welche haben — liebe, wohlherzogene, vernünftige, edel denkende Kinder sind, weil Sie ein lieber, wohl-erzogener, vernünftiger, edel denkender Mann sind. Wenn Sie also für gut und gerecht erkennen, einen Teil Ihres zu großen Vermögens an mich abzutreten, so werden Ihre Kinder, die lieben, guten, gehorsamen Kinder, völlig damit einverstanden sein. Es wäre sündhaft, das zu bezweifeln. Es kann aber auch sein, daß Sie gar nicht einmal Witwer, sondern verheiratet sind. Auch das will wenig sagen. Ihre Frau — wenn Sie eine haben — ist eigentlich noch mildherziger, biederfönniger, großmütiger, als Sie selber. Davon bin ich fest überzeugt. Möglich ist es auch, daß Sie nicht sowohl ein Witwer, als vielmehr eine Witwe sind. Das verschlägt mir nichts, durchaus nichts, — Sie mögen ein Witwer oder eine Witwe sein: ich bin stets zur Empfangnahme meiner zehntausend Taler — oder wie hoch Sie die Summe zu bestimmen geruhen — bereit. Wahrlich, was eine weibliche Hand mir bietet, vermag ich noch weniger auszuschiagen, als was von einer männlichen mir dargereicht wird. Sie sehen, daß ich ein Mensch bin, mit dem was anzufangen ist. Endlich ist es nicht ganz unwahrscheinlich, daß Sie eine einzige, jungfräuliche, niedliche, allerliebste, kluge, feine, sittsame Tochter besitzen. Das ist wieder kein Hindernis, mein Herr! Nein, eher das Umgekehrte. Wenn Ihre einzige, jungfräuliche, niedliche, allerliebste, kluge, feine, sittsame Tochter mir gefällt (und sie wird mir natürlich gefallen, falls sie überhaupt nur existirt), so erkläre ich mich geneigt und bereit, sie mit in den Kauf zu nehmen. Das wäre prächtig, nicht wahr? So würden Sie am Ende noch mein Schwiegervater oder meine Schwiegermutter. Ein auszeichnendes Glück — nicht so sehr für mich, als für Sie. Denn wenn ich der Mann Ihrer Tochter würde, so dürften Sie sich rühmen, den achtungswertesten, untadelhaftesten, weisesten, lebenswürdigsten Schwiegerohn zu besitzen, und Sie dürften sich um so eher dessen rühmen, wenn Sie meiner Bescheidenheit sich gefälligst erinnern wollen.

Ich bin fertig. Herrliche Aussichten habe ich uns beiden

eröffnet! Ich bezweifle nicht, daß Sie vor Eifer brennen, meinem billigen Ansuchen zu willfahren. Indes können Sie kaum ungeduldiger sein, als ich, die Angelegenheit aufs Reine gebracht zu sehen. Sollte ich — übrigens ein weltbekannter Mensch — Ihnen wider Vermuten nicht bereits zur Genüge bekannt sein, so wollen Sie wegen der Adresse sich gefälligst an meinen Verleger wenden. Somit wäre denn bis auf die Hauptsache alles in Ordnung. Adieu!

Ihr dienstwilliger

Enno Hektor.

1. P. S. Nachträglich wird mir ein gewaltiger Strich durch die Rechnung gemacht. Zu meinem Schrecken gewahre ich, daß ich in einer entsetzlichen Täuschung befangen gewesen bin. Mein Schreiben hat gar nicht den Eindruck auf Sie gemacht, den ich doch mit Recht voraussetzen durfte. Sie haben vielmehr während des Lesens fortwährend gelächelt und am Ende zu sich selber gesagt: „Wenns dem Menschen Ernst ist mit der Sache“ (o, mein Herr! es ist mir fürchterlich Ernst, zehntausend Taler gleichsam in den Wind zu blasen — ich bitte Sie, mein Herr!), „so muß der Mann, dem das Schreiben gewidmet ist, fürwahr ein steinreicher Herr sein. Ich möchte ihn kennen lernen. Ich bins natürlich nicht, denn ich habe nicht zu viel Geld, kaum genug, von Überfluß kann bei mir durchaus nicht die Rede sein.“ Was, lieber Herr? Sie sind nicht reich? Sie haben nicht zu viel Geld? O kinderloser Witwer! Soll ich Sie etwa von Ihrem unermesslichen Reichtum überzeugen? Soll ich mit meinen Beweisen, mit meinen Gründen herausrücken? Beruhigen Sie sich — ich will Ihnen die Pein ersparen. Ich will mehr tun — ich will Ihrer Erklärung Glauben schenken. Armer, armer Mann! Ich bedaure Sie unendlich, und ich bedaure Sie nicht allein, sondern ich will Ihnen auch zu helfen suchen. Zwar bin ich selber ein armer Teufel, ein Bruder Habenchts, ein Poet nämlich; doch habe ich immer noch einen Notpfennig übrig für einen Mann, wie Sie, der eher vom Mangel, als vom Überfluß geplagt wird. Wenden Sie sich getrost an mich und ich will tun, was ich kann, damit Sie nicht länger darben, nicht länger Not leiden. Sie werden rot? Sie werden ganz beschämt? Ich konnte mirs denken. Sie gehen also in sich — Sie sehen jetzt ein, daß Sie doch zuviel Geld haben — Sie sind nun doch bereit, mir meinen Teil abzugeben. Ach, Sie schämen sich ordentlich, die obigen Worte gesprochen zu haben, und gern wollten Sie zehntausend Taler und mehr darum hingeben, wenn niemand um den fatalen Monolog wüßte. Recht schön,

kinderloser Witwer! Geben Sie nur her die zehntausend Taler — und hiermit erkläre ich dem Publikum, daß Sie die obigen Worte gar nicht gesagt haben. Das wäre abgemacht. Ich wußte wohl, daß Sie mit sich reden ließen und ich weiß auch, daß mir niemand zu widerstehen vermag.

Gott befohlen!

2. P. S. Schließlich — man hat seine liebe Not mit Ihnen — steigt bei Ihnen der kleine Zweifel auf, ob ich auch in Wahrheit wohl der verdiente Mann sei, für den Sie mich seither gehalten. Heutzutage soll alles durch Zeugnis belegt werden. Nichts leichter als das. Lesen Sie doch das „Evangel. Kirchenblatt“, den „Friesenfreund“ — gediegene Blätter, mein Herr! — und die „Ostfriesische Zeitung“; darin werden Sie über mich die vorteilhaftesten Zeugnisse (meine Bescheidenheit hat Lust, dagegen zu protestiren) finden, und wenn Sie bei den Freunden und Anhängern jener Blätter nachfragen, so werden Sie erfahren, welcher allgemeinen Beliebtheit ich mich zu erfreuen habe. Ja, wenn Sie dann nicht überzeugt werden, daß ich ein Mann von Gewicht bin, ein Mann, vor dem der Antichrist und alle Teufel zu kleinen Jungen zusammenschrumpfen, so verlange ich keinen Heller von Ihnen Basta!

E. S.



Harm Düllwuttel auf der Bürger- Versammlung.

Politisches Glockenspiel.

Entree.

Ja, ich saß auch in dem großen Konzert, das in dem sehr geräumigen Saale des Théâtre du monde aufgeführt wird, in dem rauschenden, brausenden, gellenden Konzert, worin jetzt ein jeder, der eine passable Stimme hat oder irgend ein Instrument zu spielen versteht, nach Kräften mitsingt, mitschreit, mitklimpert, mitdudelt. Ich saß auch in dem großen Konzert und brummte mit und brüllte mit.

Brüllen sag ich. Dies Konzert und jener Saal nämlich zerfallen in zwei Hauptabteilungen. Der eine Teil des Fußbodens ist gegen den andern um ein Bedeutendes erhöht; auf dem hohen Söller quiekt der Distant, auf der niederen Fläche brummt der Baß. Da oben lassen die höheren, feineren Stimmen sich vernehmen, da jubelt die Flöte, wimmert die Violine, gelst die Klarinette, wispert die Harfe, seufzt und singt die Harmonika, da jodelt man, singt man durch die Fistel, da weiß man die Stimme zum Erstaunen zu moduliren und schlägt man gar wunderschöne Triller. Man glaube aber nicht, daß diese höheren feineren Stimmen bloß dazu dienen, dem Ohre zu schmeicheln und das Herz zu kitzeln; sie können mitunter so einschneidend und haarstumpf sein, wie ein Schermesser, daß Menschenhälse damit zu durchschneiden sind.

Da unten hört man gröbere, tiefere Töne erschallen. Da rasseln und dröhnen die Trommeln und Pauken, lärmt die Trompete, grollt die Posaune, murt das Fagott, grunzt die Baßgeige, murmelt, zürnt und wettet die Orgel; da ertönen die tiefsten Bruststimmen, nicht unähnlich fernem Donnergeroll, da wird mehr geschrien, als gesungen, da heult und grölt und brummt und brüllt man.

Das Aergertlichste ist, daß die beiden Abteilungen nie in Uebereinstimmung handeln, daß das große Konzert einer einheitlichen Leitung entbehrt und daher nie eine rechte Harmonie erzielt wird. Distant und Baß liegen einander ewig in den Haaren, der eine will immer den andern überschreien und übertönen, und überdies trifft fast keiner den rechten Ton. Da hört sich das Konzert dann sehr häufig wie eine grandiose Ragenmusik an.

Ich saß unten, strich meine Baßgeige und brüllte mit. Ich brüllte nicht schlecht. Darob sahen die hochstehenden Violinisten, die Flötisten, die Distantensänger mich scheel an und ich bekam so scharfe Töne zu hören, daß ich meinte, sie schnitten mir die Zunge aus dem Halse, so daß mir fast der Atem ausging. Ich brüllte etwas laut und sonderbar, manchmal auch zu unrechter Zeit. Das gefiel nicht einmal meinen Kollegen, meinen Mitbrüllern auf dem Baß-Parterre. Bald bekam ich einen Stoß vor die Brust, bald in die Rippen, bald auf den Nacken, und bald auch hörte ich eine mächtige Hand, einem fruchtbaren Feigenbaume gleich, vor meinen Ohren säufeln. Das verdroß mich sehr. Und die Ohren taten mir so weh von dem Gequiek und Gequäk, dem Geschnarr und Gedudel!

Ich warf endlich meine Baßgeige in einen Winkel und lief davon.

Das geschah an einem schaurig-süßen Sommerabende. Ich eilte ans Meer, da saß auf einer Sandbank ein grüner Nix, der spielte mir rauschende Weisen vor auf der großen Wellenorgel. Wie klang das so anders! Ich eilte in den Wald, da saß im wispernden Laub die Nachtigall, die sang mir ein Lied von einem schönen Kinde, das vor Liebe gestorben. Wie klang das so anders! Ich eilte aufs Feld, da zirpten die Grillen, im Sumpfe quakten die Frösche und in der Ferne brüllten zwei Ochsen O, das klang immer noch besser, als das Gequiek und Gequäk, das Geschnarr und Gedudel des großen Konzerts im Théâtre du monde!

Die Nacht war lauter Duft! Auf dem rosenroten Duftmeere schwamm meine Seele in jene selige Zeit zurück, wo nichts mir süßer schmeckte, als eine gestohlene Birne und eine wandernde Drehorgel mir die schönste Musik dächte. Alle Blumen und Grashalme waren tautrunken und fielen einander kosend in die Arme; sie kicherten übermütig und sangen närrische Wiegenlieder, die niemand hörte, als ich. Wenn aber die Waldbäume über mir ihre lockigen Häupter schüttelten, so klang mir das wie das Rauschen seidener Kleider, blau-seidener

Damenkleider, und es wollte mir vorkommen, als müßt ich den Himmel geöffnet und die Engel tanzen sehen, wenn ich die Augen aufschlüge — — —

Es gelang mir vollkommen, das große Konzert zu vergessen.

Der Halbmond stand noch hoch am westlichen Himmel und streckte seine spitzen Hörner sehnsüchtig aus nach den glühnen Sternlein. Er glaubte wohl, es wären Dukaten. Dann blinzelte er nach mir hinüber, lächelte mir schlau ins Gesicht und winkte mir mit der untern Hornspitze, wie mit einem kleinen Finger. Er winkte noch einmal.

Ich muß gestehen, der untere Mondwinkel erschien mir als ein sehr behaglicher Sitz, und ich meinte, es müsse hübsch sein, von dort herunter sich gemächlich die Erde zu beschauen, den Wohnplatz unzähliger vernünftiger und unvernünftiger Geschöpfe, wo die großen Lämmel, die Menschen, um einen Fetzen Papier sich die Nase blutig schlagen und für ein Glas Schnaps ihre Seele verkaufen.

Also kletterte ich auf der Leiter des Münchhausen zum silbernen Mond hinauf. Ich machte mirs im untersten Winkel bequem und warf dann den ersten Blick auf die Erde hinunter. Wirklich, sie war rund und drehte sich; abends war unten, was morgens noch oben, und immer so fort.

Auch meine Konzertisten sah ich deutlich. Vom Monde aus betrachtet, nahmen sie sich sehr wunderbar aus, bei meiner armen Seele! Wie die Pauken- und Trommelschläger wild mit den Armen agirten, wie die Sänger ihre Mäuler weit aufsperrten, wie die Hand, die den Bogen führte, heftig hin- und widerfuhr, wie die Hornisten gewaltig ihre Backen aufbliesen, wie all die Menschen und Menschlein nickten und die Köpfe schüttelten, sich verbeugten, drehten und wendeten, mit den Armen herumfochten, die Augen verkehrten, mit den Beinen strampelten, wie sie keuchten und stöhnten und pusteten, — es machte sich närrisch und sah ganz so aus, als wäre kein Sinn und Verstand darin.

Von meinem mondlichen Standpunkte aus machte ich noch eine seltsame Entdeckung. Ich bemerkte nämlich, daß jeder Konzertist eine kleine Zipfelmütze trug und an jedem Zipfel eine kleine himmelnde Schelle hing. Davon hatte ich, als ich selber noch im Konzerte saß, nichts bemerken können.

Die kleinen Schellen bimmelten vernehmlich und klangen viel deutlicher zum Monde herauf, als die eigentliche Konzertmusik; auch klangen sie mir weit angenehmer ins Ohr. Ich hatte lange mein Pläsir daran. Weil mir indes die Zeit allmählich doch zu lang ward auf dem Monde, so fing ich

an, darüber nachzufinnen, ob es nicht möglich wäre, das Schellengeltingel in Noten zu bringen. Ich brachte endlich ein Glockenspiel zustande. Es mag nicht viel taugen, denn ich bin ein schlechter Komponist und verstehe nichts von Generalbaß und Kontrapunkt.

Ich hoffe nicht, daß man findet, ich sei hier anzüglich geworden. Sagte ich etwa, die Präsidentenglocke sei im Grunde eine Narrenschelle? Ich habe das nirgend gesagt.

Es ist aber sehr einsam und öde da oben im Monde und herrscht daselbst eine kalte oder eigentlich gar keine Luft, wie auch in den astronomischen Lehrbüchern zu lesen steht. Darum hält mans da nicht lange aus. Wenn ich sehe, daß die irdischen Trommler Kalbsfell und Menschenfell nicht mehr unterscheiden; daß man mit den Hörnern, statt darauf zu blasen, zu stoßen anfängt; daß man nicht mehr die Geigen, sondern die Menschenrücken streicht; daß man nicht mehr in die Saiten, sondern einander in die Haare greift, wenn ich sehe, daß man aufhört, den Takt zu schlagen, und man dagegen anfängt mit dem Schlagen, welches einem Schlachten gleicht; wenn ich sehe, daß Blut fließt: — so lasse ich schnell aus der kalten Höhe mich herab auf die warme Erde, setze mich unter einen großen Apfelbaum und weine. Mehr kann ich wahrlich nicht tun. Höchstens, daß ich auf kurze Zeit mich wieder unter die Konzertisten mische und probire, ob ich noch brüllen kann. Hat aber die Erde das Blut wieder aufgetrocknet und die Toten verschlungen, fangen die Konzertisten wieder lustig an zu geigen und zu posaunen, so flüchte ich mich rasch wieder in den Mondwinkel und lache mich halbtot.

Ihr verblendeten Konzertisten, werft eure Instrumente doch fort und umarmt euch! —

Es ist wieder Sommer geworden. Hell scheint die Sonne, der Himmel ist blau und die Erde grün. Die Fische tänzeln im Wasser, die Rosen duften, der Wind spielt Versteckens im Laube, wo die Äpfel und Birnen süßen Träumen nachhängen und die Wachtel schlägt im reisenden Korn. Ihr großen Lummel, was schlägt ihr euch die Nasen blutig?

Wenn die lieblose Art in einem Meer von Blut zu ertränken wäre! Wenn die Berge von Unrat und Elend ein Meer von Blut hinwegspülte!

Niemals!

So vertragt euch denn und laßt nur den Blitz des Geistes die Nacht erleuchten. —

Geschrieben am 14. des Sommermonds 1849.

Vorspiel.

In einem Viehmarktstage sitzt Harm Düllwuttel, ein Bauer, im Wirtshause einer Stadt und liest die Zeitung. Siebelt Speck, ein anderer Bauer, kommt eben herein. Der Wirt unterhält sich in einiger Entfernung von Harm mit seinen übrigen Gästen.

Harm (blickt über die Zeitung hinweg): Mien leev Bröör Siebelt . . .

Siebelt: Ja, Harm Düllwuttel, dar bin ich.

Harm: Hest Dien Offen goot verköfft?

Siebelt: Billig.

Harm: Is der geen Bott up Di sülvst dahn worden?

Siebelt: Up mi sülvst, Snacker?

Harm: Du bist wat swar van Begripp, dumme Dß!

Siebelt: Nu, nu, man sacht — kunnst Dien Hörens woll an mi ofstöten.

Harm: Dien Kopp is der hart genug to, hart as n Brett.

Siebelt: Wu is t denn mit Dien Rojen gahn?

Harm: Mien leev Bröör Siebelt, de sitten nu up n lütjen Stä. (Schlägt sich auf die Tasche.) Hör Du, dar hebb t de Kärl, de se köfft het, wambannig moj ansmärt. Süß . . . man Gotts Blix! dar sitt mien gode Jann Hinnert — Gott vergäv mi all, wat Sünne is! Nu, up n anner Mal. Ich hebb n goden Handel maakt, dar kann n Billigen up stahn.

Siebelt: Nä, nä, ich mutt glieds na Huus. Geist mit?

Harm: Na Huus? Nu all? Biste van de Spoor of? Nä, so moj as de Dagg för mi ansfangen is, so düll un mall fall he to Emm gahn, of t will nich Harm heten! Eenmal is m man junk in d Welt!

Siebelt: Du worst mien Daag nich olt. Man wat t seggen wull — steit der wat Nee's in d Krant? Ich löbb, Du studeerst nu flitig de Zeitung.

Harm: Meenst denn, dat ich as n Peet-Snött dar henstahn will, wenn anner Lü gelehrt aver de nej Tiden babbeln? Dat hört der nu all mit to. De nu däär de Welt will, mutt mehr weten, as wu d Rinner an d Welt kamen. Man mutt de Krant nu van buten käönen, as de Kachism un d Psalter. Mien leev Bröör Siebelt, t givt mehr Jagen in Himmel un up Erden, as Dien Offenverstand süc drömen lett.

Der Wirt (tritt herzu und wendet sich an Harm): Ich glaube, Sie sind ein großer Politiker.

Harm: Gaven hebb t derto.

Wirt: Und Sie haben Lust, wie ich höre, heute noch länger hier in der Stadt zu verweilen?

Harm: So Wienteller hett der gewiß geen Scha bi.

Wirt: So möchte ich Ihnen empfehlen, heute abend die hiesige Bürgerversammlung zu besuchen.

Harm: Der kummt doch vööl Klee's up, harr d Jung oof seggt. Börgerversammlung — wat is dat nu weer för n Apenpill?

Wirt: Das will ich Ihnen umständlich erklären! Haben Sie schon von einem Staatsgebäude gehört?

Harm: Mich van hört, man woll van lesen. De Krant sleit süd der altmek mit herum.

Wirt: Wie manche Familie irgend einen Taugenichts, einen Blödsinnigen, einen Gichtlahmen zu ernähren und zu verpflegen hat, so hat auch jedes Land seinen besonderen Alimentarismus. Dieser Alimentarismus trägt den Namen „Staat“ und ist, wenn mitunter auch blödsinnig und gichtlahm, doch im ganzen ein großer und gewaltiger Herr. Weil nun der Staat ein großer Herr ist, so braucht er auch ein großes Haus und dies Haus für den Herrn Staat ist eben das Staatsgebäude.

Harm: Also n Staatsgebäud' is n Huus bloot för d Staat?

Wirt: Ebenso wahr, als wizig. Das große Staatsgebäude bedarf natürlich häufig der Reparatur. Herr Staat nimmt daher einige Leute in Dienst, die darauf zu achten haben, daß das Staatsgebäude nicht in Verfall gerate und keinen Schaden nehme. Diese Leute sind —

Harm: Nu?

Wirt: Die Herren Minister.

Harm: Dat hebb t woll docht.

Siebelt: Nä Du, dat harr t heel nich docht.

Wirt: Der Staat, als ein großer Herr, lebt natürlich nicht vom Brot allein und die Herren Minister tun auch nichts umsonst. Dazu kommen die Reparaturkosten -- das macht alljährlich eine ganz honette Summe und diese Summe nennt man das Staats-Budget.

Harm: Well betahlt dat denn, dat Buttsett?

Wirt: Natürlich die Landesuntertanen — nichts kann billiger sein. Besorgten die Herren Minister nicht die nötigen Reparaturen und geriete also das große Staatsgebäude in Verfall, so wäre es leicht möglich, daß eines schönen Morgens den guten Untertanen Dach und Mauern auf den Hals stürzten und sie samt und sonders erschlagen würden.

Harm: Dat weer de Düvel!

Wirt: Dafür nun, daß die Untertanen vor dem Halsbrechen bewahrt werden, zahlen diese jahraus jahrein ein gewisses Sümmechen Geld an die Kasse des Herrn Staat, und diese Geldsümmechen — nun das sind eben die weltbekanntnen Steuern.

Harms: Rief ins.

Siebelt: Nu hebb t mien Daag un mien Lävent — !

Wirt: Die Untertanen der vergangenen Zeit wollten aber noch etwas mehr für ihr Geld, als die Sicherheit, vom Staatsgebäude nicht erschlagen zu werden. Das Menschengeschlecht ist bekanntlich äußerst neugierig. Die Untertanen wurden immer von der Neugierde geplagt, zu erfahren, was Herr Staat machte, was er aß, was er trank, wie lange er schlief — —

Harm: Wu faken he to Stohl gung . . .

Wirt: Richtig. Die Neugierigsten drängten sich an die Fenster und rüttelten an den Türen. Das war dem Herrn Staat sehr unbequem und er beauftragt daher seine Minister, das Volk nach Hause zu jagen und ihm zu verbieten, durch die Fenster des Staatsgebäudes zu lugen. Die Minister waren nicht faul und taten ein übriges. Sie verschlossen nämlich die Fenster mit dichten Läden und verrammelten die Türen.

Harm: Un dat bi Daag?

Wirt: Am hellen Tage!

Harm: Denn mag t ook arig düster worden wäsen in t Staatsgebäud' — of Herr Staat mugg all n Lucht anstaken un brndtlik wat up d Lamp gaten hebben.

Wirt: Herr Staat war lichtscheu, aber die Untertanen desto weniger. Sie ließen sich nicht abweisen, sondern umschwärmten fortwährend in hellen Haufen das Staatsgebäude, um womöglich irgend ein Löchlein zu entdecken, wodurch sie den Herrn Staat erschauen konnten. Die Minister taten ein Gleiches, um jedes Löchlein, das sie fanden, sofort zu verstopfen. Darüber jedoch, daß sie fortwährend an die Verstopfung der Löcher und Ritzen dachten, vergaßen sie ganz und gar, daß an dem Gebäude auch sonstige Verbesserungen nötig waren. Also kam es allmählich in Verfall — —

Siebelt: Herrjees, nu fall t uns gliet up d Kopp.

Wirt: Eines sonnigen Tages — die Schneeglöckchen waren eben verblüht — kamen die Untertanen, deren Neugierde sich nicht länger bezähmen ließ, mit Stöcken bewaffnet herangestürmt, hieben auf das Staatsgebäude ein, und weil

diefes bereits ziemlich morsch und faul geworden war, fo brach es bald zufammen.

Siebelt: O weih!

Harm: Dat mag Herr Staat oof nich alltobestig be-
famen wesen.

Wirt: Er ward mit knapper Not gerettet, während die
Minister zugrunde gingen. Das Volk war rasend vor Freude,
als es den Herrn Staat endlich einmal ganz ungeniert be-
trachten und betasten konnte. Herr Staat aber konnte die
frische Luft nicht vertragen und zitterte vor Kälte. Man
mußte also daran denken, ihm ein neues Haus zu bauen und
da war Holland in Not. Die alten Baumeister waren ge-
storben und verdorben und die neuen, die man requirirte, ver-
standen das Ding nicht besonders. An Plänen und Rissen
war kein Mangel, allein mit der Ausführung haperte es sehr.
Da legte das Volk selbst Hand mit an, man schrie und
rannte durch- und widereinander, der eine rief: „Kalk!“, der
andere „Stein!“ und eine heillose Verwirrung entstand.

Harm: Man war blivt denn de Börgerverfaunlung?

Wirt: Ich bin eben daran. In den Börgerverfaun-
lungen wird auch an dem neuen Staatsgebäude gebaut, ge-
fleckt und gebessert vom souveränen Volk.

Harm: Wu geit dat denn — bruukt man dar de
Fuusten bi?

Wirt: Nein, die Zunge.

Harm: So, so, nu worr t der kloof ut. De t Muul
am besten röhren kann, is Baas.

Wirt: So ungefähr ist es, doch sind die Fäuste nicht
völlig ausgeschloffen. Wollen Sie nun die Ehre genießen,
an dem neuen Staatsgebäude mit bauen zu helfen, so dürfen
Sie nicht verfäumen, unsrer Börgerverfaunlung einen Besuch
abzustatten.

Harm: Haal mi de Snider! Dar will t mehr van
weten. Man seggt mi ins, war sünd s nu bi to timmern?
Hebben j' dat Dings all klar, weet Ji, wat dar achter in d
Schür — — —

Wirt: Die geheimen Gemächer — sind noch nicht völlig
wieder hergestellt, und das bringt den Herrn Staat in die
ärgste Verlegenheit. Er weiß nicht, wo er seine Extremite —

Ein Gast: Wirt, ein Glas Grog!

Wirt: Auf der Stelle, mein Herr! (Entfernt sich.)

Harm: Nu, Siebelt, geist mit van Abend?

Siebelt: Muß t n Narr wäsen! Wat gahnt mi de
Staatsgebäuden an! Ich hebb genug mit mien egen Huus

to lappen un to unnerhollen. Wähl Bläseer, mien Jung God'n Dag mitnanner. (Geht ab.)

Harm: Gah hen un föhl de Hühner! Bist all Dien Läventlant n Schaapskopp west und sall t oof in Ewigkeit woll bliven. Man unser eener is so dumm nich as Fann un all Mann. Ich gah na d Börperverfammlung, un wenn t denn van Abend na Huus kam, denn kann t seggen: Ich weet van Mudder.

Die Bürgerverfammlung.

Ein großer Saal, an dessen einem Ende sich eine mit einem Geländer eingefasste Erhöhung befindet. Auf das Geländer ist in schräger Richtung ein schmales Brett befestigt, das als Pult für den Redner dient. Auf der Erhöhung sitzen, um einen Tisch gereiht, der Präsident, die Vizepräsidenten, Schriftführer usw. Auch die Redner, wie sie nach und nach an die Reihe kommen, treten hierher. Der übrige Teil des Saales ist mit Menschen überfüllt, von denen einige sitzen und die meisten stehen. Unter den Stehenden befindet sich auch Harm Müllmutter, der verwundert um sich schaut. Lautes Gemurmel und Durcheinanderreden. Africanische Hixe.

Präsident (tritt, mit einer Glocke bewaffnet, an die Brüstung, klingelt): Meine Herren, die Sitzung ist eröffnet.

Eine Stimme: Wir sitzen aber nicht!

Ein dicker Herr: Ich wollte, die Sitzung würde geöffnet. Ich ersticke hier. Luft, Luft!

Ein Bürger (sehr ernst): Mein Herr, Sie atmen hier die Luft der Freiheit.

Der Dicke (verzweifelt): Das ist ja aber eine pestilenzialische Luft. (Man lacht.)

Präsident: Ruhig da! Also die Sitzung ist eröffnet und die Verhandlungen können beginnen. Es haben sich verschiedene Personen bei uns gemeldet, die heute abend Vorträge halten respektive Anträge stellen wollen, und werden diese möglicherweise die Versammlung veranlassen, einige Beschlüsse zu fassen. Den Anfang macht Herr Schneider mit seinem Vor- resp. Antrage. Herr Schneider, Sie haben das Wort.

Harm (zu einem Bürger): Wat bedütt denn egentliך dat Klodje un dat Ringeln darmit?

Bürger: Mit dieser Glocke oder Schelle oder Klingel wird, wenn der Präsident zur Versammlung sprechen will, diese aber zu laut ist, oder auch, wenn ein Redner unterbrochen wird, Ruhe geklingelt.

Harm: So, so! Dat will t mi achter t Ohr schreven.

Herr Schneider: Meine Herren! Gewiß ist keinem unter Ihnen das furchtbare, gräßliche, entsetzliche, ungeheure

Ereignis, das alle Busen, in denen ein treues Herz für die Freiheit schlägt, gewaltig erschüttert hat, unbekannt geblieben. Sie wissen, meine Herren, was ich meine.

Harm: Sall mi de Dönnner halen, wenn ick t weet! Man herut dermit!

Präsident (klingelt): Keine Zwischenreden!

Harm: Mit Permissji, Herr Präsidium, ick wull man bloot dat Klockji även pingeln hören.

(Allgemeines Gelächter.)

Herr Schneider: Ich spreche von der Ermordung Robert Blums! Weh uns! Robert Blum, der gewaltige Redner, der edle Mann, der erhabene Geist, der helle Seher, der große Politiker, der kühne Freiheitsheld, den die Schergen der Gewalt nun auch zum Märtyrer der guten Sache werden ließen, — unser einziger Robert Blum ist nicht mehr! (Bewegung.) Weine, o Vaterland! Patrioten, tragt schwarze Bänder im Knopfloch! Aber laßt uns nicht bloß weinen und trauern, sondern einmütig und mutig uns scharen um das Panier der Freiheit und blutige Rache schwören bei den Manen Blums, Rache, Rache! (Bravo!) Robert Blum ist ermordet worden und durch wen? Durch den Schlächter Windischgrätz, den feigen Henker, den Kaiserknecht, den tollen Hund, den Schuft! (Lauter Beifall.) O, meine Herren, ich ersticke vor Wut! Wer ist dieser Windischgrätz? Ein elender Schlächter, sag ich. Windischgrätz ist ein Schlächter, und nichts weiter, ein Schlächter — ich sag's ihm teck ins Angesicht! (Krauschender Beifall.) Und wenn die Schergen der Gewalt, die feilen Henker, die entmenschten Söldlinge mich selber unter den Galgen schleppen sollten, so werde ich immer noch laut den Ruf erschallen lassen: Windischgrätz ist ein Schlächter! (Wütender Beifall.) Und sollte ich mit glühenden Fängen gezwickt und in vier Teile zerrissen werden, daß die Beine gen Süden und Norden, die Arme gen Osten und Westen fliegen und das Haupt mir, das blutende Haupt, gen Himmel geschleudert wird; so werde ich trotz alledem donnernd rufen, daß die Wölbung des Himmels erdröhnt: Windischgrätz ist ein Schlächter! (Brüllender Beifall.)

Harm: De kann t maken.

Ein Bürger: De kann der n Woort van dohn, he?

Harm: Of ook! Elk Woort weggt n Pund.

Herr Schneider: Was fangen wir aber an mit diesem Schlächter Windischgrätz, dem alten Satan? Das ist die Frage. Das Sprichwort sagt: Die kleinen Diebe hängt man, die großen läßt man laufen. Lassen wir aber diesen Win-

dischgrätz, der mehr ist, als ein Dieb, ein mörderischer Schlächter nämlich, lassen wir, sag ich, diesen Windischgrätz frei umherlaufen und noch weiter seine Henkershände sich baden in Märtyrerblut: — wahrlich, so ist keine Gerechtigkeit mehr zu finden im Himmel und auf Erden. Die gerechte Rache, die rächende Gerechtigkeit ereile ihn! — Mein Antrag geht dahin: Die National-Versammlung in Frankfurt zu ersuchen, den Schlächter Windischgrätz wegen seiner blutigen Taten und Untaten schleunigst zur Verantwortung zu ziehen und die allerstrengste Strafe über ihn zu verhängen.

Stimmen: Ja hängen, hängen! Niederschießen! Erdrosseln! Viertelteil!

Ein schwindjüchtiger Schreiber (steigt auf einen Stuhl): Meine Herren! Ich halte den Antrag des Herrn Schneider für ungenügend. Mein Antrag, den ich der Versammlung zur Annahme empfehle, lautet folgendermaßen:

In Erwägung, daß die National-Versammlung in Frankfurt reaktionären Tendenzen hulldigt, sich die Volksvertretung nur angemacht hat und überhaupt keinen Schuß Pulver wert ist; (Bravo!)

In Erwägung ferner: daß, wenn die National-Versammlung auch den guten Willen hätte, Beschlüsse zu fassen, welche den Willen des souveränen Volkes entsprechen, sie doch nicht die Macht besäße, selbige zur Ausführung zu bringen;

In Erwägung sodann: daß dem verletzten Gerechtigkeitsgefühl des Volkes schleunigst Rechnung zu tragen und dem mörderischen Wüten des Schlächters Windischgrätz ungesäumt Einhalt zu gebieten ist, wir aber dies Ziel, wenn wir den Umweg des Petitionirens an die National-Versammlung einschlagen, noch sobald nicht erreichen und der kürzeste Weg, durch den im konkreten Falle das größte Unglück abgewendet wird, immer der beste ist;

In Erwägung endlich: daß Reden und Petitioniren nichts weiter fruchten kann, sondern die Zeit zum Handeln gekommen ist; (Bravo!)

In Erwägung alles dessen beschließen wir: daß der Schlächter Windischgrätz durch die Hände des souveränen Volkes ohne weiteres mit dem Strang vom Leben zum Tode gebracht werde. (Stürmischer Beifall.)

Ein Bürger: Aber, meine Herren, wir haben ja erst vor einigen Tagen (Unruhe) der National-Versammlung dafür unsern Dank votirt (Unterbrechung), daß sie die Abschaffung (Zumult) daß sie die Abschaffung (steigender Zumult), Abschaffung der Todesstrafe (furchtbarer Lärm) . . .

Ein Handlungsdiener: Das souveräne Volk ist über jedes Gesetz erhaben! (Brausender Beifall.) Ich sage, der Windischgräß muß baumeln! (Begeisterter Jubel.)

Eine Stimme: Will denn das souveräne Volk durchaus den Henter spielen? (Zischen.)

Stimmen: Wir stehen über dem Gesetz.

Die vorige Stimme: Und erniedrigt euch zu Hentersdiensten! (Zischen, Stampfen und Loben.)

Viele Stimmen: Nieder mit dem Reaktionsär!

Harm: Dat geit mi hier verdönnert mo j to.

Präsident: Es liegen also in betreff der von Herrn Schneider vorgetragene Angelegenheit nunmehr zwei Anträge vor. Der erste will eine Petition an die National-Versammlung, der andere dagegen eine sofort an Windischgräß zu vollstreckende Exekution. Hat jemand in dieser Angelegenheit noch sonst einen Antrag zu stellen oder eine Bemerkung zu machen? (Niemand meldet sich.) Ich werde also den letzteren Antrag als den am weitesten gehenden zuerst zur Abstimmung bringen und betrachte bei seiner Annahme zugleich den ersteren als erledigt.

Ist die Versammlung, so frage ich jetzt, damit einverstanden, daß der Mörder Windischgräß sofort durch den Strang vom Leben zum Tod gebracht werde? (Vielstimmiges Ja!) Der Antrag ist angenommen. In Betracht jedoch, daß der soeben gefaßte Beschluß verschiedener Hindernisse wegen nicht sofort zur Ausführung gebracht werden kann, wird selbiger bis auf weiteres einfach zu Protokoll genommen werden. Dadurch, daß wir den Umweg des ohnehin fruchtlosen Petitionirens verschmähten und auf unverweilte Urteilsvollstreckung drangen, haben wir unsere Tatkraft und die Entschiedenheit unserer Gesinnung bewiesen. Wir dürfen stolz darauf sein. Kann auch der zu Protokoll zu nehmende Beschluß augenblicklich nicht zur Ausführung gebracht werden, so wird seine Bekanntwerdung doch eine außerordentlich moralische Wirkung hervorbringen. (Bravo!)

Harm (zu einem Bürger): Ich hebb so wat van Uphangeree verstaht; geit dat hier gliest vöör sück?

Bürger: Es hat noch Zeit.

Harm: War hollt de Kärl, de Wind — Wind — Wildprett — —

Bürger: Windischgräß.

Harm: Windziggräß — mienentwegen. War hollt de Kärl sück up?

Bürger: In Wien.

Harm: In Wien? Gottsbly! Dats noch woll wider, as Bremen? Man wat is dat denn egentlik vöör n Kärl? — ick hebb verstaht, t weer n Schlachter.

Bürger: Er ist Fürst und Feldmarschall.

Harm: Fürst un Feldmarschall, as de olle Blücher? Dat weer de Döner! — In Wien — Fürst un Feldmarschall — uphagen — — nä, dar steit mien Verstand still bi. Dat sünd hier je wambannige Fürfräters.

(Zwei Beamte, deren lange Körper bis zur Unkenntlichkeit durch große Mäntel verhüllt sind, unterhalten sich leise miteinander.)

Erster Beamter: Wie gefällt Dir die Kömödie?

Zweiter Beamter: Eine göttliche Unterhaltung! Wenigstens lernt man das souveräne Volk hier kennen.

Erster Beamter: Zu beschließen, daß der Fürst Windischgrätz zu hängen sei — es ist zum Totlachen.

Zweiter Beamter: Was willst Du? Man kann von solchem Volke nichts Besseres erwarten. Diese Menschen sind ohne Bildung, haben nicht studirt, keine Karriere gemacht, keine Routine sich erworben, keinen Umgang mit Standespersonen gehabt, kennen die Welt nicht. Was wissen sie von der Politik? Sie werfen dann und wann einen Blick in die Zeitung und lassen von Schreibern sich etwas vordeklamiren — das ist alles!

Erster Beamter: Und dies dumme Volk will in Regierungs-Angelegenheiten sich mischen? Von solchen Ignoranten soll man sich turbiren, ausschimpfen, sich die Fenster einwerfen lassen? Wahrhaftig, man sollte das ganze Lumpenpad — — —

Ein Bürger (der dem Gespräche zugehört): Mit Kartätschen in den Grund schießen lassen, nicht wahr? Ich meinte sonst, daß man von gebildeten Personen etwas mehr Nachsicht erwarten dürfe. Verlangen Sie doch nicht, daß ein Kind, dem man zum ersten Male das Gängelband abgenommen, schon gleich Tanzschritte machen solle. Das Volk ist so lange gegängelt worden, daß es kein Wunder ist, wenn es jetzt, da es zum ersten Male frei sich bewegen darf, stolpert und Fehltritte macht. Es wird mit der Zeit schon besser gehen.

Erster Beamter: Sie werden mir doch erlauben, den in betreff des Fürsten Windischgrätz hier gefassten Beschluß lächerlich und abgeschmackt zu finden?

Bürger: Es ist zu beklagen, daß mit dem tragischen Schicksal eines Robert Blum von ungeschickten Händen so lange herumgewaschen wird, bis die Trauer in Gleichgültigkeit, die Bewunderung in Verachtung, die Erhabenheit in Lächerlich-

keit sich verkehrt. Ich lasse mich indes nicht irre machen und werde Robert Blum immer verehren, seinen Tod tief betauern und den Fürsten Windischgrätz wegen seiner despotischen Strenge verdammen. Geht das Volk in seiner Entrüstung, seiner Rücksichtslosigkeit zu weit — wohlan, man suche es zur Vernunft zurückzubringen, anstatt ihm mit verächtlichem Achselzucken den Rücken zu kehren und wohl gar mit Kartätschen zu drohen. Es ist eine Nichtswürdigkeit, zu behaupten, unser Volk sei für die Freiheit nicht reif; zugeben will ich jedoch, daß es politisch noch sehr ungebildet sei und das kann wohl nicht anders sein. Zu welchen Unbesonnenheiten, zu welchen Exzessen es in seiner Rohheit sich auch verleiten läßt — wir müssen Geduld mit ihm haben. Sie, meine Herren, verlangen natürlich, das Volk sei von jeder Teilnahme an den Interessen des Staates auszuschließen, bis es die erforderliche Bildung erlangt habe. Das heißt aber verlangen, man solle nicht eher ins Wasser gehen, bis man schwimmen könne.

Erster Beamter: Es gab noch nie eine Vogelscheuche, der man durch geschickte Drapirung nicht das Ansehen einer honnetten Person geben konnte. Sie machen schöne Worte, mein Herr.

Zweiter Beamter: Ohne Zweifel, geehrter Volksmann, sind Sie nicht abgeneigt, für die nächste Ständeversammlung als Abgeordneter sich vorzuschlagen zu lassen.

Bürger (etwas laut): Ohne Zweifel, geschätzter Regierungsmann, bekleiden Sie das Amt eines Spions. Nicht wahr, meine Herren, Sie haben sich anheißig gemacht, der Oberbehörde einen getreuen Bericht über die hier gepflogenen Verhandlungen abzustatten?

Zweiter Beamter: Ist die Sitzung etwa eine geheime?

Verschiedene Stimmen: Was gibt's da? Wer spricht da? Was wollen diese Mäntel hier?

Anderer Stimmen: Spione! Verräter! Reaktionäre! Bürokraten! Hinaus mit ihnen!

Harm: Gott's Blix! sullen de Bölkers t up mi versehn hebben? Dat word mi hier wat benaut.

Zweiter Beamter: Nein, das wird doch zu arg! Ist hier nicht einmal freie Meinungsäußerung gestattet?

Bürger: Sie haben gar keine Meinung!

Stimmen: Freiheit und Gleichheit! Nieder mit den Blauröcken! Zum Teufel mit den Bürokraten! Schlagt sie tot, die Volksverräter!

Das Rufen, Drängen und Loben wird immer stärker. Unter dem Rufe: „Hinaus mit ihnen, hinaus!“ werden die beiden Beamten, mit den Spuren einiger Fußtritte auf dem Spiegel versehen, aus der Tür gebrängt. Der Tumult dauert fort.

Präsident (klingelt sehr lange): Ruhe! Ruhe! Ich bitte um Ruhe, meine Herren! Wenn Sie Spektakel machen wollen, so werde ich genötigt sein, die Sitzung aufzuheben. (Die Ruhe kehrt allmählich zurück.) Herr Eisenfresser — — —

Harm: Als I fragen mag, Herr Präsidium, — wu heet de Mann?

Präsident: Eisenfresser.

Harm: So, so; denn dank id Gott, dat id anners heet.

Präsident: Herr Eisenfresser wünscht einen kleinen Vortrag zu halten. Ich bitte um geneigte Aufmerksamkeit für ihn.

Herr Eisenfresser: Was haben wir soeben aus dem Munde unseres hochverehrten Herrn Präsidenten vernommen? Ruhe! Ruhe! das war sein Wort. Ja, meine Herren, Ruhe! Ruhe! das ist auch mein Wahlspruch. (Gelächter.) Soeben haben wir noch ein Beispiel davon gehabt, wohin die aufgeregten Leidenschaften uns führen. Meine Herren, was haben Sie mit all dem Toben und Lärmen ausgerichtet? Nichts haben Sie damit ausgerichtet. (Zischen und Gelächter.) Ruhe! Ruhe! meine Herren! Was hat alles Spektakelmachen und Revolutioniren uns geholfen? Nichts hat es uns geholfen! (Bravo!) Meine Herren, ich meine es anders. (Gelächter.) Ihr Lachen finde ich sehr lächerlich, meine Herren. Doch zur Sache. Was sind die Früchte der ewigen Unruhe? Handel und Gewerbe stocken, die Kapitalien verschwinden, Armut und Immoralität nehmen in erschreckender Weise überhand. Das meine Herren, sind unsere März=Errungenschaften. (Zischen.) Alle Bande sind gelockert, alle Achtung vor der Religion und vor dem Gesetze ist verschwunden, überall herrscht Zügellosigkeit, Roheit, Brutalität, kurz, die furchtbarste Anarchie, die entsetzlichste Pöbelherrschaft. (Zischen und Lärm.) Ruhe, meine Herren! Ja, Ruhe tut uns vor allem not. Es war ein großes Unglück, daß das Volk auf den Einfall geriet, sich um die Politik zu kümmern. Meine Herren, was geht uns die Politik an? Wir müssen der Regierung vertrauen. Se. Majestät, unser allverehrter König und seine getreuen Beamten werden schon alles aufs Beste besorgen. (Genug! genug!) Mich dünkt, wir haben schon zu reichlich geputscht, gekrawallt, gespektakelt, geredet und geschrieben. Wir sollten endlich zur Ruhe und Ordnung zurückkehren. (Schluß.) Jeder kehre zu seiner gewohnten Beschäftigung zurück, erziehe seine Kinder zu guten und frommen Menschen, strebe nach häuslicher und himmlischer Glückseligkeit und kümmere sich nicht um die Politik. (Schluß! Schluß!) Was nützt es, daß wir ferner uns hier versammeln, die Bürger von der Arbeit abhalten und

durch aufreizende Reden ihre Leidenschaften in Aufruhr bringen? (Unruhe.) Meine Herren, ich trage darauf an, daß die Bürgerversammlung für immer aufgehoben werde. (Zumult. Stimmen: Warum bleiben Sie nicht zu Hause?) Ruhe und Ordnung, meine Herren! Die Freiheit führt zu großem Unheil. (Stimmen: Herunter von der Tribüne!) Bedenken Sie doch, meine Herren, in welchen glücklichen Zuständen wir vor der Revolution uns befanden. Überall Ruhe und Frieden, glückliches Familienleben, Achtung vor dem Gesetz, Arbeit und Verdienst, reger Handel und Wandel. Kehren wir zurück — (Stampfen und Toben.) Ich flehe Sie an, meine Herren, lassen Sie die Politik und die Freiheit fahren, machen Sie das Vaterland nicht unglücklich, lieben Sie Gott und vertrauen Sie dem Könige! (Steigender Lärm.) Ich bitte Sie, meine Herren (Die Stimme des Redners wird von dem Lärm verschlungen.)

Präsident (klingelt): Ein Wort nur, meine Herren! (Blöbliche Stille.) Herr Eisenfresser hat gewiß wider seinen Willen durch seine Rede die Versammlung und sich selber so stark aufgeregt, daß es ihm gewiß sehr angenehm sein wird, wenn wir ihm vorläufig diejenige Ruhe verstaten, die ihm über alles geht. (Lachen und Beifall.) Was seinen Antrag, die Bürgerversammlung aufzuheben, betrifft, so wird den mit diesem Antrage einverstandenen Bürgern anheimgegeben, die Versammlungen nicht weiter zu frequentiren. Sollten wir demnach auf das Vergnügen, Herrn Eisenfresser hier wieder zu begrüßen, verzichten müssen, so wird dies ohne Zweifel viel zur Beruhigung der Gemüter beitragen. (Seiterkeit.) Ich habe der Versammlung anzukündigen, daß Herr Bölker in einer städtischen Angelegenheit das Wort verlangt hat. Herr Bölker, Sie können anfangen.

Herr Bölker: Sie alle, meine Herren, kennen den Brunnen auf unserm Marktplatze. Er hat manchen Sturm erlebt und ist endlich so alt und hinfällig geworden, daß er nur mit großer Mühe sich ohne Krücken noch aufrecht erhält. Durch kleine Reparaturen kann ihm nicht mehr geholfen werden. Er droht dem Einsturz und es ist daher notwendig, daß er fortgeschafft und durch einen neuen ersetzt werde. Dies hat

Harm: Herr Präsidium, wenn t angahn kunn, denn harr ic oof woll även wat vörtostellen.

Präsident: Sie da mit den plattdeutschen Einfällen haben sich schon öfters Unterbrechungen erlaubt. Wer sind Sie? Wie ist Ihr Name?

Harm: Si sünd noch all recht neesgierig, Herr Präsidium. Mi dünkt, Si kennen mi woll. Ich bin bekant in d ganze Welt un up t Eiland. t givt in ganz Dostfreesland man een Düvel, de so heet as ich. Ich bin Dur un n Schelm van Natur, ich bin Gretje hör Harm, Herr Präsidium, ich bin Harm Düllwuttel, as So bleevt.

Allgemeiner Jubel. Man ruft: Harm Düllwuttel! Harm Düllwuttel! Hurra für Harm Düllwuttel! Harm Düllwuttel soll leben, hoch!

Präsident: Harm Düllwuttel hat das Wort.

Harm (krazt sich verlegen unter der Mütze): Ich hebb dar även so n groten Ehr hatt — ich bin der ganz un dall van in Kunsternazie kamen. Mien leeve Herr Präsidium, ich weet, hahl mi d Dönnner, nich mehr, wat t egentlik seggen wull.

Präsident: Fahren Sie fort, Herr Völker.

Herr Völker: Der Magistrat sowohl, als die Bürger haben auch längst eingesehen, daß die Beseitigung des alten und Herstellung eines neuen Brunnens unvermeidlich geworden ist. In Rücksicht jedoch auf die in der Stadt immer weiter um sich greifende Armut, in Rücksicht auf die bedrängten Zeiten und in Rücksicht auf die ohnehin schon aufgeregten und durch eine Vermehrung der städtischen Ausgaben gewiß noch stärker aufgeregten Gemüter hat der Magistrat sich nicht entschließen können und dürfen, den Neubau des Brunnens zu veranlassen. Setzt darf aber nicht länger damit gezögert werden. Die Erhaltung des Brunnens ist eine Lebensfrage für die Stadt. Meine Herren, Sie werden nicht zugeben, daß der Brunnen vor Ihren Augen zusammenstürzt und als ein wüster Trümmerhaufen unsern Marktplatz schändet. Ich bin überzeugt

Harm: Dar fällt mi jüst wär in d Sinn, Herr Präsidium, wat ich även to seggen harr. Wenn t gelegen kamen kunn, denn wull t nu woll löhtrummeln.

Präsident: Ich gestatte Ihnen das Wort unter der Bedingung, daß Sie 's kurz machen, wenn Sie nichts zur Sache Gehöriges vorzubringen haben.

Harm: Ich hebb van Avend woll hört, dat elk un een sien Ungemack so to seggen hier utpingeln lett. Wenn t nu velicht wäsen wull, dat hier väbr allerhand Blick-Blackereien Kat to hebben weer, wenn t man luitbar word, denn wull ich oof woll de Dinger to Puppelkaazje bringen, de mi nich anstahn un de ich gern anners hebben mugg. Ich kann mi so recht nich utdrücken — man dar is unner annern dat blixemse Frolüvolk, dar müssen wat strenger Orders aver wäsen, dat weer n verdammt goden Saak, dünkt mi. (Seiterteit.) Dar

ſ nix bi to lachen — denkt man, will ic mi wat lüſtig maken, will ic n Markt of n Schieſſcheten of ſ avends n Wärtshuus beſöken, denn is de Düvel löſ. Denn krieg ic ſo völ Inwendſels un Predigten to hören, ſo vüel Stäkröven, ſo völ Stifelſtargen, ſo vüel Schellfiſt to pröven, dat ic mi vüelkam as n armen Süner, de d Strick um d Hals leggt word. Un kam ic ſ avends na Huus un hebb n lüttjen Sträk — man n lüttjen — denn kumm t noch ganz anners. n Geficht as n Johr Buſt un n Gebrumm un Geſchell un Gejooſt un Geſjanter — ic will der man ſtill van wäſen. Dat dürt ſo lank, bett ic in d veer Dimt krup, un denn givt t oof noch mehr Verdreet as Pläſeer. (Schallendes Gelächter.)

Präſident: Sind Sie zu Ende?

Harm: Dat weer een Schleef vull, nu hebb t noch een uptoſcheppen. Ic wull hebben, der ſullen oof ſtrenger Orders aver de Jädden wäſen, de verdammte Bedregers. Dar hett mi annerleſten ſo ne bekräden Dönnerschlag n olt Pärđ vüer n junf verköſſt. De Kärl kunn ſo verdammt ehrlk proten, dat uns Herrgott ſüloſt ſüek gewiß harr van hüm bedregen laten. Ic wull nu hebben, der muſſen ſüek Geſezblad' utgäven worden, dat ſowat nich wär vörſallen kunn. Mehr hebb t nich to ſeggen, Herr Präſidium, dat is d Peſtor ſien Gört all!

Präſident: In betreff ſeines erſten Antrages kann ich dem geehrten Redner nur den guten Rat erteilen, die Hilfe ſeiner Nachbarn in Anſpruch zu nehmen, wenn er allein mit ſeiner Frau nicht fertig werden kann. Was hingegen ſeinen zweiten Antrag betrifft, ſo muß ich ihm bedenklich machen, daß ſelbiger völlig im Widerſpruche ſteht mit dem Geiſte unſerer Zeit. Nachdem die Emanzipation der Juden, d. h. die Gleichſtellung der Juden mit den Chriſten — —

Harm: Wat is dat? n Chriſt ſall nicks häter weſen, as n Jädd? Jädden un Chriſten däörnanner as Bücks un Wamms? Nu ſla Gott den Düvel dod!

Präſident: Nachdem, ſag ich, die Emanzipation der Juden ausgesprochen worden, kann von ſtrengeren Geſezen in betreff der Juden ganz und gar nicht mehr die Rede ſein. Will der geſchäzte Redner ſich fernerhin nicht betrügen laſſen, ſo iſt ihm zu empfehlen, daß er entweder in keinen Handel ſich wieder einlaſſe oder bei vorkommender Gelegenheit ſeine Augen weit genug offen halte.

Harm: Sawoll, jawoll — nu ſün t nett ſo kloof, as t tovüören weer. Help di ſülvſt, denn helpt di d Börgerverammlung.

Präsident: Herr Völker, wollen Sie Ihren Vortrag jetzt fortsetzen?

Herr Völker: Ich hege die feste Überzeugung, daß meine geehrten Mitbürger nicht allein meiner Behauptung, der alte Brunnen auf dem Marktplatz erheische eine sofortige vollständige Regeneration, unbedingt beipflichten, sondern auch gern bereit sein werden, die entstehenden Kosten gemeinschaftlich zu tragen. Wenn ich Ihnen zumuten wollte, meine Herren, die englische Staatsschuld zu übernehmen, so wäre das eine unverschämte Forderung. Die Herstellung eines neuen Brunnens kann aber doch alle Welt nicht kosten und die Übernahme dieser Last wird uns sicher die Hälfte nicht brechen. Ich mache daher den unmaßgeblichen Vorschlag, den Magistrat zu ersuchen, unverzüglich zur Erneuerung des Brunnens die nötigen Anstalten zu treffen, indem wir dem Gemeinwohl jedes notwendige Opfer darzubringen bereit wären.

Ein Bürger: Das ist doch einmal eine Sache von Erheblichkeit, eine Sache, für die ein vernünftiger Mensch sich interessieren kann.

(Bei Schluß der Rede entsteht eine außerordentliche Bewegung, ein lebhaftes Hin- und Wiederreden, Köpfe-Zusammenstecken, Gestikuliren und Protestiren.)

Präsident (klingelt): Ich bitte um einen Augenblick Gehör! Wer in der Brunnen-Angelegenheit seine Ansicht auszusprechen wünscht, wolle sich melden.

Zwanzig Stimmen: Ich bitte ums Wort! Ich bitte ums Wort!

Präsident: Einer nach dem andern, meine Herren! Herr Ratenspender hat das Wort.

Herr Ratenspender: Ich frage nichts nach dem alten Brunnen — das ist meine Ansicht! Wir wollen keine neuen Steuern und keinen neuen Brunnen, ein neuer Brunnen ist ein Unding und ein Mollör — das ist meine Ansicht! Wir zahlen schon Steuern genug und wollen uns nicht schinden lassen, wir sind rechtliche Leute — das ist meine Ansicht! Wir müssen auch zu leben haben und alles, was recht ist, aber ein neuer Brunnen ist eine harte Angelegenheit — das ist meine Ansicht! Wir wollen unsern alten Brunnen behalten, ich setze meinen Kopf darauf und es kümmert mich gar nicht; denn wir messen unser Geld nicht mit Scheffeln — das ist meine Ansicht! Ich will nichts mit Kosten und Steuern zu schaffen haben — das ist meine Ansicht! (Wohlgesehen.)

Präsident: Herr Ratenspender hat uns seine Ansicht kund getan. Herr Kühn!

Herr Kühn (ein reicher, sehr fetter Kaufmann): Meine Herren! Wir sind die unglücklichsten Menschen. (Lauter!) Wir sind die unglücklichsten Menschen, meine Herren! (Lauter! Herr Kühn steigt auf eine Bank.) Ich sage, meine Herren, wir sind die unglücklichsten Menschen! Wir zahlen bereits unerträgliche Steuern, die Stadt ist mit schweren Schulden belastet und die Armut nimmt mehr und mehr überhand. Meine Herren, was soll das werden? Wir werden bald völlig ruiniert sein, wenn uns nicht geholfen wird. Wir müssen Hilfe haben, meine Herren, Hilfe und Unterstützung. Ja, meine Herren, wir müssen Hilfe haben, meine Herren. Wir werden bald ruiniert sein und wir sind die unglücklichsten Menschen. Meine Herren, wir müssen Hilfe haben. (Vorwärts! Rascher! Zur Sache!) Es ist klar, meine Herren, daß wir uns selber nicht helfen können, sondern fremde Hilfe in Anspruch nehmen müssen. Ich schlage daher vor, meine Herren, die Regierung untertänigst zu bitten, daß die Kosten des Neubaus entweder gänzlich oder doch zum größten Teil aus Staatsmitteln bestritten werden möchten. Ich will nicht sagen, meine Herren, daß der Staat durchaus verpflichtet sei, die Kosten zu übernehmen, aber jedenfalls, meine Herren, ist es über allen Zweifel erhaben, daß der Staat wesentlich bei der Sache interessiert ist. Bei entstehenden Feuersbrünsten wird das Wasser des Brunnens zum Löschen benutzt; sollte nun unglücklicherweise unsere Stadt in Brand geraten, während der Brunnen in unbrauchbarem Stande sich befände, so könnte leicht die ganze Stadt ein Raub der Flammen werden, geschieht dies aber, so werden die Bürger arm wie die Kirchenmäuse, und werden die Bürger arm wie die Kirchenmäuse, so können sie keine Steuern mehr zahlen. (Sehr richtig!) Darum, meine Herren, halte ich dafür, daß der Staat uns beistehen muß. Der Brunnen muß neu hergestellt werden, meine Herren, daran ist kein Zweifel; aber wir armen Bürger, meine Herren, können die Kosten nicht tragen. Daran ist auch kein Zweifel. Wir sind ohnehin schon schwer genug belastet und unglückliche Menschen, meine Herren. Hilfe müssen wir haben, meine Herren, und niemand als der Staat kann diese Hilfe uns leisten. Wir sind dem Ruin nahe, meine Herren, und wenn uns nicht bald geholfen wird, so sind wir die unglücklichsten Menschen, meine Herren . . . (Genug! Genug!)

Harm: De Munsje Dickpans kunn so n lumpigen Bütt woll ut sien egen Last betalen. Dat is mien Gequätel!

Präsident: Herr Kühn hat unsere Hilfslosigkeit uns eindringlich genug vor Augen geführt. Wollen Sie sprechen, Herr Sempel?

Herr Sempel: In Betracht, daß wenn man in Erwägung zieht, das alles dasjenige, was, um es kurz zu sagen, insofern keinem Zweifel unterliegt, als nach menschlichen Berechnungen, die manchmal — die manchmal . . . daß alsdann, sag ich, keinerlei Bedingungen vorherrschen, die nicht ohne Umschweife, indem es keineswegs ausgemacht ist, daß nicht unter gewissen Umständen — unter gewissen Umständen, die mittlerweile — ohne Umschweife — indem solchergestalt — indem . . . nicht ohne Umschweife dahin zielen — dahin zu beanstanden sind, wohin — — — zu beanstanden sind dahin, wohin — — —

Präsident: Da es Herrn Sempel nicht gelingen will, uns seine Ansicht zu entwickeln, so wird Herr Kosemich gebeten, das Wort zu ergreifen.

Herr Kosemich (heftig): Was? Was? Noch mehr Steuern? Noch mehr Kosten? Was ist das? Zahlen wir noch keine Steuern genug? Was? Und es soll besser werden? Ist das besser werden? Was? Sollen wir uns das Fell über die Ohren ziehen lassen? Ist das erhört? Noch mehr Steuern? Noch mehr Lasten? Seid ihr verrückt? Was ist das? Opfer? Sollen wir denn völlig ausgezogen werden? Wie? Und warum das? Ein neuer Brunnen? Hat das solche Eile? Noch mehr Lasten? Sind wir Narren? Wie? Was? Warum denn? Weshalb? Wieso? Woher? Wohin? Wann? Wieso denn das? Was? —

Präsident: Nicht minder schwierig, als alle Fragen des Herrn Kosemich gründlich zu beantworten, scheint mirs zu sein, daß die Herren in vorliegender Sache über einen bestimmten Antrag sich verständigen. Ich möchte daher den Vorschlag machen, vorläufig alles beim alten und den Brunnen stehen zu lassen, wie und wo er steht. (Bravo! Es bleibt beim alten!) Die Sache ist also als erledigt zu betrachten. — Herr Schlächter hat uns eine Rede versprochen. Wollen Sie nur anfangen, Herr Schlächter?

Herr Schlächter: Meine Herren! Ich bin keineswegs der Ansicht, daß es am besten sei, wenn wir um Staats-Angelegenheiten uns gar nicht bekümmerten und die Hände in den Schoß legten. Die Freiheit ist erwacht, wir müssen ihr dienen. Jeder Staatsbürger hat das Recht und die Pflicht, das Wohl des Staates als sein eigenes zu betrachten und diesem gemäß zu handeln. Ich halte das Volk aber

nicht für befugt und befähigt, sich selber, ohne Vertretung, zu regieren und das Ruder des Staates nach Laune und Willkür persönlich zu lenken. Das Prinzip des Fortschritts in jeder Beziehung anerkennend, werde ich auch hinsichtlich der Politik dem gemäßigten, vernünftigen Fortschritt niemals entgegentreten. Dagegen kann ich mich durchaus nicht mit der Ansicht befreunden, daß ein hastiges Überstürzen, ein Rennen und Sagen nach dem Ziel für den Staat von segensreichen Folgen sei. Ich werde Front machen gegen die Reaktion sowohl, als gegen die revolutionär-demokratisch-republikanischen Bestrebungen und Aufreizungen. Ich bin ein Feind der Anarchie, wo ich sie finde, ob in den höhern oder niedern Regionen. Die Wühlerei von oben ist mir ebenso zuwider, wie die Wühlerei von unten und ich kann so wenig mit dem Despotismus der höchsten Machthaber mich befreunden, als mit dem Despotismus des rasenden Pöbels. „Freiheit und Ordnung“ lautet meine Devise. Ohne zugeben zu wollen, daß ich ein Freund der stagnirenden Ruhe, des Prinzips der Stabilität sei, muß ich mich doch entschieden dagegen verwahren, die Permanenz der Revolution, eine fortbauende, jede geregelte Tätigkeit unmöglich machende, die Leidenschaft erziehende Aufregung für empfehlenswert zu halten. Unbeirrt von den Intrigen der Reaktion, wie von den Drohungen der Umsturz-Partei, zweifle ich nicht, daß die wahre Freiheit endlich den Sieg erringen werde. Mäßigung, Tugend, Religiosität, vernünftiges Fortschreiten, ein geordnetes Staatsleben, reger Wettstreit in allen Zweigen . . .

Harm (zu einem Bauer, der eben erst eingetreten ist): Süh ins, süh ins! Hett Di de Düvel hier oof herföhrt?

Der Bauer: Ja Du, ick wull mi de Prostemahtied oof ins bekifen. Man segg mi ins, Harm, watt hett dat för n Bedübung dar mit de Pingelklock, de de Kärl dar bi süc stahn hett.

Harm: Dat will t Di seggen, mien Jung'. Dar word mit pingelt, wenn t so n bietje remorig word, un dat heet denn so vääöl as: „Jungens, holt de Snut.“ Dat Dings hett mi all n wambannig Bläseer maakt. Paß up Du, ick will der gelief även manken rären, denn fällt Du Bußen marken.

Herr Schlächter (hat unterdes weiter gesprochen:.) Vor allem Tugend und Mäßigung.

Harm (laut): Gotts Donner un Kalenner! Kädn wi de Wandwurm sien Stärk noch nich boll to sehn kriegen? Proter, Si proten mi to laanf.

Präsident (klingelt): Herr Schlächter hat das Wort und nicht der Kalendermann da unten. Ich muß mir jede Störung verbitten.

Harm (zu dem Bauer): Nu, wat hebb f Di seggt?

Bauer: De Pingelee hett mi beter gefallen, as de Kärl, de dar up Trijater steit, sien Cirumlarum.

Herr Schlächter: Was hilft uns alle Entschiedenheit und alles rücksichtslose Handeln, wenn rohe Ausbrüche des Fanatismus, Unordnung und Unmoralität davon die heillosen Folgen sind? Was helfen uns die schönsten Ideale, wenn sie unerreichbar über den Sternen schweben? Wir sollten nur das Mögliche zu erstreben suchen und dabei mit Vernunft und Mäßigung zu Werke gehen. Ist durch die Revolution der Rechtsboden unterwühlt und zerrissen worden, so ist es unsere erste Pflicht, diesen Boden wieder herzustellen und fernerhin keinen Finger breit davon abzuweichen. Wenn wir ernstlich zeigen, daß es uns nicht um die Befriedigung ehrgeiziger Gelüste, nicht um eine Herrschaft der Willkür, sondern vielmehr um Recht und Gesetz, um die wahre, vernünftige Freiheit zu tun ist, und wir unbeirrt um Geschrei und Lockungen links und rechts darauf hinarbeiten, die Ordnung herzustellen, die Gemüter zu beruhigen und dem Gesetze Achtung zu verschaffen, so werden die Regierungen, die mißtrauisch sich von uns abgewandt haben, sich mit Aufmerksamkeit und Vertrauen unsern Bestrebungen wieder zuzehren. (Unruhe.) Dann dürfen auch wir wieder Zutrauen zu den Regierungen fassen, und Eintracht, Friede und Freiheit werden herrschen, wo der Zwietracht Flammen gelodert. Wie schön ist es nicht, wenn Fürsten und Völker Hand in Hand (Die Versammlung hat, um der Langeweile zu entfliehen, zu Privatgesprächen ihre Zuflucht genommen. Der Präsident gibt sich viele Mühe, seine Augen offen zu halten. Der Schluß der Rede versinkt in die Wogen des immer stärker anschwellenden Gemurmels, nur einige Trümmer erhalten sich über Wasser.) Die Segnungen des Friedens vertrauend und mit Zuberficht denn die goldne Mittelstraße gesetzmäßige Reform unbeirrt nie wankende Gesinnung stets nur das wahre Wohl des Vaterlandes Morgenrot der Freiheit erblicken Kaisers von Deutschland Einheit und Stärke dem Hause Hohenzollern die hehre Aufgabe je mehr und mehr auf dem Wege der Verständigung Rechnung tragen mit ernstem Eifer

Präsident: Meine Herren! Wollen Sie Ihre Privatunterhaltung nicht einen Augenblick ruhen lassen? Da Herr

Schlächter die Tribüne verlassen hat, so ist anzunehmen, daß er mit seiner Rede zu Ende gekommen ist. Sollte Ihre Geduld nicht bereits erschöpft sein, meine Herren, so möchte ich Sie bitten, Herrn Lämmlein noch ein geneigtes Gehör zu schenken. Seine Rede soll jedenfalls den Beschluß machen. Wollen Sie Herrn Lämmlein hören?

Stimmen: Ja! ja! Herr Lämmlein soll reden! Lämmlein hoch!

Harm: Ich wull man, dat de Willpalleree boll ut weer. Man mutt hier rein verdörsten.

Ein Bürger: Es rinnt doch Wasser genug von der Tribüne, dünkt mich. Aus einem Volk von Schreibern sind wir ein Volk von Rednern geworden. Diesen Fortschritt haben wir gemacht. Das Vaterland in Gefahr? Wir schicken ein Heer von Rednern an die Grenze und Deutschland ist gerettet.

Präsident: Bitte, Herr Lämmlein, beglücken Sie uns mit Ihrer Rede. Ruhe!

Herr Lämmlein: Ihr Narren allesamt! (Oho!) Eine bloße Redewendung, meine Herren. Stelle ich mir die Personen, die ich anrede, als Narren vor und darf sie demgemäß betiteln, so gehen mir die Worte weit geläufiger von der Zunge. Die Narren, die ich anrede, und also nicht Sie, meine Herren, sondern bloße Produkte meiner Vorstellungskraft, harmlose Kinder meiner Laune. Ich denke sie mir in der Luft über den Köpfen der versammelten Bürger schwebend und betrachte daher Sie, meine Herren, als unter den Narren stehend, was für Sie eine große Ehre sein muß, wenn Sie gütigst bedenken wollen, daß man desto mehr Narren antrifft, je weiter man in die Höhe steigt. Doch es wird Zeit, daß ich anfangе.

Ihr Narren allesamt! Wahrlich, ich begreife kaum, daß Ihr so häufig Euch versammelt, die Zeitungen leset, Flugschriften fabrizirt, Petitionen und Adressen unterschreibt und Reden haltet, die noch schöner sind, als meine. Ich will Euch eine Doppelfrage vorlegen: Wollt Ihr frei sein — oder wollt Ihr nicht frei sein? O, antwortet Ihr eifrig, allerdings wollen wir frei sein. Nun, eben dann begreife ich Euer Tun und Treiben nicht. Ganz gewiß, frei wollt Ihr sein, aber Ihr wollt es auf gleiche Weise, wie der Knabe mit Vergnügen die Buchstaben lernen will, wenn sie von Zucker sind, daß er sie essen kann. Ihr wollt frei sein, aber Ihr wollt auch gut Freund bleiben mit den Fürsten und hübsch beisammen halten, was Ihr habt.

Ihr wollt die Freiheit wohlfeil, ohne Blutvergießen, ohne Tumult, ohne viel Mühe, Unruhe und Kosten. Es wäre

schön, wenn sich die Freiheit so billig erlangen ließe, aber ich sage Euch, auf diese Art bekommt Ihr sie nicht, und mit Euren Petitionen, Adressen und Reden fangt Ihr sie auch nicht. Und habt Ihr sie endlich — glaubt Ihr, daß Ihr dann im Paradiese seid, die Steuern sparen und auf der Bärenhaut träumen könnt? Dann noch immer nicht. Die Freiheit festzuhalten, ist fast nicht minder mühsam, als sie zu erobern. Doch beim „Hab ich“ sind wir noch nicht angelangt, es handelt sich vorerst noch um das „Hätt ich“! Ihr Narren! Glaubt Ihr denn, die Freiheit sei Euch gesichert, nachdem Ihr die hohen Herrschaften ein wenig angst gemacht und ihnen mit genauer Not einige Zusagen abgepreßt habt? Derweil Ihr die Freiheit gesichert glaubtet, jubeltet und Reden hieltet, beeilten sich die Fürsten, ihre Macht zu sichern, was ihnen weit besser gelang, als Euch die Behauptung der Freiheit. Glaubt Ihr denn, es sei den Fürsten jemals ernst gewesen mit Ihren Versprechungen, es sei ihnen jemals darum zu tun gewesen, die Freiheit und das Glück des Volkes zu gründen? Die Fürsten und die Diplomaten handeln niemals ehrlich und am allerwenigsten zugunsten des Volkes. Sie wollen immer nur sich selber und ihre Macht — all ihr Tun und Reden, was hierauf nicht abzielt, ist Schein. Die Freiheit und die deutschen Fürsten können niemals zusammen bestehen, sondern nur das eine ohne das andere, die Freiheit nur ohne die Fürsten. Aber die Konstitution? fragt Ihr. O gewiß, die Konstitution ist ein hübsches Spielzeug, eine ABC-Schule der Politik, aber weiter auch nichts. Wollt Ihr wirklich frei sein? Wohl an, so vertreibt Eure Fürsten! (Bravo!) Denen, die Euch systematisch der Freiheit beraubten bis auf den letzten Hauch und denen Ihr mühsam ein Stückchen der Freiheit nach dem andern aus den Händen wandet, diesen Menschen die Leitung der Regierung zu überlassen, das heißt den Bock zum Gärtner, den Wolf zum Schafhirten zu bestellen. Vergleiche ich die Freiheit (oder die Macht, über sie zu disponiren) mit einem Purpurmantel, so sind die Fürsten dessen Träger. Ihr greift nach diesem Mantel, der dem Volke von rechtswegen gehört und dessen Alleinbesitz die Fürsten sich nur anmaßen, und da Ihr den Mantel kaum erfaßt, glaubtet Ihr seiner schon völlig Herr zu sein. Aber der Mantel hatte einen Haken, ward überdies von einem scharfen Degen zusammengehalten und hing dem Fürsten noch immer auf den Schultern. Allmählich, weil Eure Arme erschlafften, rissen die Fürsten ihren Mantel wieder völlig an sich, nur an einem Zipfel hieltet Ihr ihn fest, der Zipfel riß vom Mantel ab, mit diesem Zipfel ginget Ihr

nach Hause und Ihr jubeltet: Wir haben die Freiheit! Aber Ihr hattet nur einen Zipfel davon. Wollt Ihr den ganzen Purpurmantel, so müßt Ihr die Fürsten beseitigen. (Lauter Beifall.) Auf welche Weise aber? Auf ganz einfache Weise, Ihr Narren! Macht die Fürsten zu Privat-Personen und setzt ihnen meinetwegen ein mäßiges Jahresgehalt aus, wenn sie in Gefahr kommen sollten, zu verhungern. Die Fürsten zur Abdankung zu zwingen, dazu ist das Volk mächtig genug, wenn es seiner Macht sich nur bewußt werden und Gebrauch davon machen will. Aber ach! der deutsche Michel ist so gutmütig. Himmel! die großmächtigsten Majestäten, die so lange Jahre auf verguldeten Stühlen, die Krone auf dem Haupte, gefessen und die Deutschen so väterlich geknechtet, vor denen man so lange den ungeheuersten Respekt gehabt, die über Millionen (Menschen und Geldstücke) zu gebieten hatten und an den erstaunlichsten Luxus sich gewöhnten, — diese erhabenen Geschöpfe urplötzlich all der großen Herrlichkeiten zu berauben und sie Menschen werden zu lassen, wie andere gewöhnliche Menschen, nein, das wäre ja unmenschlich. Nun, Ihr sollt Recht haben, aber dann ruft auch nicht länger: Wir wollen frei sein! Und seid nur ruhig, es hülfte Euch doch nichts, wenn Ihr die Fürsten einfach vom Throne stiezet. Ihre Anhänger und die Neue würden sie bald wieder hinauf bringen. Wollt Ihr der Fürsten ledig sein, so deportirt sie, wie man einen Verbrecher deportirt! (Rauschender Beifall.) Aber dazu werdet Ihr gutmütigen Narren Euch noch weniger entschließen können. Und beruhigt Euch nur, es würde Euch dies ebensowenig etwas helfen. Die Verbannten würden zurückkehren und den Thron wieder besteigen. Ist es Euch Ernst mit der Freiheit und wollt Ihr die Fürsten für also immer beseitigen: wohlan, so hängt sie, so guillotinirt sie! (Rasender Beifall.) Nichts anderes wird Euch übrig bleiben. Aber — man bedenke, daß ich immer bloß zu Narren rede — bei diesem Gedanken sträubt vor Entsetzen das Haar Euch zu Berge und Eure Entrüstung ist grenzenlos. Ihr wollt nicht bedenken, daß auf der Wagschale der Gerechtigkeit das geheiligte Haupt eines Fürsten nicht schwerer wiegt, als das unheilige Haupt eines Bettlers, den Ihr am Wege verhungern laßt. Ihr wollt nicht bedenken, daß die gekrönten Häupter, wenn es galt, ihren Willen durchzusetzen, nie auf Menschenleben Rücksicht nahmen, nie vor dem Senkeramt zurückbeugten. Ich brauche nicht nach Beispielen in der Vergangenheit zu suchen, nicht der Pariser Bluthochzeit zu erwähnen oder die Geschichte Spaniens Euch ins Gedächtnis zu rufen. — blickt nur auf Osterreich! Meint Ihr denn, daß der

Kaiser großes Bedenken dabei hatte, einen Messerhauser, einen Blum und viele andere erschießen und hängen zu lassen, weil sie den Mut der Überzeugung hatten? Meint Ihr denn, daß er nur mit dem größten Widerwillen sich entschloß, wider die Ungarn ins Feld zu ziehen und Tausende der Angegriffenen, Tausende der Angreifenden erschießen, ermorden, verstümmeln, verhungern, verbrennen und auf andere Weise umkommen und verderben zu lassen, nur damit er späterhin nach der oktroyirten Verfassung regiren könne? Aber gebt Euch nur zufrieden — die Fürsten mögen am Leben bleiben, denn es wäre auch umsonst, die Guillotine aufzupflanzen. Die deutschen Fürsten samt ihren Söhnen, Vettern und Vetters-Vettern sind zahllos, wie der Sand am Meere und niemals auszurotten. Das deutsche Fürstengeschlecht kann so wenig sterben, wie der ewige Jude. Und Ihr habt recht, wenn Ihr keine Lust habt, mit den Fürsten die Rollen zu tauschen, an ihrer Statt das Henterschwert in die Hand zu nehmen und so schlecht zu sein, wie sie. Ich lobe Eure Menschlichkeit. Aber, wollt Ihr so schonend verfahren, so muß ich Euch bitten, nicht länger zu behaupten, daß Ihr frei sein wollt. Wenn Ihr ernstlich die ganze Freiheit wollt, so dürft Ihr keine Rücksicht nehmen und keine Opfer scheuen, nicht zurückbeben vor der Guillotine, vor dem Bürgerkriege, vor einer Hungersnot, vor der Stockung allen Verkehrs, vor dem Ausschreiben unerschwinglicher Steuern, vor dem Schrecken der Revolution und ihren schrecklichen Folgen. Und habt Ihr sie endlich, die ganze Freiheit, so müßt Ihr noch immer gewappnet stehen Tag und Nacht, damit nicht die Reaktion Euch im Schlafe das Schwert sachte wieder aus den Hände winde. So lange das Geschlecht der Fürsten mit seinen Kreaturen wie ein Alp auf der Brust des deutschen Volkes ruht, ist die Freiheit ein schweres Stück Arbeit, schwerer als irgend eine Arbeit des Hercules.

Nein, ich übertreibe. Es bedarf nicht der Schrecken, um die Souveränität für das Volk zu erobern. Wollte nur derjenige Teil des Volkes, den man die ehrenwerten Bürger nennt, einig und fest sein und seinen Willen energisch kund thun, so möchte ich den sehen, der ihm widerstehen wollte. Aber freilich müßten die ehrenwerten Bürger ihre Geschäfte zuweilen ein wenig versäumen und die Anstandsregeln mitunter beiseite setzen; sie müßten sich schon entschließen, zur rechten Zeit sich zusammen zu scharen und eine drohende Haltung anzunehmen, ja, sie müßten sich sogar entschließen können, nöthigenfalls zu den Waffen zu greifen und sich ein gefährliches Ansehen zu geben. Gefahr wäre aber nicht dabei; denn keiner der ver-

tierten Söldlinge würde so frech sein, nur den Versuch zu wagen, die ehrenwerten Bürger über den Haufen zu rennen. Allein, das Revolutioniren ist den ehrenwerten Bürgern zu gemein und zu anstandswidrig, das überlassen sie dem Pöbel, der nichts zu verlieren hat. Und die Kastanien sind immerhin ziemlich heiß. Holt der Pöbel sie glücklich aus dem Feuer — nun wohl, so lassen die ehrenwerten Bürger sie sich vortrefflich schmecken, verbrennt er sich aber vergebens dabei die Hände — ei, wer wollte es den Bürgern, den ehrenwerten und anständigen, verdenken, wenn sie den Pöbel verleugnen und ihre Entrüstung über das rohe Spektakelmachen und unmenschliche und zwecklose Revoltiren nicht verbergen? Ihr Narren! Ihr seid weiser und klüger, als Salomo jemals gewesen.

Ja, wenn das Volk erst einig wäre! Aber die Einigkeit des Volkes wäre das Ende alles Streites, wäre die Verwirklichung des Ideals, und das Ideal soll und wird nie erreicht werden, denn die Erreichung des Ideals wäre das Ende aller Dinge. Darum tut, was Ihr wollt und schreit, wie Ihr wollt, Ihr erreicht doch niemals das Ziel, was Euch vorschwebt. Ich weiß kaum, warum ich diese Rede halte, denn sie bringt Euch auch dem Ziele nicht näher. Es ist alles umsonst, die Welt geht ihren Lauf. Doch ich will darum diese Zeit der Aufregung und des Streites nicht verdammen. Erzeugt sie doch einzelne weithinleuchtende Blitze, die unsere freudige Begeisterung erwecken, und graufige Schattensbilder, die zu gerechter Entrüstung uns hinreichenden Stoff bieten. Bewegung ist Leben, darum lebe die Bewegung!

Nein, das Ideal wird nie erreicht und diese harte Wahrheit ist wohl imstande, allem Enthusiasmus den Garaus zu machen. Aber ungern gibt man alle Hoffnung auf. Wer nicht mehr hofft, nicht mehr an die Zukunft glaubt, der lebt nicht mehr, der vegetirt. Ich bitte mich selber um Verzeihung, daß ich einen Augenblick mich und die Welt, wie sie ist, vergesse und in Euer Gebiet, Ihr Narren, mich verirre. Nicht, als ob ich glaubte, daß Ihr jemals einen neuen, vom Geist getauften, von der Idee verklärten Menschen erzöget, daß Ihr jemals aus Euch selbst heraus zur großen That der Freiheit Euch entschließen werdet, nein, ich bin nicht so albern; aber es könnte doch sein, daß ein stürmisches Geschick Euch einmal beim Schopf ergriffe und Euch hoch durch die Lüfte wirbelte; daß die gottesgnädigen Herren, vom Übermut gestachelt, Euch einmal so täppisch ins Gesicht schlügen, daß Euch endlich hell die Augen aufgingen und an der Flamme des Zorns die Flamme der Freiheit sich entzündete. Und sollte dann diese

Flamme nicht allein dazu dienen, allem Volke zu leuchten, sondern auch verheerend durch das Land flackern, daß die Verwirrung größer würde, als sie je gewesen; — wer weiß, ob dann ein gütiges Geschick uns nicht ein Heer von Feinden von außen her zuführte, ob dann ein großes Unglück nicht ein große Tat erweckte und unter Stürmen, die alles Volk zum Kampfe zusammenwehte, die Einheit geboren würde! (Donnernder Beifall. — Der Redner steigt von der Tribüne.) Nun sind die Narren zufrieden.

Ein Bürger: Ein gewaltige Rede!

Ein 2. Bürger: Scharf!

Ein 3. Bürger: Einschneidend!

Ein 4. Bürger: Red!

Ein 5. Bürger: Kühn!

Ein 6. Bürger: Wichtig!

Ein 7. Bürger: Satirisch!

Ein 8. Bürger: Kräftig!

Ein 9. Bürger: Kurz, ein Meisterstück!

Ein 10. Bürger: Herr Lämmlein scheint mir so etwas von einem politischen Jesuiten zu sein. Er sagt seine Meinung nicht allzu deutlich heraus, damit er unter keiner Regierung ganz unmöglich werden möchte. Seine Rede läßt sich auf verschiedene Weise deuten. Am meisten freilich scheint er zur Republik sich hinzuneigen, wahrscheinlich, weil er denkt, daß dieser die Zukunft gehört und weil er weiß, daß wohl nur die Republik ihn noch brauchbar finden werde. Ohne direkt zum Aufbruch aufzufordern, ist seine Rede schlau darauf berechnet, das Volk an die Geringschätzung gekrönter Häupter, an brutale Ausdrücke zu gewöhnen und so zu brutalen Handlungen, zur Schreckensherrschaft den Weg zu bahnen.

Ein 11. Bürger: Sehr liebevoll geurteilt und allerdings ganz nach der Regel. Man fragt nie mehr danach, wie eine Rede an und für sich beschaffen, ob sie gut oder schlecht, wahr oder falsch ist, sondern immer nur nach der geheimen schurkischen Absicht, die sie etwa diktirt haben könnte. Man nennt das „zwischen den Zeilen lesen“. Die Verdächtigung ist die vornehmste Waffe aller Parteien geworden. Jede Partei hält sich für den Inbegriff aller Vortrefflichkeit und jede andere für den Inbegriff der ungeheuersten Bosheit und Schlechtigkeit. Aus den gegenseitigen Verdächtigungen entsteht Erbitterung, die Erbitterung führt zum Kampfe, anfangs zum mündlichen und schriftlichen und dann zum tätlichen, bis endlich mit seinen furchtbaren Schrecken der Bürgerkrieg erschienen ist. Kaum ist der religiöse Fanatismus erstickt und

schon ist der politische wieder da. Die Menschen zerfleischen, vernichten sich gegenseitig, bloß weil die einen die Wahrheit von dieser und die andern sie von jener Seite betrachten — es ist entsetzlich! Wann werden der Menschheit endlich die Augen aufgehen über ihre furchtbare Verblendung?

Ein 12. Bürger: Die Religion und die Politik müssen erst beseitigt werden, weil beide bloß dem Ehrgeiz und dem Fanatismus zur Nahrung dienen. Der Mensch muß wieder er selbst werden. Die Religion und die Politik entfremden ihn von seiner eigensten Natur, die eine läßt ihn einer wesenlosen Idee und die andere einer leblosen Maschine sich opfern. Solange nicht die Religion und Politik, solange nicht die Idee der Allgemeinheit dahin geworfen ist, wohin sie gehört, in das bodenlose Nichts, solange wird der blutige Krieg der Meinungen nicht aufhören.

Ein 13. Bürger: Wer hat Recht? Was ist Wahrheit? Es faßt mir grausam vor den Ohren.

Ein 14. Bürger: Für diese Krankheit ist der Humor das beste Gegenmittel. Wir haben ihn hier gleich bei der Hand.

Harm (zu dem andern Bauer): Du, wat meenst, sull t oof ins ävent lösdönnern? Ich meen nich so wat Billpalleree, as ich dörr n Settje stahnsfoots hier utblubbet hebb. Nä du, ich meen, of ich oof nich so n rechten Sermoon hollen sull dar van dat Dings, van de Kanzel, van de Trijater herunner.

Der Bauer: Blicks, Jung, dat doh! Trummel man lös, knaller hüm ins! Du kannst Dien Wort so goot maken, as der een.

Harm: Dat wull t oof hebben. Ich will de ganze Klerisei hier ins wisen, dat ich de Snater so goot röhren kann, as de beste Böllker up d Landdagg un as een van all de störkbeende hochdütske Schlipprockdragers, de hädr Wiesheit hier van Abend to Markt brocht hebben. (Spuckt sich in die Hände.) Wacht man, ich will hüm betalen. Sez is der Anfang. Herr Präsidium!

Präsident: Nun? Was gibts noch?

Harm: Oh, Herr Präsidium, ich hebb dar ävent so n dummen Infall fregen. Ich mug oof verdüvelt gern da haben up dat Trijater stahn un probieren ins, of t oof nich so n Bietje Snicksnack an d Dagg bringen kann. Mi dünkt, ich hebb der woll Gaven to. Ich weer noch in d Rocken, do kann t all so flättern, dat mien Moor alltied sä: Jung, sä se, du mußt Pestor worden. Ich weer de gewiß goot to west, denn legen kann t oof ut Stück goot, wenn t der up ankommt.

Präsident: Ist die Versammlung damit einverstanden, daß Harm Düllwuttel uns zum Schluß noch eine Rede zum besten giebt?

Viele Stimmen: Harm Düllwuttel soll reden, soll reden.

Präsident: Also, Harm Düllwuttel hat das Wort.

Harm (auf der Tribüne): Wat n Minsten! Wat n Koppen! Nä, Lü, Si mutten mi nich all so ankifen; Schwernot! up so vääbl bruun un blau Dgen, de een all anstaren, mutten een de Dgen je ganz up verkääfeln. Nä, so stur hebb t mi dat Dings doch nich vääbrstellt: ick weet wahrhaftig nich, wat ick seggen sall. Dat Hart bävert mi, as n Lammerstärt. (Gelächter.) Wat will dat noch worden — ick worr all utlacht un hebb noch niz seggt. (Zur Sache!) Still dar! ick hebb t Woort nu alleen; dat kummt mi nich vääbl aver, wenn t bi mien Fro to Huus bin. Man, wat Dönnner! ick mutt so n Kunzept hebben, anners löppt mi t däörnanner. Gäv t mi ins n Fiddelbus her! — Si so, nu will w hüm woll frigen. Paßt up, Lü! Glick kummt der wat. Mne — mne — mne — mne — wat t seggen wull: Pater nöster quät — nä, so nich, jo nich, holl di jo nich up — heit is t Sünnner Marten, de Kalver sünt so darten — darten genug, man dat is all noch niz. Wacht ins — ja, nu bin t up t Stück. Nu hollt So lange Ohren man apen!

· Si Dffenkoppn allmitnanner! (Dho! Dho!) Mien Dffen brullen all. Man ick weet nich, wat Si tägen de Dffenkoppn hebben könen. Herr Lämmlein hett seggt: Si weren Narren, un ick segg, Si sünt Dffenkoppn — mi dünkt, dat schält so vääbl nich. (Nur weiter!) Ganz woll, Si Dffenkoppn! Si Efelstoppn! Si Schaapstoppn! Si Dummstoppn! Weet Si ook, wat Si willen? Si willen hebben, t sall all lief Land worden, een sall nich minner un nich mehr wäsen as de anner, de König nich mehr, as n Schinnerknecht. Si dumme Düvels! (Dho! keine Schimpfreden mehr!) Herr Präsidium, leent mi ins även So Klockji, ick mutt de Minsten wat vörpingeln, anners holt dat Tramtatern nich up. (Er klingelt nach Art der öffentlichen Ausrufer.) Van Abend is der grote Swienutmienere, Leedhebbers käänen süc infinnen, de Swien sünt der all. (Bärm.) Sall t noch mehr pingeln? Ich kann t goot dohn, ick funn woll Präsidium wesen. (Klingelt.) Dat Dings het n verdammt mojn Klang; ick mutt ook noch so n Dings hebben, dat t mien Fro wat vääbrpingeln kann, wenn de mi to luut word. (Zur Sache!)

Erst noch mal pingeln. (Klingelt sehr lange.) Sie so, mi dünkt, dar kään Si erst n Tiedlant mit ut. Un nu will t So

mien Epistel wieder vertellen. — Wenn Si hebben willen, dat all Minsten gliet worden sählen, denn kann ick nich mit Jo avereen; nä, dar bin t lang nich mit tofrä. Kiekt, wenn der geen König mehr is, denn is der geen —, denn is der geen König mehr, un Königs mutten der wäsen, und Grafen oof un Herzogs un Kamerdeners un so woll wat. Man Si mutten mi woll verstahn, ick meen nich, dat de Königs un Kamerdeners un Kaisers un Grafen, de der nu sünd, dat bliven sölen, wat se nu vädrstellen — nä, so nich. Ich will hebben, dat Baverst fall t Unnerst uu t Unnerst fall t Baverst, de König fall Sloopgraver un de Sloopgraver fall König worden un so wieder. Wenn Si de Königs un de Adelsstrunt ganz offschaffen, denn trig wi de hädr Lävensart je heel nich to prøven. Wat Düvell wi mutten oof ins mal weten, wu dat hochbütske Herrenläven un de Kumpelmentensnideree uns woll gefallt, un de grote Herrschaften mögen ins probieren, wu so n arm Düvel van Hungerlider tomood is. — Nu, Si verdammte Gapsnuten, roopt vädr den Satan oof ins mal van „bravo“! (Lachen und Bravoruf.) So wullt t man hebben. Un wat t noch mehr seggen wull: — wenn t so kummt, dat t all umdreit word (un so mutt t erst kamen), denn will ick vädr Bläseer woll erst König wäsen un olle Ernst-Dhm in 'nover mag Swindriver worden. Un wenn ick erst König bin — Slapperment noch mal! den sädl Si Puzen marken! Denn sählen der anner Gesezen aver de Sädden un aver d Frolü kamen, of t will t nich seggt hebben. Gottsblic! denn will t hädr weer knipen, de mi so wiet her knäpen hebben, un dat nich bloot so vädr de Wis'. Ja, un wat t anners noch wull: — Herr Schneider kunn mien Hoffslachter, de schwindfüchtige Schriver dar günnert mien Scharprichter un Herr Lämmlein, de all Minsten vädr Narren holt, mien Hofnarr worden. (Murren.) Ja, un Herr Schlächter un Herr Eisenfresser, de kunnan — de sullen — nä, de kunn t nargens to brufen, wenn nich to Kleerbösseln un Beddmaten. (Lärm und Lachen.)

Ein Bürger: Nein, das wird zu arg! Der Kerl wird persönlich.

Zweiter Bürger: Der Kerl — welcher Kerl?

Erster Bürger: Der da, der Redner, der Mensch mit seinen platten Wizen, der Harm Düllmutter. Ich begreife nicht, wie man einem solchen Menschen gestatten konnte, in anständiger Versammlung eine Rede zu halten, die keine ist.

Zweiter Bürger: Wen meinen Sie denn?

Erster Bürger: Gottes Donner! Ich sagt es Ihnen ja deutlich genug — den Harm Düllwuttel mein' ich.

Zweiter Bürger: Mein lieber Freund, der existirt ja gar nicht.

Erster Bürger: Existirt nicht? Ich sehe ihn aber doch mit diesen meinen Augen da auf der Tribüne stehen.

Zweiter Bürger: Merkwürdig genug. Ich behaupte indes, daß er durchaus nicht existirt und seine Persönlichkeit nichts weiter ist, als die Erfindung eines müßigen Kopfes.

Erster Bürger: Dummes Zeug! Ich soll am Ende auch an meiner und an Ihrer Existenz zweifeln?

Zweiter Bürger: Immerhin!

Erster Bürger: Sie sind ein Narr!

Zweiter Bürger: Selbst Narr!

Erster Bürger: (stößt den andern vor die Brust; es entsteht eine Kauferei.)

Harm (bemerkt, daß der Präsident die Glocke wieder zu sich genommen hat): Is mi dat Klockji nich mehr anbetroot? Dof goot, denn doht t mit de Mund. Pingel, pangel, pingel, pangel! Heda, Si Schinnerknafen, wull Si woll bröndtlik wesen? (Große Aufregung.)

Präsident (klingelt): Ich bitte Sie, meine Herren, zeigen Sie doch besser die Majestät des Volkes! Halten Sie nur noch einen Augenblick Frieden, die Sitzung ist bald zu Ende. Herr Düllwuttel, eilen Sie zum Schluß und mäßigen Sie sich etwas.

Harm: Woso? Mäßigen? Ich hebb van Abend noch man n halv Dort up — n halb Dort man. Is dat mäßig of nich? Wo so? Ween Si, dat ick besapen bin? Ich wull dat t wahr weer, denn harr t van Abend doch wat Pläseer hatt — hier givt nich vööl. Na, ick will denn sehn, dat t boll bi t Punktum kam. Dat anner weer all man Walligkeit, man nu word mi t Ernst. Seggt mi ins, Si Böllers, wat hej Si nun mit all So Krakehleree egentlik wunnen? Ja, dar hej Si Brekfrehheit un Versammelfrehheit un Sprätfrehheit un Wahlfrehheit un mehr sück Fixen un Faxen. Wat wull Si dar nu mit? Wat hej Si dar nu van? Nix un dusendmal nix! (Ärm.) Kädn Si van all So Frehheiten woll een arm Düwel satt johren? Fleiten kädn Si! Epitakel und Remohr un Elitaasji un Moorrd un Brand un Dootslag un Hunger un Kummer und Glend hett de nee Tid uns genugg brocht, man Segen ook vöör geen Dübbeltji. (Heftiger Widerspruch.) Dar plakken de grootmächtige Professers in Frankfurt gelehrte Paragrapphen un Paragrapphen totfamen un dat jull t mi vöör dootslagen laten? Muß t je n ganz erbarmlikeu Steckspah!

wäfen. Nā, Lū, so lang So Freiheit nich de Kūnst versteit, de Hochmoot ut de Welt to schaffen (wi hebben hūm immer noch dick), un Armoot un Glend wat minner to maken, dat n Sloopgraver oof ins mal gewahr word, wat goot läven heet, — so lang Si dat nich to Stann kriegen, so lang schiet id wat in all So Freiheit! Un nu frāt t So der dick in un loopt der mit na de ewige Blixem! —

Stimmen: Herunter von der Tribüne! schlägt ihn tot, den Hund!

Harm (von der Tribüne steigend): Hett jūck wat to doot-slaan! Dar bin t jūlvst mit hi. Sücke knirpsige Back-avenddōsters, as Si sūnd, drück id je mit mien lüttji Finger an d Grund. Man her mit So, een vābr een! Denn will t So wisen, wat Buren-Politik is.

(Harm wird von verschiedenen Seiten angefaßt und wütend hin und her gezerrt; er wehrt sich wie ein Verzweifelter. Es erhebt sich ein gewaltiger Tumult, der in eine allgemeine Prügelei ausartet.)

Präsident (klingelt ohne Erfolg): Meine Herren! Sie arbeiten der Reaktion in die Hände, wenn Sie nicht anständig sich betragen. Vernehmen Sie ein paar Worte zum Schluß ein paar Worte nur, meine Herren. (Der Tumult dauert fort.) Wieder haben wir in dieser Zusammenkunft achtungswerter Bürger durch glänzende Reden, durch freisinnige Anträge, durch energische Beschlüsse, durch unsere Einmütigkeit und feste Haltung bewiesen, wie sehr es uns Ernst ist mit der Freiheit und der Wohlfahrt des Volkes. Fahren wir in dieser Weise fort, so wird die Freiheit dem Volke bald das teuerste, nur einzig noch zu erstrebende Gut werden. Möchten doch unsre Versammlungen eines immer zahlreicheren Besuches sich zu erfreuen haben. Besonders wünschenswert ist es, daß auch die Jugend sich nicht davon ausschließe. Unsere Bürgerversammlung ist für sie die beste politische Schule. Wo fänden unsere Knaben eine schönere Gelegenheit, zu guten Staatsbürgern sich auszubilden? Hier lernen sie die Freiheit lieben, die Gesetze kennen und achten, die staatsbürgerlichen Rechte und Pflichten auf die rechte Art anwenden und ausüben. Bürger! Seien wir einig, seien wir fest, seien wir mutig und unermülich, so wird noch die Nachwelt unser Wirken segnen. All unser Denken und Handeln, unser Reden und Streben sei einzig gerichtet auf Einheit, Freiheit und Recht; die Freiheit aber ist die größte unter ihnen. — Meine Herren! die Sitzung ist aufgehoben.

(Die Anwesenden drängen sich schreiend und prügelnd zur Tür hinaus.)



Harm un d diir Tied.

Personen:

Harm Düllwuttel, Bauer. Gretji, seine Frau. Meint, Großknecht, Gommel, Kleinknecht, Wobke, Magd, alle drei im Dienste Harms. Feis Tülp, Handelsmann. Ein Schuster. Dessen Frau. Eine Bettlerin.

Zeit: Herbst 1855. Ort: Ein Dorf Ostfrieslands.

Erste Szene.

Wohnküche im Hause Harm Düllwuttels.

Harm. Gretji (mit Küchenarbeit beschäftigt).

Harm (tritt eben ein, in der Hand einen Geldbeutel): Weetste, Kind, wat bi uns d Klock sleit? n Karteer aver d Bisppott — wenn he vull is, strickt he aver. Un? Geldkist frigg van Verstopptheit all Diefpie. I weet, sla mi d Dönnner! nich mehr, war I mit all mien Gälbofsjies hen fall.

Gretji: Do I man erst in t Sekretär; hier s de Släbtel.

Harm (schließt den Sekretär auf, öffnet ihn durch Herausziehen einer Platte und blickt in die Schubfächer, indem er eins nach dem andern herauschiebt): Hejt Dien Lävend . . . Dar s oof geen Mus'gatt mehr lōfs. Nu man herut mit jo! (Er schüttet den Inhalt des Beutels auf die Platte.) Een fädr een bring I jo saggō unner. Wat meenst, Gretji, t is doch moj Späblgoot, he? Dar will un? Paap mi wiesmaken, dat d Welt sück um d Sünne to dreit, — Fleiten! Hier sünd de Stärns, war d Welt sück um dreit. Kannst der nich welk van dünn maken, Gretji? I worr der rein mit verlegen, as d Meger'ng mit d Landdagg.

Gretji: Wenn t eets n Koren Wār is, wull I mörgen wol na d Stadt.

Harm: Recht, mörgen is t Wād'dagg. Nu, un dar wullt d Kooplū wol blid maken?

Gretji: Egentlik weer I wol n sīden Kleed nödig.

Harm: Segg man, wu vāöl — n Duß? n Stieg? n Schoot?

Gretji: Narr, an een hebb t dusens genugg erst.
Harm (schiebt eine Anzahl Pistolen zur Seite): Hier! Un
wat mehr?

Eine Bettlerin (öffnet die Tür und verweilt an der Schwelle):
Hej Zi oof n Bietji för mi?

Harm: Mien leve Minsf, t hebb geen Kleengeld. Of
köön Zi mi n dübbelsten Pestol wesseln?

Bettlerin: Och Herr, wat sull ick arme Blöder.

Gretji: Gahf wider! Wi müssen gau sülbst mit d
Bädelpesif gahn, wenn w elk wat gäven wullen, de uns anspreckt.

Bettlerin: Ich bidd Zo um Gottswill . . .

Harm: Nu, nu, nu, holt der mit up! t Bädeln is
verbaden. Ich bitahl mien Armschatt, un darmit goot. Wendt
Zo an Gott un d Armvärstenners!

Bettlerin: Ja, dat süggt m wol.

Gretji: Wi gäven nix! Hej t hört? Weg dar mit
jo schitterg Schunken! Ich kann d Däär ni langer up d Gluup
stahn hebben. (Sie schlägt die Tür zu, durch welche die Bettlerin
sich entfernt.)

Harm: Nu, Gretji, wat mehr?

Gretji: t hebb all lanf Sinn hatt an n Atlashoot,
un wenn . . .

Harm (schiebt wieder ein Goldstück zur Seite): Hier! Kannst
noch mehr brufen?

Ein Schuster (bringt ein Paar Schuhe): Gun Dag! Hier
hebb t d Schoh.

Gretji: Dat t ins sehn! (Nimmt und besteht die Schuhe.)
Hm! kunn oof bäter wesen. Nu, wat hebben f' vertährt?

Schuster: Dree Stüver.

Gretji: Ah wat, Zi sünd nich kloof! Dree Stüver fäör
so n Paar Snippeltes Lär un de Paar lumpig Stäken? Nä,
Harm, nu kief ins, för so n Blüntjilapperee dree Stüver!

Harm: Unverhunelt! Ja, Kind, t Enn is der van weg,
t sünd heel geen Minsken, de Schohlappers, wahre Schinner-
knaken sünd t, willen up eenmal rief worden, treden een t Fell
noch aber d Ohren un maken der Seeftävels ut.

Schuster: Ich mutt t Lär bi Bundjes düer kopen, un t
Brod is oof nich gootkoop, darto n Huct vull Kinner . . .

Gretji: Dat sünd Zo Saken, dar will t nix van weten.
Hier s n Groskeu, dar köön Zi mehr as mit ut.

Harm: All wär n Grosken an d Blizem — d Hand-
warkers fräten een noch up, mit Hut un Haar.

Schuster: Wenn t nich anners is, mutt t der dittmal so hen; man denn kummt mien Fro van Abend um n Sleef vull Bree för mien franke Kinner.

Gretji: D Seel halen s een to d Hals ut! As wenn uns d Bree to d Schöstein in rägent!

Harm: Na, na, up n Sleef vull Bree fall t jüüft nich stäfen.

(Der Schuster geht.)

Gretji: Wenn t up Di antweem, Du geevst t Hemd väör d Märs weg.

Harm: Ja, Leev, mit n Schilleree up d Achterslipp. Nu, wat bruukst noch mehr? Man flink! Dat mien Bestolen wat dünner worden.

Gretji: Ik kann mi so gau nich bisinnen, t hett je Lied bet mörgen.

Harm: Denn kummt t an mien Bäört. Hier so! (Schiebt wieder Goldstücke zur Seite.) Dar löffst mi n sülvern Speebackji vör.

Gretji: Wat?

Harm: n sülvern Speebackji!

Gretji: Bist mall!

Harm: n sülvern Speebackji!

Gretji: Warum smittst t Geld nich lever gliest to t Fenster ut!

Harm: n sülvern Speebackji, of t hau Di, dat d Lappen väör d. Bädn flegen!

(Gretji nimmt die beiseite gelegten Pistolen uud geht ab. Harm verschließt den Sekretär. Unterdes tritt Feis Tulp ein.)

Feis: Hm! tat löv t, all Sekretär-Schappen vull Bestolen. Nur kann nich vertarven. Kummt all van Krimm-Türken — maken Buren rief, Börgers arm.

Harm: Van Buren un Börgers hebb t mien Daag nich hört, wol van Buren un Boggen.

Feis: Wienentwegen oof, kann mi gliest väfen.

Harm: Krig Di n Stohl, Feis, gah wat sitten. (Weide setzen sich ans Feuer.) Wat glist t denn goods Nees in d Stadt?

Feis: Nees genug, man nich völ Thoods. Dar s n Kerl, t villen s nich bigraven.

Harm: Rich bigraven? Gotts Blij! wu kummt dat denn?

Feis: He lävt noch.

Harm: Süh ins, süh ins, wat Du nich all weest! Bist je wol bi t Radhüske van Bremen in d Lehr west, dat van luter Kloothheit infull.

Feis: Vad seggen wull — kann v geen Hannel maken?

Harm: Wenn jüüst mit t Geld verlägen bist, anners is t man so wat.

Feis: Nu, oof n Not! Segg man, wat ist der Los?

Harm: t hebb dar n dicken, fetten, swartbunten Koh up Stall, de t wol verkopen wull un oof wol nich. Kann t him goot verkopen — denn in Gottsnam.

Feis: Elk mutt veten, wat to dohn hett, — kann t bäter seggen? Nu, lat ins hören, wat Du väädr n hogen Käten in d Kopp hest.

Harm: Wullt d Koh nich erst sehn?

Feis: Kam ter jüüst her.

Harm: Dar hew t all wär. Zädden sünd Zädden, fragen am leevsten na t künig Patt un gahnt allerwegens umto, as d Ratt um d heet Bree.

Feis: Segg, wat villt hebben?

Harm: Zwalf Pestolen, geen Deit minner.

Feis (auf ein anderes Thema überspringend): Hest t all hört, Harm?

Harm: Fädr twalf Pestolen kannst him krigen, un wenn he Di darväädr nich ansieet, denn holl t him sülvst, ahn dat mi t spitzen fall.

Feis: Seß segg, hest all hört, Harm?

Harm: Narr, was sull t hört hebben?

Feis: t hebb mi t so vertellen laten, Lü proten fakten wat. Kann vahr väsen, kann nich vahr väsen — vel kann t veten.

Harm: Kummt der boll wat?

Feis: t hebb t so hört. Seß vertell t, as t kloof bin. Se je nix bi, Lü seggen t. In d Krummhörn — ick segg, Lü seggen t, t hebb mi t so vertellen laten, kann vahr väsen, kann nich vahr väsen — in d Krummhörn fall n Bur vahnem, het süß gollen Låpels anschafft.

Harm: Wenn dat Ståkröven wesen sählen, denn frät i sülvst.

Feis (steht auf): Sack Di wat seggen, Harm?

Harm: Dumm Snack — wat gahnt Di anner Lü gollen Låpels an!

Feis (klopft Harm auf die Schulter): Harm, sack Di wat seggen?

Harm: Gollen Låpels sünd alltied noch bäter, as Snötlåpels.

Feis (sack Harms Rechte und schlägt lebhaft ein): Kumm her, wat fall t väädr Boorden maken, t vill ti gliet mien vahr Meinung seggen; dar — t gäv Di tein Pestolen. Kann t

bäter seggen? Tein Pestolen, Harm, paar Geld. Wat seggst der to? Wat vullt mehr? Hest Dien Lävend so n Hannel maft?

Harm: Gollen Lävels — wull t je geen Minsk um fragen, wenn t mi mörgen oof n gollen Bispott bistell.

Feis: Harm, wat meenst — tein Pestolen, tas n Geld! t tür t je nich naseggen, Lü lachen mi tidt wat ut. Segg ins an, warum sün t so n Narr, varum toh t t? Varum, Harm? Ut Fründstap an Di, mien Sung', ploot an Di to n Pläfer.

Harm: Blas' mi . . .

Feis: Löw mien Boorden, Harm! kannst mit Dien Koh na d Krimm reifen, pütt Di geen Minsk tein Pestolen. Wat meenst, Bröör, — t hebb alles väädr Di aver, t leep väädr Di tör Pust un Praaf, t maft n tummen Hannel Di to n Pläseer. Kriggst Dien paar Geld, Harm, — t nehm d Koh gliet mit.

Harm: Paaf mi man d Dääll nich so platt, Fänt! süggst je doch, wu moj mien Fro kantjet hett. Wäs' nich so unrustig, Proter; gah sitten, heft je Tieds genug.

Feis: Un Di to n Pläseer, Harm. (Setzt sich wieder.)

Harm: Un nn will t Di wat seggen, Feis. Du weestst, wie hebben mien Daag geen Swin mitanner wahr, — das een. Du bist n Fädd — das twee. Ic bin Bur — das dree, un d Bur is n Adelman, bijünners van t Jahr. Darum will t mi nich langer gefallen laten, dat Du an mi seggst van Harm un Du. Ic verbidd mi dat een= fäädr allmal.

Feis: Kann mi gliet väfen. Segg man, wat saft denn seggen? saft heggen „Herr Ökonom“?

Harm: Ah wat Ökonom! Das goot fäädr d latinske Buren, un van dat Saart sün t Gott Dank nich. t heet Düllwuttel, as Di bikannt is, un wat doh t mit de Nam, wenn t der nich bi nöbmt worden sall.

Feis: Kann geen Minsk anners seggen, as tat t vahr is, Herr Düllwuttel!

Harm: So wull t t man hebben. Brufst Di nich wunnern, wenn t ehrfter Daags n Schüpp vull Geld nehm, un koop mi d Adel.

Feis: Tsh t oof, wenn t in häör Stä weer un all Sekretär=Schappen vull Geld harr. Van mienentwägen käänen f gliet adelf wäfen, Herr van Düllwuttel. Kann t bäter seggen?

Harm: So mag t Di liden, Feis.

Feis: t heet Tülp.

Harm: Recht hest. t nööm Di ferdann Tülp, un gäv Di noch n Herr up Koop to. Wat een recht is, is d anner billig, Herr Tülp.

Feis: So vill w man seggen. Nu, Harm, vu steit t mit un? Hannel — hün w ter klar mit? Sck stah mien Voort, t hebb seggt van nägen Bestolen.

Harm: Tein, wullt seggen.

Feis: Nägen, so vahr as t läv. Sull t seggt hebben van tein? Versüggst Di gewiß, mien Jung, pisinn Di goot. Tein Bestolen — segg mi, vu sull t t der ut maken! t is n Ding van Unmädgelkeit, t kann nich angahn, pi Gott nich!

Harm: Denn lat mi d Roh; t sün Dien Scha nich verlangen, Narr.

Feis: t kannt t der nich ut maken, so vahr as t hier sitt. Man var fall t hen — t mutt n Roh schlachten van d Wät. t will Di vat seggen, Harm, hallt recht hebben, t will mi nich langer mit Di käteln. Sck segg, Dien Voort fall gellen, t will seggt hebben van tein — mehr kann t je nich.

Harm: Du gifft mi . . .

Feis: Tein Bestolen, Harm! Meenst, tac mien Voort torüggnehm? Hannel is Hannel, Voort is n Voort — hebb t recht? Di to n Bläseer nehm t Di d Roh of, Harm; t gratleer Di, mien Jung, tat so n Hannel makst. Tein Bestolen — is moj Geld, Harm, wat? — — Hört wat to bi diß? dür Tied, t will seggen väd'r n Hannelsmann. — — (Greift in die Tasche.) Wat dohnt d Bestolen tegenwoordig?

Harm: Ho, ho! so wiet sün w noch nich. t hebb Di d Roh säör twälz laten, un t schält nich väd'l, of t spit t mi all. Willt hüm der noch to hebben, denn mußt Di gau reselveren, anners word van d ganze Hannel nix.

Feis: Hebben s hädr Saat goot verköfft, Herr Tüllvuttel?

Harm: Up een Last na, un de fall nich ehrder weg, as bet t up sädvendig Bestolen kummt.

Feis: Käänen s lanf vachten.

Harm: Wienentwegen hen to t lest Auerker Markt. Sck hebb d Tied wol. Sädvendig Bestolen, of d Mus' käänen der mit flreiten gahn.

Feis (springtauf): Wat fall de Mälligkeit langer! Gen Voort so goot as dußend! (Mit einem Handschlag.) Dar — villen d Schäl telen! Segg: Glück dermit! tenn is d Proot ut. Kumm her, gah mit na d Stall!

Harm: Willt noch twalf gäven? Up Stä seggst ja, of d Koh blift mien!

Feis: Hest tien Lävend so n egefsinnig Minsk sehn! Nä man hör, nu vill t Di vat seggen, Harm . . .

Harm: Du kannst mien Koh . . .

Feis: Harm! . . .

Harm: Du kannst mien Koh, segg ick Di . . .

Feis: Harm, nu hör mi to!

Harm: Ick segg, Du triggst mien Koh . . .

Feis: Een Voort, Harm!

Harm: Ick segg Di, Sädd, Du kannst mien Koh to n ewigen Dag' nich mehr frigen!

Feis: Man hör mi toch Woorden. of! Hör, Harm, ick vill Di vat seggen, Harm, paß up, Harm! Saß Di d Wahrheit seggen? Veetst nich, vat deist. Wahrhaftig, veetst nich, vat deist, mien Jung, pist nich goot kloof. Elf Pestolen — muß twee Pestolen Scha up liden, so wahr as Gott lävt. Man vat is der an to maken — Lü villen Fleeß hebben, un cheen Fleeß kann t toch nich sniden ut mien egen Lenn un verlopen t as fett Rindsfleeß. Hebb t recht of nich? Mußt sülvst seggen, Harm, taß recht hebb. Ahn Koh cheen Fleeß, taß d Saat man, anners veer t je n Narr, taß elf Pestolen utfä. Elf Pestolen väädr n fetten Koh — t is vat Unverhunelks, wahrhaftigen Chotts, kann mien Lävend nich angahn, t mutt mi schamen väädr Fro un Kinner, taß so tumm bin, t is je wahr.

Harm: Darum segg ick . . .

Feis: Noch een Voort, Harm! paß up!

Harm: Darum hebb t je även . . .

Feis: Ick bidd Di, Harm, mien Jung, een Voort! Süh, kief, t vill hier up Stä verbrannen, hier väädr Dien sehnig Dgen . . .

Harm: Dönnerslag, holl eenmal Dien Snut! — Hebb t Di t nich seggt? hebb t Di t nich teinmal seggt? triggst mien Koh nich mehr, väädr geen elf Pestolen, väädr geen twalf, un väädr geen twintig oof nich! Versteist?

Feis (faßt Harm bei den Händen): Mien leve Bröör! Wenn Du t nich veerst, Harm, vat meenst, vad teh, vat meenst? t leet Di d Koh hollen, so wahr, as t hier stah. Bi Gott, ick teht, Harm! Wisinn Di een Dgenblick, mien Jung! Wäi' doch so stiemst nich, ick bidd Di! Lat Di seggen, Bröör! Een Voort, Bröör! Wisinn Di goot, mien Jung! Mörgen spit t Di t, so wahr as der n allmächtigen Gott in Himmel is! — Bröör, mien Jung, Harm!

Harm (sucht sich loszureißen und zu entkommen): Laat mi tofrä, Jädd, of t bigah n Unglück! t will nix mehr van Di hören, gah an d Blizem!

(Er entfernt sich rasch durch eine Thür, Feis ebenso rasch ihm nach, den man fortwährend rufen hört: „Harm! Bröör! Lat mi toch to Boort kamen! t vill Di vat seggen, Harm! Hör mi to! Paß up! Harm, mien Jung! Kunnt mi toch Boorden ofhören! Ten eenzigst Boort, Harm! Lat mi een Boort seggen!“ Beide kommen durch eine andere Thür wieder herein.)

Harm: Blijvst nich boll van mi of, Jänt, denn kannst der up räken, krigst n Drei an d Hals, dat d Beenen int Enn steckst as Ithjäbels.

Feis: Hest Dien Lävend — nä, ho n Minsk giwt t in d Welt nich. Mien leve, goode Hartensbröör, vat denkst? Sün t Dien Scha verlangen? Hest all n schlechten Hannel mit mi maakt? Hest mi anners kennt, as reell? Pifinn Di, mien Jung, ick jegg Di t, lat Di t nich spiten! 'Denk an mien Boort! Mag t hier up Stä vertarden, wenn tien Lävend päter tohn kannst.

Harm: Nu hebb t fatt. (Nimmt eine Peitsche von der Wand, drohend.) Geihst?!

Feis: Nä, man tent an, Harm, pifinn Di, mien Jung, een Ogenblick!

Harm: Geihst?! (Schwingt die Peitsche.)

Feis: Hest tien Lävend . . . (Geht ab.)

Harm: Is Dien Glück, dat d geist! Hundskärl! Dack mi an so n stanfergen Jädd noch argern mutt! Dönners, Düvels, Blizems, Satans Jäddenpack! t wull, dat hüm d gleinig Hell in d Pans seet! Sück verdammte Jäddenschiet! Sück Strunt! Rett as Pic un Klarren, flimmer as Wand-lus! Dönners, Düvels Jäddenstrunt! Hundsfotten! Kacker-pack! Was! Mutt mi dar so n lumpigen Stant-Imm d Kopp düll maken!

Feis (tritt wieder ein): Nehmen s mi nich äövel, Herr Tüllvuttel! As t so även in d Tör stunn, hebb t so hört — Schiet, Jädden — is vat ofgruntereek, Herr Tüllvuttel, nehmen s mi nich äövel! Jäddenstrunt, Schiet — hebb t so hört, as t in Tör stunn, is nich ganz moj, Herr Tüllvuttel, t vill seggen van choden Fründ. Strunt, Jäddenschiet — mutten s mi nich quad nehmen, Herr Tüllvuttel, is je nix bi, t meen man so. Queem mi ho to Ohren in Tör — Schiet, Jäddenpack — is nix Mojs, Herr Tüllvuttel, t vill man so seggen, t meen man so.

Harm: Jä meen t oof so, un t fall oof so stahn bliven. D Lurder hört sien egen Schann, das alltied so west.

Feis: Kann mi gliest väsen, t hebb der nix minner um.
Nu Harm, venner haack d Koh halen?

Harm: D Koh? Wat Koh! Weetst je van Bischoed!

Feis: Ahn Spaß, Harm, venner kann t hiim halen?

Harm: Wenn Pingster un Paast up een Dagg fallt.

Feis: Em, tat löv t — Harm — Mallperduus. Nu, vi kennen nanner. All Malligkeit n Enn! Di to n Bläseer, Harm, hallt Dien Will hebben. Zädd mutt sin Geld wegsmieten, tat d Hur rief word. Väter kann t je nich seggen. Zwalf Pestolen vädr n Koh — heft Dien Lävend so vat hört? Man t vill mi van Dag nich käfeln mit Di, hallt Dien Will hebben. Ich haal d Koh, Harm. (Will gehen.)

Harm: Mich van d Stä! Bisinnst Di to laat, mien Jung. Kannst mi twintig beden, kannst mi dartig beden — d Koh blift hier. Das mien lest Woort. Un nu segg t Di in Goden, Feis, holl mi nich langer up, dat mi d Sinn nich wär averlöppt.

Feis: Mit een Voort, Harm: bist van Dag nett as n mall Minst, as venn nich recht däag veerst, rein van d Spoor of, — mußt unner Kuraters, Harm, mit een Voort geseegt. t is je wahr! Mußt sülvst seggen, dat t wahr is. Hebb t recht, of nich?

Harm: Holl der eenmal mit up! t mag der nix mehr van hören!

Feis: t is Rinneree van Di, Harm, mit een Voort. Wat fact ter um to proten — ich segg, vat wahr is un vad meen. Erst seggst ja, un den nä — sünd je geen Saken. Voort is Voort, un te n Mann van Voort is, hollt sien Voort.

Harm: Wat seggst Du Dönnerslag? dack mien Voort nich holl? doh Dien stankerg Muul noch einmal wär apen, un t gäv Di een aver d Juten, dat Di d blau Maandag up Buchel steit.

Feis: t mutt doch seggen, vat wahr is, un venn Di recht besinnst . . .

Harm: Mat gliest, dat d Drei triggst, hör, Kerl, of t fett Di up mien Duum un flett Di na Ägypten! (Wendet sich zum Gehen.)

Feis: Kehr Di nich an mien Boorden, Harm! ich proot, as t kloof sün. Spaß! Vi kennen nanner je. (Sich anhängend.) Harm, mien gode Jung, Fründ, Hartensbrödr, lat Di seggen . . .

Harm (schüttelt ihn ab und setzt ihm mit der Peitsche zu; Feis geht): Kummst mi noch eenmal tegg of naast, denn geit Di t slecht, dat will t Di swären wesen! Sall t geen Frä

mehr in Huus hebben? Wullt doch s'imm worden! D halv Dagg fall m süc der mit herumslaan, mit so n Hundsfottengootji, so n Luderpack, so n Dönners, Dävels, Satans . . .

Gretji: (tommt): P'fui, Harm, wat versündigst Di all wär! Bist n abscheulich Minsk, to slöken. Wat hett t denn gäven? was hest väd'r n Spitalfel?

Harm: Och, nix, de verdammte Jädd! hest je wol hört. t hebb der geen Frä mehr van in Huus, van den Stinkert.

Die Schustersfrau (tommt mit einem Töpfchen): t mugg hör nu bidden um n Happke Bree, wenn t angahn funn, wenn s de Godigheit hebben wullen.

Gretji: t hebb nix aver ditmal, wi hebben väd'r uns sülvst knapp genugg. Man word so väd'l averlophen, un man kann t doch nich all weggäven.

(Die Frau geht seufzend ab.)

Harm: Nu, harrst hör oof wol n Sleaf vull Bree gäven kunnt; t harr d Kerl t je toseggt.

Gretji: Jä kann t nich bätern, t hebb nich jehn, wel t weer; un wat Du toseggst, geit mi oof nix an.

Feis (tritt von außen ans Fenster): t legg der n Riekstaler bi, Harm!

Harm: Bist der all wär, Scheithack? Wacht! (Er nimmt einen Säbel und macht die Geberde des Zuschlagens. Feis verschwindet.)

Meint (tritt ein): t wull So fragen, Bur, of t mörgen na Huus mugg.

Harm: Nä, kann nich angahn. Kummst der je all Näs'lant, bist je verläden Sönn'dag väd'r veertein Dag erst henwest.

Meint: t wull anners seggen, Bur, Arbeit is der jüüst nich väd'r d Hand up mörgen, dat heet, wat bisünner Arbeit is.

Harm: Sünd mien Saken! As t nich anners weet, gift t mörgen genug to dohn, un t will de Güngelee all Sönn'dag un Firdag oof nich hebben.

Meint: Mien Moder hett mi anners weten laten . . .

Harm: Ah wat! Dien Moor hett d Tied wol. Bist doch geen Tizkind mehr, dat d noch heel buten d Moor nich tokannt. Geh an Dien Wart!

(Meint geht ab.)

Feis (hat sich auf den Boden versetzt, erscheint mit dem Gesicht in einer Luke, die er aufgedeckt, und ruft in die Küche hinab): Tartein Bestolen, Harm!

Harm: Herrgottsfadermenter! nu s t doch heel un dall ut. Dat geit Di mien Daag nich goot of, Fädd, t givt Moord un Doodschlag! (Er nimmt ein Gewehr und zielt nach der Luke; Feis rafft sich hurtig auf und läuft mit Gepolster davon; Harm rennt mit dem Gewehr aus der Thür, Gretji ihm nach.)

Zweite Szene.

Einen Tag später.

Auf der Tenne (Dösbää).
Meint (sitzt auf einem Mullbrett, zurückgelehnt, die Arme verschränkt, mürrisch vor sich niederblickend). Gommel (sitzt ritlings auf einer Erdwalze, über eine vor ihm liegende offene Bibel gebückt, mühsam lesend; er spricht langsam und gebehnt). Wobke (sitzt auf einem Strohbund, Strümpfe stopfend).

Meint (sitzt auf einem Mullbrett, zurückgelehnt, die Arme verschränkt, mürrisch vor sich niederblickend). Gommel (sitzt ritlings auf einer Erdwalze, über eine vor ihm liegende offene Bibel gebückt, mühsam lesend; er spricht langsam und gebehnt). Wobke (sitzt auf einem Strohbund, Strümpfe stopfend).

Wobke: Gommel, haal mi d Katt ins.

Gommel (blüdt auf): Wat?

Wobke: Sleaf, kannst nich hören? Sullt mi d Katt ävent halen.

Gommel: D Katt?

Wobke: Hest noch wol Dien Lävend so n Deer nich sehn? Ja; Snöttert, d Katt, d Katt.

Gommel: Wu so dat?

Wobke: Wu so dat? Süggst je doch, Lappert, dat Meint d Kopp vull Mus'nüsten hett.

Gommel (den Mund sehr breit zum Lachen verzerrend): Harrijeses, de Wobke. (Blüdt sich wieder zum Lesen.)

Wobke: Wat hest, Meint?

Meint: Och!

Wobke: Süggst je ut as n Foor Buxt.

Meint: Hm!

Wobke: Is Di d Petersilji verhagelt?

Meint: Loop hen!

Wobke: Nu, sluuf een man nich gliest in! Neeske muß hier man bi Di sitten, denn sullt woll bäter to spräken wäsen.

Meint: Holl d Snuut!

Wobke: Wenn mi t passt, anners nich. Meenst ic weet nich, dat Du un Neeske van Daag binanner kamen wullen bi Dien Mober.

Meint: Weetst alltied mehr as anner Lü.

Wobke: Dat doh t oof. Sall t Di seggen, warum Di d Kopp nich goot steit? Wullt Berlöff hebben van D Bur, un de hett Di t rund offlaan.

Meint: Weetst noch mehr?

Wobke: Noch wol n Drinklaatzsemme rvull. D Bur hett oof seggt, weerst n Tizkind un kunnst buten d Moor nich to.
Meint: Well het Di dat wär in t Ohr tut t?

Wobke: t stunn achter d Däär, mussst weten, as Du d Bur froogst. Meint, wat weerst Du doch n lüttjen Kärl! un nu stellst Di an, as wenn d een upfräten wullt.

Gommel (liest): . . . und vor den — vor den He, He, Herrn, — t, r, a, tra, t, e, en, ten, traten — vor den Herrn traten, kam der — derrrrr — f, a, t, fat, a, n, an, fat-an — nä, so mutt t nich, das nich recht, t is geen f, t is n S — S, a, Sa, t, a, n, tan, Satan — Harrijeses, Meint, kief ävkes!

Meint: Wat givt t, Broter!

Gommel: Dar steit Satan in d Bibel, kief, süggst? Das Di mall, wat? (Liest weiter.)

Meint: Dar kann t nu hensitten mit d lei Lünz. Kunn so n Bubbentopp een nich nett so goot na Huus laten hebben, so n Schinnernaak, so n Heilunt?

Wobke: Goot, dat d Bur t nich hört. Sullt d Auerker Herren oof wol d Leviten lesen, wenn Du achter dree Bargaen weerst.

Meint: Dat h mi in Düstern man ins war in d Bläss' lopen! Krig t hüm bi d Wickel un hau n Paar Plenters up hüm stücken, dar kann h up an.

Wobke: n recht passelt Bärnehmen up Bädtagg, Maak t lever, als Gommel. Süh man to, wat de andächtig in d Bibel lest. t fall mi nich wunnern, wenn dar noch n Pastor ut greit.

Gommel: Harrijeses, de Wobke!

Meint: D Buren worden nu so frodd as n Swiensluus, de haben in d Böffels sitt. D Märs bitt hör in d Warmt, dat s van Averdeaad nich mehr weten, wat s willen. Rein verfräten un woldüll sünd s. Na, wacht man, wacht man! fall noch wol ins n düchtigen Stupert up kamen.

Wobke: Du schienst mi geen Minsk wat günden to wäsen, as Di sülvst.

Meint: D Buren günden anner Lü oof nix van häär Averblood.

Wobke: Mussst häär nich all aver een Kamm scherem.

Meint: Unj Maat is alltoos slimm genug. Harr h güster d Sääd nich haast dootschaten?

Wobke: Malligkeit! t Gewehr meer je heel nich laden.

Meint: Un d gans' Dagg weet h anners nix, as slöten un daven. Geen Düvel kann hüm t na d Sinn maken, alltied givt t wat to mottjen un frantern.

Wobke: He stellt sück flimmer an, as h is.

Meint: Wat bildt he sück woll in, den Hansaars!
Is slicht Burenknecht weest, as id oof sünn.

Wobke: t sull mi needohn, wu Du Di anstellst, wenn
Du Bur worst.

Meint: t schient woll, as wenn Du recht wat mit d
Bur uphest.

Wobke: To minsten mehr, as mit Di.

Gommel (liest): Die Kinder — nä, t is n K — die
Kinder — pflügten und — und die — die Ell Linnen —
nä, több — E, E, i, e, l, sel, Esel — ho, Bröör, sötjes —
E, E, i, e, se, Ee, l, i, n, lin, Eselin, n, e, n, nen, Ee-
linnen — das jo mall Linnen, Ee-linnen.

Meint: Giff ins her! (Nimmt die Bibel.) Wat lest Du
dar väör Epistels? Ah so, van Hiob.

Gommel: Ja Du, das Di n riken Kärl weest, t hebb t
ävent lesen. Hett söven dusend Schapen hatt un dree dusend
Kameelen — t wull, daa oof n Kameel harr.

Meint: t schält nich väöl, of uns' Buren worden nett
so riek, as Hiob. t wull man, dat hör t hernaast denn oof
so schra gung, as de.

Gommel: Du, Meint, wu is hüm t hernaast denn gahn?

Meint: Het t all verklaren, wat he harr, Hüttji mit
Müttji, un tolest is he so vull Sären worden, dat he sück
mit n Blöttji offschrabbt het.

Gommel: Harrijeses, de Hiob!

Meint: Gotts Blij! dar schütt mi wat in d Sinn.
Wenn t uns' Bur oof ins sück Böfskuppen weten leet, as Hiob
frägen hett? t mugg hüm verdammt gern n Lüttjen andreien.

Wobke: Kannst hüm nix verblindruusken.

Meint: Dat weest all nich. He hett d Koll löbb t frägen,
liggt alltoos to Bedd, un d Werdiinn is ut. Wel fall hüm
nu seggen, dat t nich wahr is, wenn t hüm van allerhand
Hiobsposten to Rund do?

Wobke: Paß up, daß Di d Fingers nich verbrannt!
Kannst verwachten wäsen, dat he Di mit Saack un Paack buten
Däör smitt.

Meint: In Gottsnaam, sä Wobke, do kreeg s n Kind.
t hebb ahndem geen Lust, mi langer hier as Hundsfott brufen
to laten. Bist der mit bi, Gommel? Wullt mien Böfskups-
jung wäsen?

Gommel: Wat givst mi denn?

Meint: t trakkeer Di n half Dort.

Gommel: Nä, Meint, das to minn, dar kann t t nich väädr do'hn. t mutt erst n lüttjen Brubb hebben, anners dür t nich.

Meint: Man to, t gäv Di n Dort.

Wobke: Laat Di nich versöhren, Gommel!

Gommel: t fall je n Dort Saunäver hebben.

Wobke: Bliovt n Sluder in Ewigkeit.

Gommel: Sull t dat, Wobke?

Wobke: Van mienentwegen doht, wat To passt; id holl ni der buten.

Gommel: Giff mi man Geld, Meint, ut Dien Tabaksgelbbühlblas' — ut Dien, t wull seggen, Geldblasbühltabak — Gommess nä! Tabak — Bühl — Blas — Geldbühl — Blastabak . . . was dat n stur Utsprekwoort, Meint, wat?

Meint: Hier so! (Gibt ihm Geld.) Bliw mi nich to lant ut, holl Di jo nich up.

Gommel: Nä, Meint. Paß Du so lant up mien Bibel. War heft d Buddel?

Meint: Brufst geen Buddel. Suup man weg gliest väädr d Löönbank.

Gommel: Ja, Meint, das t Best, denn frig id t all. (singt im Abgehen, in schleppendem Tone):

Holl di jo nich up,

Holl di jo nich up,

Holl di jo und jo und jo nich up.

Meint (allein): Nu frei Di, Bur!

Dritte Szene.

In der Wohnküche.

Harm (zu Bette liegend): Brrrrr! — t meen, t sull bäter worden, wenn t in d veer Dimt kroop, man t bat t niz; t jünn noch so huberg as de Ewerenot. Dat mi d trillen Blizen oof jüüst aver t Lävend kamen mutt, nu mien Fro van Huus is! Hoooaah! t riet mi van Gaapstheit Gott-dori d Beck noch ut t Litt. Kunn t man slapen, dat d Tied hengung!

Gommel (öffnet die Tür und bleibt auf der Schwelle stehen): Bur, So swartbunt Koh is även doot stürven, weet Si, de d Sädd güster kopen wull.

Harm: Wat is dat, Gommel?

Gommel: Ja, Bur, d swartbunt, so ävkes även.

Harm: Doot? Dat lüggst, Fänt! kann nich angahn, is v Ding van Unmädgelsheit.

Gommel: t is wiß, Bur, Meint hett t seggt.

Harm: Heft t Deer sülvst sehn?

Gommel: I hebbt t sülvst sehn, Bur, ja.

Harm: Doot?

Gommel: Sülvst hebb I d Koh sehn, Bur, dats wiß, mit apen hellerlecht Dgen.

Harm: Dat weer je n Dönners Kram! So n schönerlit Deer is in d ganz Welt nich mehr to finden.

Gommel: Ja, Bur, das säker.

Harm: Gesund as n Nädt, glatt as n Spiegel, fett as Mudder!

Gommel: Das wiß, Bur.

Harm: Freet goot, grei un blei as n Koj, geen Ton of Finger, de hüm sähr deh, — wenn dat mit recht Dingen togeht, denn is der mien Daag geen Herz na d Blocksberg räden.

Gommel: Recht heij, Bur.

Harm: Kinner, Kinner noch to! I wull lever d Fiet in d lütji Finger un d Darddaags-Koll all Daag hebben.

Gommel: Ja, Bur, das oof wahr.

Harm: Wenn anners nig weetst, Hackert, denn maat man, dat d Däär Dien Hacken to sehn frigg!

Gommel: Sall n Woort wäsen, Bur! (Geht ab.)

Harm: Wenn t so n Toslagg nich weer, denn wull I seggen, he harr mi wat vädrbrillt. Man wu sull so n Ochherr-gottsbloot Lädgens bidenken! dar s väbls to dumm to. Upstahn kann I oof nich — Schiettram! Strunttram! Harr I den verfluchten Jädd d Koh man verköfft güster! Harr id — jawoll, harr id! — Harria un Hebbid sünd Brödrs west. Kloohheit kummt alltied achterna. I wull, dat d Dönnern drin seet!

Gommel (in der Tür): Bur, ävkes is d fahl Mähr oof in d Ewigkeit avergahn.

Harm: Well? wat?

Gommel: De Brun mit d Bläff, Bur.

Harm: Wien best Bär?

Gommel: Ja, Bur, de d achterst Vädrbenen swart hett.

Harm: Un d vädranst Achterbenen kohschitengrün, nich wahr?

Gommel: Kunn wat anwäsen, Bur.

Harm: Bliwst n Schlucker in Ewigkeit!

Gommel: Wü weet Si dat, Bur? Dat mutt Wobke jo seggt hebben.

Harm: Geist oof mit Lädgens um? of bist bisapen?

Gommel: Dat sün I je wollt Gott nich, Bur!

Harm: Segg mi um Gottswill an, Minsk, wu kann dat wäsen, wu kummt dat, wu geit dat to, dat mi een Deer na d anner offstarvt, un dat jüüst d besten, un dat so up n Mal!

Gommel: t mugg haast seggen, Bur, dat t sülvst nich löven kann.

Harm: t will mi heel nich in d Kopp — de best Koth, dat best Bård — beid van Mörge noch sund un fix un, nig an to sehn — un nu mit n Mal doot, allbeid, een na d anner —

Gommel: Ja, Bur, t is so n Saak. (Tritt ab.)

Harm: t mutt ins probieren, of t nich upstahn kann, da d der sülvst achtertogah. (Nichtet sich auf und legt sich wieder hin.) Nä, t geit nich, t Sweet sleit mi all ut, t dür t nich wagen, t kann mien Dood wäsen. t is doch n wahr Woort: weun t kummt, denn kummt t all togliel. Un dat up Bäddagg! t mugg mi d Haar ut d Kopp riten!

Gommel (in der Tür): Bur . . .

Harm: Wat Blix, Fänt, bist der all wär? Hest noch mehr Nees? t is je nett, as wenn t Für der mank is van Daag.

Gommel: Nett aktrat, Bur, manken de Schelfen, weet Si, de up d lütji Beer stunnen.

Harm: Wu seggst — lütji Beer, Schelfen —

Gommel: Sünd all tosamen mitnanner upbrannt, Bur, ja.

Harm: Hör, Kerl, wenn t nich mehr weer as t Wart, drei t Di d Lung to d Hals ut un tengel hüm gleinig an d Schürdäär!

Gommel: Wat Si snaakst proten käänen, Bur!

Harm: Wenn t mi recht bisinn, kann t der geen Tüttel van löven; Wiesmakeree! heft Di wat up de Mau spellen laten. Meenst, dat w van Dag n ersten April hebben? Segg, heft der wat van sehn, van d Brand in d Schelfen?

Gommel: Gommel, Bur, so allerleevst moj hebben t brannt!

Harm: Wat seggst Du, Dickkopp? Dürst noch proten van moj, wenn mi t Unglück bi Gulpen to d Däären un Fensters in rägent? Pak up, Kerl, da d Di nich mit n dretinten Förl in d Frett pur, so moj, dat d Engels in Himmel trallarren hörst! Frei Di, da d geen Förl bi d Hand hebb.

Gommel: Sull t So een halen, Bur?

Harm: Hest noch wat to koop, Endttert? Gah Dien scheefbeend Gang!

Gommel: Dat lat uns dohn, Bur. (Geht.)

Harm: Aha! bi d Brand van d Schelfen geit mi n Lucht up. Böf Lü, böf Lü! Ja, de sitten der achter. D Haat un Nied is nu so groot in d Welt, besünners bi d

Lüttji Lü, dat s nargens mehr still väör stahn, un war s d
Bur een versetten käbnen, dat laten s nich. Klar as d Dagg:
d Koh un t Pärđ hebben wat inkrägen, un in d Schelfen is
Für brocht. Man wacht, wacht, wacht! t will jo wol krigen,
wenn t erst wär up Venen sün. — Hul brt! ba! d Feber
word all flimmer. Buuuuu — ha! Unj Herrgott will
mi doch woll nich strafen van wägens mien Flöken up Wäddagg
un all wat mehr is? Ah wat! unj Herrgott hett woll anners
wat to dohn, as süc an so n Schietschäteree to stören.
Malligkeit, Malligkeit! Kehre di an d Welt nich, Harm! Laat
lopen de Kloot! Wenn s di t Huus oof haven d Kopp in
d Brand stäfen — Harm blivt doch Harm. (Gommel kehrt
zurüd.) Süh, süh, dar kummt mien gode Gommel, sta mi
d Dönnner, oof all wär ansluffen. Nu, mien Trost, mien
Hartenstückerlamm, lat Dien blide Bößkup hören. Hebb t t
groot Voos wunnen, mien Seel, wat?

Gommel (in der Tür): Kann t nich seggen, Bur.

Harm: Ah, das je spitelk. Un wat kannst denn seggen,
Bröör?

Gommel: So Fro . . .

Harm: Mien Fro — och Herr Seses! nu sün t der
her. Gommel, hal mi n Napp vull Karmelk!

Gommel: Ja, Bur. (Will gehen.)

Harm: Nä, nä, Gommel, bliv hier man! Kumm wat
nader, dač so nich rären bruf. (Gommel tritt vor das Bett.) Nu
pac man up Stä ut, wat d weest, gau, Gommel, gau!

Gommel: So Fro is mit Pär un Wagen . . .

Harm: . . . up Loop kamen, is to d Wagen ut sprungen
un hett süc d Foot verstuukt, nich wahr, Gommel?

Gommel: Kann t nich seggen, Bur.

Harm: Denu spred, Gopenbeck!

Gommel (betrachtet die mit Figuren bedeckten Bettgardinen):
Bur, wat sünd dat moj Puppen!

Harm: Wenn t hier nich up dübbelt Hals so henleeg,
Dffenfopp, wat meenst, wac deh? Gnöven deh t Di! Deist
Dien brede Beck noch nich holl apen, Zahnsnuut, denn gäv t
Did reen in, dat Di d Kusen anfangen to trillen!

Gommel: Wac seggen wull, Bur — So Fro is mit
Pär un Wagen in d Deep jaggt.

Harm: Gommel, n Napp vull Karmelk!

Gommel: Ja, Bur. (Er geht.)

Harm: Herr Seses och Herr! t löppt all mit mi in d
Kunn. Nä, das noch flimmer as t Jahr veertig, dat deit

mi d Drück an, dat s mien Dood, dat holl t nich däbr. Och Herr, och Gott! Och Gott, och Herr!

Gommel (kommt mit der Buttermilch): Ganz frist un sööt, Bur.

Harm: Sett t dar man erst hen; t mutt mi erst wat verpuffen, t sün rein of un to. Hest mi noch mehr to vertellen, Gommel? Man gliet herut dermit! Maak schon Lei! Segg, wu st wider gahn?

Gommel: As t Fahrtüg in d Deep lagg, Bur, do bi de Gelegenheit, weet Si, is Jo Fro verdrunken un d Pär un de Mann, de sohr, un d Wagen.

Harm: Beid Pär, Gommel?

Gommel: All twe tosamen beid mitnanner, Bur.

Harm: Nä, dat s nich wahr, dat lüggst in Dien Hans herin! Segg sülvst, dat t Lädgens sünd, Gommel, id bidd Di!

Gommel: Se kamen mit Jo Fro all anfahren, Bur, denn kääbn Si t sülvst sehn.

Harm: Gommel, id starv!

Gommel: Das je wol nich, Bur. Wu Si nich n Kluck drinken?

Harm: Nä, Gommel, t mag nich un kann nich, d Hals fitt mi dicht.

Gommel: Denn harr id der woll Sinn an, Bur, t hebb jo n fileinigen Drift. (Trinkt.)

Harm: Swienbeest! (Stöht an den Napf, daß der Inhalt über Gommels Gesicht strömt.) Kannst noch supen, un süggst, dat Dien Bur up Starven liggt?

Gommel: Wat hei Si mi dar versährt, Bur! (Wischt sich das Gesicht mit dem Bettlaten.)

Harm (stöht ihn zurück): Bist des Düvels? Weg dar, Hundjung! loop, loop, loop, of t hau Di d Bißspott um d Ohren, dat Di d Brägen eengal to d Mau ufstrickt!

Gommel (im Abgehen): Harrijeses, de Bur!

Harm (sint erschöpft ins Kissen): t sün der her, t is dahn mit mi. Nett as wenn t rabraakt sün. Das n Dagg! Un wat will dat noch worden! O Gott! o Gott! t wull, daß man erst doot weer. Och Herr ja. Dat hebb t nu väbr mien Bäfelsünn. Uns Herrgott weet een to finnen. Ja, dat Flöken, dat Flöken! dat gottverdammte Blizems Flöken! Dat muet mit ofwennen, un mag mi d Düvel halen, wenn t nich do up Stä. Flöken up Bädtagg — nä, dat hört der nich to. Lever bäden, bäden. O Heiland, verbarm di aver mien Sünnen! t will elt Bädler oof n dübbelten Penning gäven

un n Groten in d Klingbül. Vater unfer, der — nä, bäden kann t nich, kann t nu eenmal nich. Unf Herrgott függt je wol wat mit mi to, wenn t Jbten ferdann man avergäv un geen Spälpenn't wär in d Armbüßf finiet, as annerlesten ins — Gott vergäv mi, wat Sünn is. — (Gommel zeigt sich vor der Tür.) Herr du meine Güte! t löppt mi däbrunner, t worr mall — Gommel, Gommel, friggst der geen Enn in? D du Gottsbönnerslag! t wull, dat hunnert duzend Millionen Düvels up d Sniderdisk seten un neien Di mit Päckdraht Dien Backabend to, dat D mien Daag nich wär jappen funnst!

Gommel: Bur . . .

Harm: Sla mi lever doot erst!

Gommel: Warum full t dat dohn, Bur?

Harm: Spreck, Düvel, spreck of bast!

Gommel: Frä is der, Bur, t stunn in d Krant, hett Meint seggt.

Harm (richtet sich halb empor, sieht Gommel wild an und schreit): Frä?!

Gommel: Herrjees! D Bur kiest mi an, dar worr t bang däbr. (Geht ab.)

Harm (springt vom Bett, läuft wie ein Rasender umher und rumort mit Tischen und Stühlen): Frä? — Wenn dat wahr is, — nä, nä, dat sleit d Pott d Baam ut. Nu all Frä — full der denn geen Gott in d Himmel mehr wäsen? — t anner is all nix; wat frag t na mien Fro un na d Koh! t schaff mi fristen an. Wat frag t na n Mähr un na d Pär! t hebb d Kist vull Bestolen. Wat frag t na n Paar Schelsen! d Bän bast uu bredt mi haast. Man Frä, Frä, Frä — t wull lever, dat d Düvel up d mall Jann seet un smeet mi d Hell bi Klatten to d Boek in. Gotts Dönnner un Klenner! Dat givt n Strät däbr d Käten so dick as n Pümmelwurf. (An den Fingern abzählend.) Dar gahnt d Priesen herunner, dar verdarst mi d Frücht up Bän, dar verleeß t mien sädventig Saat-Bestolen, dar flüggt een Bur na d anner aver d Kopp — wenn t der recht an dent, kunn t d gan' Welt to Pottschiet hauen un förken i na d Meßfaaltstä. All hau t t däbrnanner, wat der ritt un fahrt — t kummt up n Lusduumbrett nicht mehr an, t geit doch all to m Düvel. Dar s nümms Schuld an, as d Franzosen, de Moden-Standalers, de swarte Dönnnerslag. Harr t hör hier man all mitnanner up een Bült — t goj hör in d Mustertmäölen un freet hör up mit Huut un Haar, mit Schellfisk un Kartuffels. Frä — kannst di gratleren, Harm! So n Swienglück bleit di all Daag nich. t löppt di je all mit! D Bestolen rügen di to d

Schöstein in un d Botter in d Riesbree. Fro doot, Roh doot, Mähr doot, Pär doot, Schelsen in d Brand, Frä int Land — nu rärt man, Jungens, nu rärt man! D Krieg is ut, d Welt vergeit, — hurra! Un noch n Mal — hurra!!

Gretji (tritt ein, in Reifelleibern): Christes Minsken noch to! Harm, wat geit Di an?

Harm (starrt seine Frau mit grohen Augen an): Gott bi= wahr mi vör Spötkere up Bädtagg, wenn d Sünne noch schient!

Gretji: Ich bidd Di, Harm, bisinn Di! Segg mi um Gottswill, wat heft, wat is der passeert mit Di!

Harm: D Doden stahnt up bi hellerlechten Dagg — wenn dat geen Leken van d jüngst Dagg is, denn hebb t der geen Verstand van.

Gretji: Du heft n Feber, Harm, ich seeg t all. Gah gau to Berd, mien Jung! maakst Di je ganz to Schann so.

Harm: Segg mi erst: Bist Minsk of Geest? Lävst of bist doot? Bist van Fleesk un Bunten, of is t Dgen= verkäuftelee?

Gretji: Proot doch nich so in t Will, Harm! Süggst je wol, daß läventig un goot vör Di stah. Bidar Di, mien Jung, bidar Di!

Harm: Giff mi ins een van Dien Klauen — ja, wüddelt, t is Hut un Fleesk. Gretji, dar fallt mi n Steen van t Hart, swaarder an n jahrig Swien.

Gretji: Harm, mien Jung, gah to Berd! Bist in t Sweet west, Du verkollst Di.

Harm: Nu ist t mit t anner oot all nix. Luter Lädgens, Bangmakere! Nich wahr, Gretji, mien Dütt, unsi fett Swartbunt is goot to Logg?

Gretji: Harm, mien Jung, gah to Berd! Ich bidd Di, proot sück mall Goot nich.

Harm: Nich wahr, Gretji, mien Därm, unsi fahl Mähr is fund un woll?

Gretji: Harm, mien Jung, Du baast je. Ich bidd Di, gah doch to Berd! .

Harm: Nich wahr, Gretji, mien Trost, unsi Schelsen stahnt noch hoch un dröbög up t lüttji Beer?

Gretji: Harm, mien Jung, legg Di doch in t Berd! Du baast, Du heft n Feber.

Harm (legt sich, von seiner Frau immer näher ans Bett geschoben, endlich hinein): Nich wahr, Gretji, mien Hart, d Türken un Ruffen hauen sück noch as arm Jädden?

Gretji: Kruup der man goot unner, Harm, mien Jung, dat t Sweet der herut kummt, denn fall t wol gau haden.

Harm: Geen Schelf in d Brand, un van Frä geen Ned — hurra! Rich wahr, Gretji, mien Kron, geen Düvel of sien Pumpstock denkt an Frä?

Gretji: I will Di Kamellen toerechtmaken, Harm, mien Jung, das t Best, wad Di gäven kann. Hest n Feber, mien Seel, du baast je.

Harm: Wat Feber, wat basen. Frag Gommel, uns lüttji Knecht man, de fall Di t wol utnannerjetten, de hett mi dat all vädrr Brillt.

Gretji: Wat sull Gommel, uns lüttji Knecht, der van weten? Is denn t ganz Huus van Daag up t Miall? Wenn ick utgah, mutt sück t doch alltied wat gäven. Man billst Di dat oof in, mien Jung, wat Du dar van Gommel seggst? Sull Di dat in d Verbaastheit oof man so vädrramen wäsen?

Harm: Worst düll mit dien Baseree! Magst wol ehrder basen, as ick. Koop Du Gommel, denn fallt woll hören, wat t gift: Koh doot, Fro doot, Mähr doot, Pär doot, Schelfen in d Brand, Frä in t Land, — hurra! t sünd doch verdammte Läggen all mitnanner.

Gretji (topfschüttelnd, für sich): t is mien Daag nich recht mit hüm. Man I will denn doch hören, wat Gommel seggt. (Kruft aus der Tür.) Gommel, kumm ins her! (Zu Harm) Hett he Di wüddelt so wat vertellt, mien Jung?

Harm: War sull I t denn anners her hebben — sull I t ut Been sniden?

Gommel (stolpert herein, angetrunken, singt):

Es druckt mich so, es druckt mich so,*)

Un holl di jo un jo nich up,

Es druckt mich . . .

Gretji: Sleef! süggst nich, well Du vädrr Di hejt? Schamst Di nich?

Gommel: Ahaaa — u — a — ja, ja, ja, ja, — — ja, Wirdinn, Si heben recht, t is wahr, recht hei Si, ganz recht, ja, ja, ja, ja.

Gretji: Bist je woll bisapen, Türk?

Gommel (mit breitem Lachen): Ja, Wirdinn, ja, ja, ja, Si weten t, n Lüttjen an d Näß, ja. I hebb der noch n Maatji of dree upsett, hett Meint mi trakteert. De Meint — aaaaah! He sä, ick harr mien Saten swienst goot maakt, dat sä he.

*) Verfälschter Anfang des bekannten, von Drehorglern durch ganz Deutschland verbreiteten „Trug nit so“ von Otto Roquette.

Gotts Blij! Die annerthalb Dort achter t Knoopgatt.
Tiderallala!

Es druckt mich so . . .

Gretji: Nu, nu, Jung, wäs brntlik! Segg, wat heft
Dien Bur vertellt?

Gommel: Ja, Berdinn, ja, ja, Si weten t! Maaaaah
— Si sünd los, los, los, los, los. Het Meint mi inschüünt,
Madam. Pst! mark Si? t segg van Madam. Uha, uhaaa,
t jün oof unner d Gods nich utbrött. Mark Si Bußen? Bi
diss där Tiden mutt m an all Lü seggen van Madam, an
all Lü, Buren un Börger. Wat meen Si, warum?

Es druckt mich so, es druckt mich so . . .

Harm: Gretji, smiet dat Swien buten Däör!

Gommel: Hei Si wat seggt, Bur Madam? t segg an
all Lü slichtweg van Madam, an mien Bur oof. Pastor of
Wester — t frag na d Welt nich na van Daag, un dat doh t
nich, un dat doh t nich. Los muj wäsen! Wat meen Si warum?

Es druckt mich so, es druckt mich so,

Un Pastor Von bibrüggt sien Fro —

Bu bleebt, Bur Madam? Hei Si wat seggt of wu Si wat
seggen? Ja, t geit der nu mall her in d Welt un up t
Eiland.

Gretji: Gah to, Kalb! Legg Di in t Hei to slapen,
dat wär to Binüll kummst. Wenn de stiemste Meint der
mit unner späölt, denn weet t all genug. To, to, maak, dat d
futt kummst!

Gommel: Ja, ja, ja, Si hebben t achter d Ohren, Madam
Burinske, dick — hui! dick, dick, dick, dick. De Meint — weet
Si? Man unnern Dort wull t nich, gans nich. Ja, ja, Madam,
t hebb all anspannt, süh, dar geit t hen!

Es druckt mich so, tiderallala,

Un hol bi jo un jo nich up.

(Stolpert ab.)

Gretji: Nu, Harm, dar heft wat! Lettst Di van so n
halbwetend Kalb wat up d Mau binnen.

Harm: Ja, mien Leev, t is nich anners. Weetst, t harr
d Koll unner d Läden, un n frank Minst is man n halb Minst.

Gretji: Gommel mut m vääör Dummigkeit wat togäven,
man de Meint weer nich bäter wert, as dat he n hunnert of
wat mit d Bullpietsk kreeg. t heb hüm all lank in d Lur
hatt, n rechten gluupsten Hund is t.

Harm: D Kärl hett prächtig Finken in d Koppy, dat kann
nich helpen. t hebb haast mien Bläseer daran. Weetst, t weer
oof so n Düllwelt, as t noch up mien Dräv weer.

Gretje: Wullt denn Schojer am Enn wol noch Geld to-
gäven?

Harm: Versteiht sück, bitahst hüm van Daag noch sien
Lohn ut, un dar kann he mit gahn. Sollen kann t hüm nich,
man wider will t hüm oof nich böten laten. t sünn vädls to
blid, dat d Welt noch in d Bumbam is.

Gretji: t hebb doch in d Stadt von Frä so wa dunt-
jen hört.

Harm: Duntjen — ho, het d Lied woll! War hejt t
sülvern Speebackji, Kind?

Gretji: Weer geen klar.

Harm: Mag wol geen Scha bi wäjen. Wi kunnen,
dünt mi, unj Geld wat bäter anwenden to unj un anner
Lü Nützen. Wat meenst, Gretji, wenn w oof ins wat Goods
dehen?

Gretji: Wi dohnt all Goods genugg. Wat full w denn
noch mehr dohn?

Harm: t will Di wat jeggen, wien Dütt. In mien
Tabaksblas liggt n ollen Penn'nt, das wollehr n dübbelsten
west, man nümis will hüm der mehr to annehmen. Wenn
dat Vädelswief un wär kummt, denn givst hör de mit n
Kumpelment van mi.

Gretji: Nu, dat lat t mi noch gefallen.

Harm: Hest wol Wunner meent, wack to t Fenster ut
smiten wull. Weetst je doch, Kind: Bur blivt Bur, all is
t oof up hilge Paastdagg.



n grot Prammel um n paar Drüpp Matt.

t weer vör n lüttji veertein Daag, as t nich anners weet, do gunt Jimm Ladd'n, — he s Bakker, mutt ji wet'n, — ick segg, do gunt Jimm Ladd'n jüüst na d Möhl'n to, um n Sack vull Mehl to hal'n.

As he nu tursmurs sien Gang so hendrüfolt, hört he van Lübb Süntfes sien Huus her n wambannig Geschell un Gebalsk.

„Will t wedden,“ seggt he, „dat Lübb sien Berndji t mall Zell wär um hett.“

Ut Neesgirigheit blift he vör t Fenster stahn, kloppt an t Middelmantji un röppt: „Berndji,“ seggt he, „wat geit Di an, mien-Deev? Hett Dien Katt Kus'fell'n?“

„Schieet oof, Wboof!“ seggt se (t steckt häär up n Luusduumbrett nich, wenn s' häär Mundspill eenmal haben Water hett); „kumm herin, denn kannst heruttkit'n!“

Goot, Jimm Ladd'n träd binnen. — Berndji, mit n Enn Tau in d Hand, d Mütz verdwert up d Kopp, Sack un Dooft terknüfolt, seeg ut, as n mall Minsk, un häär Saapf (Jakob), n hennig'n Jung van n halv Stieg Jahr, stunn mit n kriterg G'sicht in n Hörn un wreev süc mit beid Fuusten in d Ogen.

„Nu, Berndji,“ seggt Jimm, „wat hett t gäv'n? Hest Dien Jung bi d Wikkell hadd?“

„Un dat echt,“ seggt se; „denn n Luus'nack mutt mi nich wär aver Däär of Drüppel kam'n; dat will t hüm swär'n wäf'n!“

„Well? Saapf?“

„He wat! Hillert Bruns meen t. Van denn n Undböög kummt t all her, denn n Dies'nack.“

„Hillert meens't?“

„Nä! Saapf! -- Man t hebb hüm t örntliet seggt, geen Woort hebb t hum schunl'n, denn n Schubbert.“

„Du prooft van Jaapt?“

„Och! Van Hillert, well sull t anners menen!“

„Ja, wat Bix! Du mengst t je all dörnanner, as Bücks un Wamms. Wenn t der wat van weten fall, denh vertell t örntliet van Enn to Wenn.“

„Wat fall t dar n lanf Bertelljel van ma'n, um so n Schietschäteree! t is d Meit haast nich wert, dat t d Bed drum apen do. — Futt mit Di, Jaapt! Mars! to d Däbr ut! — To! maak dat Du d Drei triggst! t kann Di hier nich bruf'n, bist hier nix nütt, Du Sleef! —

„Ick kann so düll word'n, altmez, hör . . .! Sullt d'r man west hebb'n! n Spitaler van aller Welt! Kemeedji is der nix bi! All Ehr un Metelkeit hebb wi nanner verwät'n, oof geen goot Haar hebb t an hüm lat'n.“

„Ja, wat t segg'n wull . . ., n god'n Keteerührs mag t her wäf'n, do kummt unj' good Hillert dar anstäfel'n.“

„God'n Dagg,“ seggt he.

„God'n Dagg,“ segg ick, „kumm wat nader, Hillert, krieg Di n Stohl, gah wat sitt'n.“

„Dat laat uns doon,“ seggt he un smitt sück dar günt in d Öbrg daal; ick seet hier in d anner Hörn man'n mien Heede to plür'n. — Dat weer goot; wi prot'n wat hen un wat her van Wegg un Wär, van dit un van dat, wat sück t denn so giot, — all's in Frä un Örntlikeit.

Mit n Mal — t wuß up Erd'n Gotts nich, wat mi avertweem — mit n Mal hör t dar n Gefrull bav'n van d Bään herunner. Ick kiek up — ja, dar strifft t eengaal däbr d Glieb, und wat t Awentür will, nett up Hillert Bruns sien nee blaulaken Siffert. Nu harr w de Hell in Brand.

„Gotts Dönnner un Klenner!“ seggt he, „wat s mi dat väädr n Swieneree hier! t wull, dat Dien Ratt up Blofksbarg seet.“

„Ah wat Ratt!“ segg ick, „löv de Bösheit nich.“

„Ja, Ratt!“ seggt he, „Ratt! süggst je doch, Labb'lott, dat d oll Herz däbr d Bään miggt un mi t ganj' Siffert utschändt hett.“

„Bist woll up t Kullern,“ segg ick, „so wat deit unj' Ratt nich, kannst d'r up an, t is schoon Water.“

„Ja, prooft Mahltied,“ seggt he, „t stinkt je as Nas!“

„Dat lügg Dien Mund,“ segg ick.

„Denn ruuf väädr n Düvel her, of t stinkt,“ seggt he. Wat sull t? ick gunt hen un roof — goot un woll — t stunkt; stinken deht, dat mutt t sülvst segg'n.

„Nu,“ seggt he, „rufft t as ungel's Water?“

„Kann wäs'n," segg ick, „dat t nich allto süver rufft man dar s noch nich mit seggt, dat d Katt t daan hett.“

„Wiß hett d Katt daan," seggt he, „well anners? Hett mi dar n moj Brödd anricht, — n nee Ziffert! d Ell twee Daler! t geit d'r mien Daag nich wär ut! t maaf Di n Schadenräf'n! Kannst mi d gan' Hüttspott bital'n!“

„Fleiten sünd holl Pipen!" segg ick, „ick kunn t nich möten; wat van bav'n kummt, dat raakt mi nich.“

„Man t raakt m i!" seggt he, „t will Di woll krieg'n, mien Dütt! un erster Daags, wenn t Dien Katt to faten krieg, gäv t hüm up eenmal so vääbl, dat he genugg hett, dar verlaat Di to!“

„So?" segg ick, „kumm mien Katt nich tegg of naaft, of friggst mit mi to doon.“

„Will t Di je nich um frag'n," seggt he; „poggdoot hau t hüm, platt as n Panntoof, nett so wiß, as t hier sitt.“

„Un mien Katt hett t nich daan," segg ick.

„Un he hett t daan," seggt he.

„He hett t nich daan," segg ick.

„Un he hett t daan," seggt he.

Nu word mi d Kopp düll. „Hör", segg ick, „seggst mi dat noch n mal wär, denn fallt Di wunnern, wat Di averkummt; t schäält mi geen Haar, of t gäv Di n Drei an' d Hals, un wenn Du noch vääbl to koop hest, friggst een mit d Tang aver de Zuf'n, dat d Venen in d Enn steckst.“

„Ja Du," seggt he, „Du un d Tang! — O Du grote Kertuffel, dat Du man nich bast! Wat mullt Du moll! bist je man n Handvull: t fett Di up mien Duum un fleit Di na Agippen.“

„Hohol!" segg ick, „man söötjes, Pralers sünd geen Fehsters; wat meenst Du Braasfer! t laat mi van Di t Hüüfte noch nich aver d Kopp treff'n, t sün ook unner d Goof' nich utbrött.“

„Ick ook lang nich," seggt he.

„Mi dünt, ick hebb dääg so vääbl bitosett'n, as Du," segg ick, „t krieg all Dag mien Katt un Dröög goot, geen dremal Säbd in d Wäät, un datt fött denn doch bäter, sull t den'n, as bi Water un Brod in d Gaten sitten.“

„Sall mi dat gell'n?" seggt he.

„De d Schoh paßt, trefft hüm an," segg ick.

„Dehst bäter, wenn Dien Snut dicht hullst," seggt he, „bist beste Botter ook nich; t will doch lever n Schan-darm buten Dävr sett hebben, as 's nachts bi hellerlechten Maanschien in anner Lü Kohltuun gahn.“

„Du Düvel!“ segg ick, „wat seggst Du Dönnerslag mi dar? Meenst woll, t sull mit d Bedelpeit Huusji bilangs gaan, as wol Lehr Dien Paar? of mi dickfräten up Gemeens Unkösten, as Dien Moor, de in t Gasthuus stürven is!“

„Muggst will'n," seggt he, „dat n Bedelpeit bitalen kunnst; man jowoll, kannst mitfamt Dien Kärl geen Här'nt van d Röstler luten; wo lanf mag t all her wäs'n, dat Zi mi d Schaaphür schüllig sünd! un dann d Koopschill'nt van t Huus — mörgen denn Dag gäv t d gan' Budel in t Gericht, un denn kannst d'r up rät'n, dat Du nich jövööl in d Här' blivst, as Du in t Dge liden kannst.“

„Ga hen un föhl d Höhner," segg ick, „kannst mi achter küssen," segg ick, „Du rechte Schimmernaak, dar Du bist. Bräf mi nich de Best apen, of t will Di noch heel wat anners vertell'n," segg ick, „Smittst nu mit Bestolen herum," segg ick, „un kannst d Lü to Paar'n driven, dat löv t, man wo d'r bitamen bist, dat seggst nich na, un fallst oof woll weten, warum? In t Gericht lopen," segg ick, „jawoll, dar geit noch erst n hogen Wif' up," segg ick, „fallt woll n Haar in d Nack hebben, de Di torüggholt.“

„Of Du wat seggst un of mien oll' Hund blafft," seggt he, dat kummert mi nich jövööl.“

„Un of Du, of n ollen Schojer wat seggt," segg ick, „dat s nett so lanf as t breet is.“

„Wat sün ick?" seggt he, „dürst dat noch n mal seggen?“

„Bestor präkt man eenmal vör sien Geld," segg ick.

„Wenn Du n echten Schojer sehn willst," seggt he, „denn mußt in t Spegel kiken.“

„Du Dönnertopp!" segg ick, „Du grannige Satan, dar Du bist! Sullt man bi Di sülvst up un daal tik'n, denn wußt nett affrat, wo n Schuft un Bidreger utfütt.“

„Dat seggt een," seggt he.

„Bist n rechten Lump van n Kärl, dat bist!" segg ick, „dat Du um so n Ubrree so n Brammel upfleist un all' Tauen bi t Enn' triggst! n waren Dwahbüngel, slimmer as d oll' Jung' all sien lävenlang west is.“

„Un Du kannst Di mell'n," seggt he, wenn d Düvel sien Grootmoor t d'r ins to doon sull.“

„Blitzem henin! holl entelt Dien grote Smut," segg ick, „of t gäv' Di d'r een in, dat Di d Schuum um d Ohren flüggt.“

So as t dat segg, knapp harr t t Woort ut d Mund, steit mien Saapf in d Rökendäör, un denk an — hett d Klapp'

noch apen, — ja Du! — Klapp apen, un harr sien Kiesen d'r noch wat van, as wenn he meen, dat t n Remeedji weer.

„Aha!“ seggt Hillert Bruns, „dat s am Enn' d' Ratt west.“

„Wacht, Du Knävel!“ jegg ick, „Du versträten Kalf, dar D bist,“ jegg ick, „Du sallt Dien Bitalen hebben, un dat nich vör d' Wis; — t Enn' Tau will t mit Di desen, dat will t.“

Enn, twe — hebb t t Enn' Tau in d' Fuust, un wams hüm dör, dat d' Dönnersjung rärt, as n Kätelböter, — ut Kröpelstraf. Un wat dat to doon is — unj Hillert gift hüm oof n Paar Bagen, de nich vör d' Buus weren; man kannst Di denken, dat mi dat nich na d' Müß weer.

„Wat heft Du Dönnner an mien Jung to slaan,“ jegg ick, „dat kann t sülvst of.“ Un heste nich, so kannste nich — fuust hüm t Enn' Tau um d' Ohren, dat hüm t Für ut d' Ogen stufft.

Daar nich goot mit, packt dat Swienbest mi in d' Bost, eer t mi t verseeq, bitt d'rbi up d' Gnister as n wild Deer, un kiest, as d' Düvel vör t Gädtgatt.

Ich nich maff, fahr hüm in sien swarte Prüüf un plüch hüm, dat d' Jären stufen.

Wuppsdi, gift Hillert mi n Stööt vödr d' Bost, dat t dre Trä aber de Dääl fleeg un rüggaver fall nett mit d' Märs in t Schöttelwater. Un mit n Dreium is unj Maat to d' Dädr ut, as d' Kugel ut d' Slur, dat geen Düvel of sien Bumpstoc weet, war he stav'n of slag'n is.

Ja, Jimm Tadd'n, so geit t d'r her in d' Welt un up t Eiland. Hest Dien Lävend all so wat hört of sehn?“

„Hm!“ seggt Jimm, dreit süch um un maakt sachtjes, dat he buten Dädr kummt! „Hm!“ t is all n sturen Hund, wenn een t Water nich hollen kann; man kann een t Mundspill nich hollen, dat s noch teinmal leper.“

Hektor sandte nach der Aufforderung des Dr. Frommann, Direktor des Germanischen Nationalmuseums zu Nürnberg, an der von ihm geleiteten Zeitschrift „Die deutschen Mundarten“ teilzunehmen, obige Skizze eines ostfr. Rededuells am 11. Jan. 1856 ein und bemerkt dazu, er habe die Wahl des Stoffes so getroffen, um eine Gelegenheit zu haben, die Mundart in ihrer eigensten Weise zeigen zu können, „im Wortgefecht,“ „wenn eine geläufige Weiberzunge dabei aus der Scheide fährt.“ Er verweist dabei auf klassische Vorbilder: Scribes „Ein Sturm

im Glase Wasser“ und Shakespeares „Viel Lärm um nichts.“ Die Ausdrücke, Redensarten und Wendungen entsprechen genau der Art, wie man sich vor 50 Jahren in den untern Volksschichten zankte, sie sind echt wie Gold. — Das Stück ist gedruckt in obengen. Blatte: 4. Jahrg. Nürnberg 1857. Diese Einwendung beförderte Hektor zum Hilfsarbeiter am Germanischen Museum.



Watt Iann platt aver de Mäfig- keit seggt.

Woj in Rimen broggt.

Ich bin woll geen studeerten Mann,
Un wat ich So vertellen kann,
Is woll besünners vööl nich wert,
Klingt nich heel hoch un nich gelehrt;
Man doch — ich hebb nu d Ehr to spräken
Un bin bi vööl Lü wat in d Räten,
Hebb darbi oof n goot Geweten
Un vöör mien Rinner g'nugg to eten.
Wollehr — ja, ja, do weer t nich so,
Do stunn t ganz anners mit mi to!
Do weer t haast alle Daag besapen.
Leeg t mennigmal in d Gäbt to slapen,
Hebb t mit de Glasen faken klungen
Un darbi düchtig rärt un jungun:
„Hier heww de Buddel, war Brannwien in is.“
Un in mien Huushollgen — all leep t miß:
Söv'nmal in d Wät Striet mit mien Fro,
Geen Geld, geen Törf, geen Kleer, geen Schoh,
Geen Aten of Drinken, geen Schöttel of Kumm,
Mien Rinner lepen in d Wilde rum . . .
Dat weer n Spitafel un Verdreet,
As wenn d oll Jung der maken seet,
Ich will So ut mien vöörig Laven
Man een Geschicht to m besten gäven,
Denn worr Si alls genau gewahr,
Wo t mit mi stunn vör dardhalf Jahr,
Dof word So denn togliet befannt,
Wo t endtelt tweem wär to Bestand.

Ins mal — t weer up een Sönnitag jüst —
Harr ich wär heel un dall geen Rüst,

Wiel ick — haast kreeg ick all en Flaot —
Noch mien half Dort nich hart verdaut.
Mien Fro — je gung do nett up t lest —
Kroot Lunt un weer nich alltobejt
Up mien Janneversdörjt to spraken
Se maachte mi een Sträf döör d Käten
Un sä: „Ick bin um Geld verlegen;
Ick hebb jo lant niz van Di kregen,
Un doch hebb ick t jo nödig nu;
De Kinner laten mi geen Ruh,
Se kriegen nich mal örndtlik jatt;
Un ook to d Wievdag bruk ick wat.“
„Loop hen,“ sä ick, „ick hebb geen Geld,
t is mit mien Deiten slecht bestellt;
Du weests, ick kann nu niz verdienen.
Willt Du wat hebben, mußt wat lehnem.“
„Geen Geld?“ sä je, „ick weet gewiß,
Dat in Dien Tasken noch wat is,
Ick bidd Di, giff mi so väöl man,
Dat ick wat Äten katen kann;
Ook is der geen Snä Brod nich mehr,
Un börgen will mi nüms nich wär.“
„Och wat!“ jung ick nu an to jnauen,
„Süh to, dat Du wat friggst to kauen,
Behelp Di wat! Du meenst am Enn,
Dat ick Dien Pülkeree nich kenn?
Gah mit Dien Koffjdrinkeree,
Dien grön un swart un Hahjanteel
Wat? Darför jull t mien Geld wegsmiten?
t wull mi je lever d Nöös' ofbitem.“
Dat kunn mien Fro nich still anhören,
So kreeg ick denn de Wind van vören;
„Tee? Koffji? O du grote Gott!
Ick denk man bloot an d Ätenspott,
Ick weer gewiß tofrä un sweeg,
Wenn ick man jatt to äten kreeg.
Man Du — Du maakt je all hendör,
Dien Nöös' frigt all n roden Klör,
Bist alle Dage dick un duhn,
Un wennehr heft woll n goden Luun?
De Düwel hött sück vör Dien Rücken,
Du schellst un flöckst, smittst all in Stücken,
Sigst mennig Nacht in t Bertshuus to,
Un um Dien Kinner, um Dien Fro,

Bekümmerst Di so väärl as nix,
n Glas utstäten, dat kannste fix,
An d Jannäver is Di alls gelegen,
Dat is Dien Mörge- und Abendsegen.“
Nu träd mi d Gall in t Bloot, ick ho
Mit d Fuust up d Disk und brüll darto:
„En sla je gliest de Dönnner drin!
Wat seggst mi dar, Du gift'ge Spinn?
Ick duhn? dat lat mi nich wär hören,
Of t geit Di schlecht, da will t Di swören!
Wat? bin ick hier nich Herr in Huus!
Wenn t nu oot läv in Suus un Bruus,
Dat geit Di heel un dall nix an,
Du bist dat Wiew, ick bin de Mann! —
Dien Schuld is t, dat t to t Huus ut loop,
Du heft je alltied wat to koop,
Ick hebb in Huus mien Väven geen Frä,
Un darum gah ick oot up d Stä.
Nu blarrst? Futt, fut mit Dien Begirr!
Meenst woll, ick sull nach langer hier
Dien Schrev'n anhören? t will Di wat nixen!
Ick gah der langs — loop Du an d Blizen!“
Un darmit gung t der ut un ho
De Däbr mi achter d Hacken to,
Ick maafd, dat ick na t Wertshuus kweem,
War t up de Schreck n Lüttjen nehm.
Nu weet Zi woll, wat t Spreckwoort seggt:
Up een Been löppt sück alltied slecht, —
So löff ick mi denn noch een Klaren,
Un wiel ick t heel nich harr up t Sparen.
So nehm t noch een und denn noch een,
So lant, bet ick up beide Been
Nich mal mehr örndtliet lopen kunn.
Dat dūr nich alltolant, do funn
Jann, Peter, Paul, of wo je heten,
(Van mien Kalanten, mutt Zi weten)
Mit lever Va sück oot noch in;
Dat weer mi nu so recht na d Sinn.
In d Kieg gung w sitten Mann an Mann,
Dat Glas gung rund — „Frost Gerd!“ „Dank Jann!“
Knapp harr wi een Glas utgedrunken.
Stunt t anner all weer vullgeschunken.
Dat gung van supen, slöken, kiesjen,
Van schellen, daven, Fuust-up-wiesjen,

Wan rären un lachen, — dat gung der her,
 As wenn de Düvel der manten weer.
 Dat Hören vergung een van so n Gefafel;
 Tolest kreeg w noch n groot Spitafel,
 Twe van de Supers kregen Striet, —
 Nu gull uns t erst! Est de sien Fliet,
 Dat t immer düller un maller gung;
 De een röhr d Fuust, de anner d Tung,
 De een worr gross, de anner noch grafer, —
 So gung t herunner denn un heraser.
 Wi fungen an t prügeln un Haar=ut=plücken;
 De Glasen sprungen in dusend Stücken,
 De Disk worr unner d Foten smäten,
 De Stohlen hier= un darhen räten,
 De Buddels flogen uns an de Kopp;
 Een ho der manten mit n Flegelklopp,
 Dat mennig Mann van unse Schar
 Bull Bloot kreeg sien Gesicht un Haar;
 De Kleer worr heel un dall toräten
 Un Hoot un Müz dörr t Fenster smäten.
 Doch entelt kreeg w de Budel satt,
 Wi grepen weer to t leve Natt,
 Berdrogen uns, so goot as t gung,
 Un snackden wat mit d liggend Tung;
 Denn brook wi up. De een, de sögg
 Sien Hoot of Müz; de anner flöck,
 Dat he de Därr nich finnen kunn,
 Viel alles mit hüm gung in t Kunn;
 De darde gnurr as junge Wiggen;
 De veerde bleef besapen liggen.
 As ick nu glückelt tweem na buten,
 Jung de Horenblaser jüst an t tuten,
 He bloos — ick tell de Stöden sacht,
 Denkt an: t weer twalf Ühr Middelernacht!
 So lant van s namiddags um dree
 Dür de verdammte Superee.
 Ahn dat k mi langer noch besunn,
 Maak ick, dat ick na Huus to funn,
 Heel fell gung t nich, oof nich na d Strät,
 t weer nett, as harr k de fallend Seek;
 Boll träd k ins aver, boll strumpel k mal,
 Boll stödd k an n Mür, boll an en Pahl;
 Denn viel k en Strät harr, jüst darvan
 Hull ick geen Strät, woll to verstahn.

Doch glückerl funn in noch na Huus;
Dar weer t so still in as en Muus,
Mien Volk leeg nämlich all to slapen.
Ick klopp an t Fenster un reep: „Däär apen!“
Dat dūr nich lant, do tweem herbäär,
Mien ollste Dochter un de mi d Däär
Sacht apen, ick gung na d Köfen stallen
Un leet mi up en Stohl dahl fallen.
Dar leeg ick hen haast as n Dood,
Ganz jammerlik weer mi to Mood,
Ick brumm so vör mi hen: „Ick wull,
Dat k wat to äten hatt, dat sull
Mi woll am ersten wär tureren.“
„Ja, segg ins,“ sä mien ollste Deren,
De nett bi t Lüchtanstaken weer,
„Ja, segg ins, war nehm ick wat her?
Du weest je sülm, wi hebben geen
Stück Brod fiet lange Tied mehr sehn,
Is oof geen Spier in Huus up Stünd,
Ick un mien Bröders un Süsters sünd
Van Abend hungere to Bedde gahn,
Du wullt je heel geen Geld ofstahn;
Nu mag der noch woll van de Bree
In t Schapp wat stahn, de Trientjemöh
Van Abend hett vör Moder brocht.
Man darvan, dat hebb k woll bedocht,
Dür wi nitz nehmen.“ „Wo is dat?“
Frog ick, „man schickt Dien Moder wat?“
„Wat, heft Du t noch nich hört?“ sä se,
„Du weest noch nich? Dat deit mi nee!
Denn fiet man även to in d Weeg.“
As ick dat Spreet uptill, do kreeg
Ick haast n Schreck. „En lüttjet Kind!“
„Ick löv haast, Vader, Du bist blind!
Fiet bäter to. Suggst Du man een?“
Mien Gott, wat kreeg ick nu to sehn!
Twe lewe Kinner legen dar,
Twe Engels, ja, t is wüddelk wahr!
Dar legen s Kopp an Kopp tofamen,
Twe Rosen, de haft apen kamen.
Ick funn heel nich wär van hör wiken,
Kunn mi der haast nich satt an kiken,
Un darbi rullen up en Mal
De Tranen mi de Wangen dahl.

Ich reep: „Wo fall mi t nu woll gahn?
Mit so völ Kinner sück umtoslahn!
Sejs Kinner harr t all, un up t nee
Krig ick darbi tomal noch twe!
Nä, nä, nu is mien Not der her,
Ich weet mi nu geen Rat nich mehr,
Wi mutten bädeln gahn verdann, —
Man bin ick sülvst nich Schuld daran?
De Halsfoortzmaat het mi t andahn,
Ich sünn to völ na t Wertshuus gahn,
Hebb alltied vör mi sülvst man sörgt,
Sannäver drunken, Sannäver börgt,
Mien Arbeit un mien Pflicht verlaten,
Mien Fro un Kinner driven laten,
Mi sülvst verdürven, uns Goot vertähr,
Ich bin up Erden nig mehr wärt.
O Gott, mien Gott, lat mi man starfen!
Wi mutten nu doch all verdarfen. — —
Wat, sull t mi gäven nu in d Rüst?
Of supen wär na mien Gelüst?
Nä, nä, t fall anners worden nu!
Ich gäv mi ehr nich wär in Ruh,
Bet ick to m Goden mi entflaten.
So arme Wurms sull ick verlaten,
De dar in d Weeg unschüllig rüsten?
Si sullen de Bersörger misten?
Nä, wacht man, ick will vör So sörgen;
Ich fang van neen an all mörgen.
Geen Drüpp Sannäver wär an d Mund!
Dat Glas an d Grund! weg mit de Strunt!“
So reep ick luut: Mien Fro, de weer
Tolest upwaakt van mien Gerär,
Angst weer up hör Gesicht to läsen.
Ich jä, se kunn ganz ruhig wäsen,
Ich harr dat Supen mi verheten,
Un wull van t Snappen nig mehr weten,
Se bruk nich wär um mi to klagan,
Ganz anners wull t mi nu bedragen.
Si können denken, wat mien Fro,
Als se dit hör, sück frei darto. —
Ich hebb mien Woort oof ehreft stahn,
Bin gliet de anner Dag hengahn,
Un geev mien Nam to Protokoll.
De gode Folgen spör ick boll.

t spiet mi oof heel un dall nich — nå,
Ick bin nu alltied goot tofrå.
Woll harr ick mennig Kamp to kâmpen,
De oll Janneversjangst to dâmpen:
Man nu is t averstahn. Dof harr
Mi een un anner wat van Marr,
Se wullen gern mi wâr versöhren,
Ick aber leet mi heel nich stören,
Hebb na hör Schimpen wenig lurt,
Ick hebb de Winsten man bedurt.
Se sünd dat Good' mi woll nich gönnen?
Se sullen jüch doch man besinnen,
Wat ick nu bin, un wat wollehr
Ick vör en schlechten Kârel weer,
Se sullen doch bedenken man,
Dat ick nu recht good läven kann,
Un dat ick noch vör enig Zahren
Nix harr as Glend un Gefahren.
Wat schimp Si up de Mâzigkeit?
Si Winsten sünd nich recht gescheit,
Si dadeln, wat Si nich verstahn.
Wat hett de Mâzigkeit So dahn?
De will noch mehr so glückelk maken,
As ick nu bin, — sünd dat denn Saten,
De to verdammen sünd? Nå, nå!
Lat't mi de Mâzigkeit tofrå.

Rehrt So, mien Frunn, nich an de Welt,
Nich an hör Strâten un hör Kniffen!
Eck mutt jüch wiesen as en Held!
Ick segg So: Lat t So nich verblüffen!

Un Si, de dar noch buten stahnt,
Kamt her, lat t So nich langer nögen!
Si worren an So Schülden mahnt!
Denkt doch nich bloot an So Vergnögen.

Dat Si nich wuchern mit So Bund,
Sall ick So t langer noch verwiten?
Kamt her, un träd't in unse Bund!
Ick weet gewiß, t sall So nich spiten.

Kört van Besinnen! Gau bi d Hand!
Lat t entelk van So olle Rücken!
De Brannwiensbuddel gojt an d Wand!
Un smiet t dat Glas in dusend Stücken!

De Ring.

t is doch n egen Ding,
So n blanten, gollen Ring,
Ick kief hüm an un krieg t mien Dag nich satt.
Ick drei hüm hen un wär.
Un sücht un simeleer,
Un legg t hümm hen, denn sünt mien Dgen natt.

In d Sommerkäbten stund t,
As he mi stillkes wunt,
Un stoot de Ring mi to un sä darbi:
Holl du man gode Moot,
t word doch am Enn' noch goot,
Verlaat di all dien lävendlant up mi.

In t Väärhuus flogen jüst
De Swaalkes um hör Nüst,
De Rinner jungen: Stärke, Langebeen!
De Stärk is lant all weg,
Dat Swaalkenüst ist leeg,
Un ick sün mit mien Ring allief alleen.

Ick dogg' mi t all gelief,
He is je Bur un rief,
Ick weer sien Maid; mien Dll is Döskertnecht.
Sien Moder sproot hüm to,
He nimmt n rieten Fro,
De Maid, de weer hüm doch am Enn' to slecht.

Kummt he mi nu to mööt,
Ick nick hüm to un gröööt,
He sprefft geen Wort un lict nich na mi her.
t is alles ut un doot,
Ick hebb geen Lüst of Moot,
Ick weet nich — t Hart in d Bost deit mi so sär.

Mien Moder fraggt mi: Doh
Mien Kind, wat schadt di doch?
Worst witt un bleef un mager nett as Holt.
Se hett de Doktor haalt,
Hüm mit hör Sweet betaalt;
De Dokter meen, ick harr mi woll verkollt.

Ich krieg mien Ring wär her,
Bekiel hüm hen un wär,
Un sücht un fimeleer; — de fraag t um Rat!
Wenn de man spraken kunn,
Sien Swiegen bräken kunn, —
De Ring, de Ring, de weet wol, wat mi schadt.

t is mi all saak so west,
As wenn de Ring tolest
In süc herin suggt all mien Saft un Kraft.
Nä, t holl t nich lang mer vull,
Un wenn t denn starben sull,
Mien Ring, mien Ring, de gävt mi mit in t Graft.



Moj Hanne.

De Nachtwind, de strickt däbr de Bladen hendäbr,
De Bullmaan, de kummt achter Wulken herväbr.

Moj Hanne, de geit aver t Feld as de Wind; —
Wat will se bi Nacht woll so ilig, dat Kind?

Will aver de eensame Haide woll gahn,
Dar sücht se de düstere Niklas stahn.

„God'n Abend, moj Hanne, war willst du up to?
Du löppst ja, as danzt du in siden Schoh.“

„Dch Niklas, wat wullt du, wat hebb ick di dahn?
Wi jünt nich allennig, hell schient hier de Maan.“

Dat segg ick di nich, war mien Loop hengeit;
Dch, laat mi, ick mutt noch däbr Busk un Reitt!“

„Willt du mi nich jeggen dien Weg un Steg,
Kummst du van de Haide nich lävendig weg.“

„Sall ick van de Haide nich lävendig weg,
Denn mutt ick di jeggen mien Weg un Steg.“

Mien Danno hett up de Nacht mi bestellt,
He wacht up mi günnert dat Haidefeld.

Ich bidd di, nu laat mi nich langer hier stahn,
Laat löfs mi un laat na mien Leeffte mi gahn.“

„Moj Hanne, woll achter dat Haidefeld,
Dar wacht he up di, de di henbestellt.“

Ja, bett an den jüngsten Dagg wacht he di dar,
He wacht di noch, wenn all sneewitt dien Haar.“

„Segg, Niklas, wo heft du dien Handen so rot?
Dien Fingers, de laten so rot as Blot!“

„Woll sünd mien Fingers van Blot so rot,
De hebb ick mi wusten in Minstenblot.“

„Wat fall denn de spitze Degen dien?
Wat wullt du darmit bi Manenschien?“

„Ick hebb mit de spitze Degen mien
Dien Onno umbrocht bi Manenschien.

Ick hebb hum begraven woll unner een Steen;
Woj Hanne, nu bin ick dien Leeffte alleen.“ —

Woll aver dat Haidefeld suust de Wind,
De Bullmaan truppt achter n Wolke geswind.

Woj Hanne ritt Niklas de Degen van d Siet
Un steckt in sien Hart hum so deep un wiet,

Löppt aver de Haide woll hen un her,
Se söcht na hör Leeffte — un findt hum nich mehr.



An de Ene, de ick mene.

Du mien Gedant bi Nacht un hellen Dage,
Du mien Gedant bi Sün- und Manenschien,
Du, de ick in de Sinn so lank all drage:
Du witte Rose, weerst du mien!

Ich kann di nicks anbeeden as mien Laven,
Nicks as een Hart vull Leefd un Tro darbi,
Dat hört di ganz, man mehr kann t di nich gäven:
Du witte Rose, willst du mi?

Denk ick an di, seh ick de Himmel apen,
Denk ick an di, föhl ick gien Angst of Bien;
Denk ick des Nachts an di, kann ick nich slapen, —
Du witte Rose, weerst du mien!

Sall ick man bi di wäfen in mien Drömen?
Man in Gedanken alles doon för di?
Segg, sall ick di nich ganz mien egen nömen?
Du witte Rose, willst du mi?

Woll huult de Wind, de Waterbulgen gralen,
Un gliest darup swiggt all dat wilde Spill,
Man in mien Hart — willst du de Störm nich dalen,
Du witte Rose — wordt nich still!



Dit is dat Leed van Walskbohn, Kölle un Speck,

un is nich anners to lesen, as mit n Snuufdoof in d Hand.

Walskbohn, van Smaat so goot,
Walskbohn is doot.
Bohn, du harrst säker huult,
Harr t di nich glief utpuult;
Weerst all riep up un dahl,
Harst all bruun Mal.
Weerst to verknusen wert,
t hebb di denn glief vertert.
Jeses, de Lüst weer grot! —
Bohn is nu doot.

Wat roof de Kölle goot!
Kölle is doot.
Dat is warantig wahr:
t sünd mehr als twintig Jahr,
Dat t di nich raken hebb,
Dat t di nich smaken hebb,
Dat t di nich taken hebb
Un nich verlaten hebb.
Kölle, so sööt, so goot
Kölle is doot.

Speck weet; dat allerbest,
Dat kummt tolest.
Ja, Speck, du weerst derbi,
As Zucker smuckst du mi,
Väter noch as en Koot; —
Doot bist nu oof.
Twintig Jahr dürt dat wär,
Dat so n Präsent kummt her:
Denn lävt Walskbohn weer up,
Köllen is haben drup,
Speck maakt süc breet un grot,
Ja — bin denn doot.

E. Hektor empfing von seinem Bruder Heinrich Hektor in Dornum hin und wieder Sendungen für das Küchendepartement, um ihn durch besondere heimatliche Speisen nicht ganz von ihrem Geschmac abkommen zu lassen, so auch 1872 im Juli die Bestandteile zu einem kompleteten Gerichte Walschbohnen, wie es bei uns üblich ist. Seit 20 Jahren hatte der Dichter den Genuß dieser Kost, eines Leibgerichts, nicht mehr gehabt und aus innigem Behagen daran setzte er sich hin und sandte brieflichen Dank in obigem originellen Gedichte. Er hat darnach sein Leibgericht nicht wieder gespeist. (Nach mündl. Mitteil. von H. Hektor 1874).



Eala frea Fresena!

Im Kunstblatt von A. Meyer in Leer 1866.

Gruß dir und sei gepriesen,
Du meerumrauschter Strand!
Heil allen freien Friesen,
Heil ihrem Vaterland!

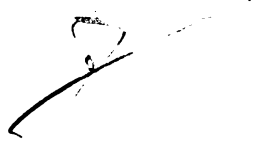
Dem Land der Friesen immer
Sei Herz und Auge hold,
Der Dünen Silberschimmer,
Der Marschen Saatengold.

Stets soll in unsrer Mitte —
Wie hoch die Wogen gehn —
Das Recht, die alte Sitte,
Fest wie die Deiche stehn.

Mürnberg 1864.



Druck von G. Reichardt, Großsch i. S.



Has

